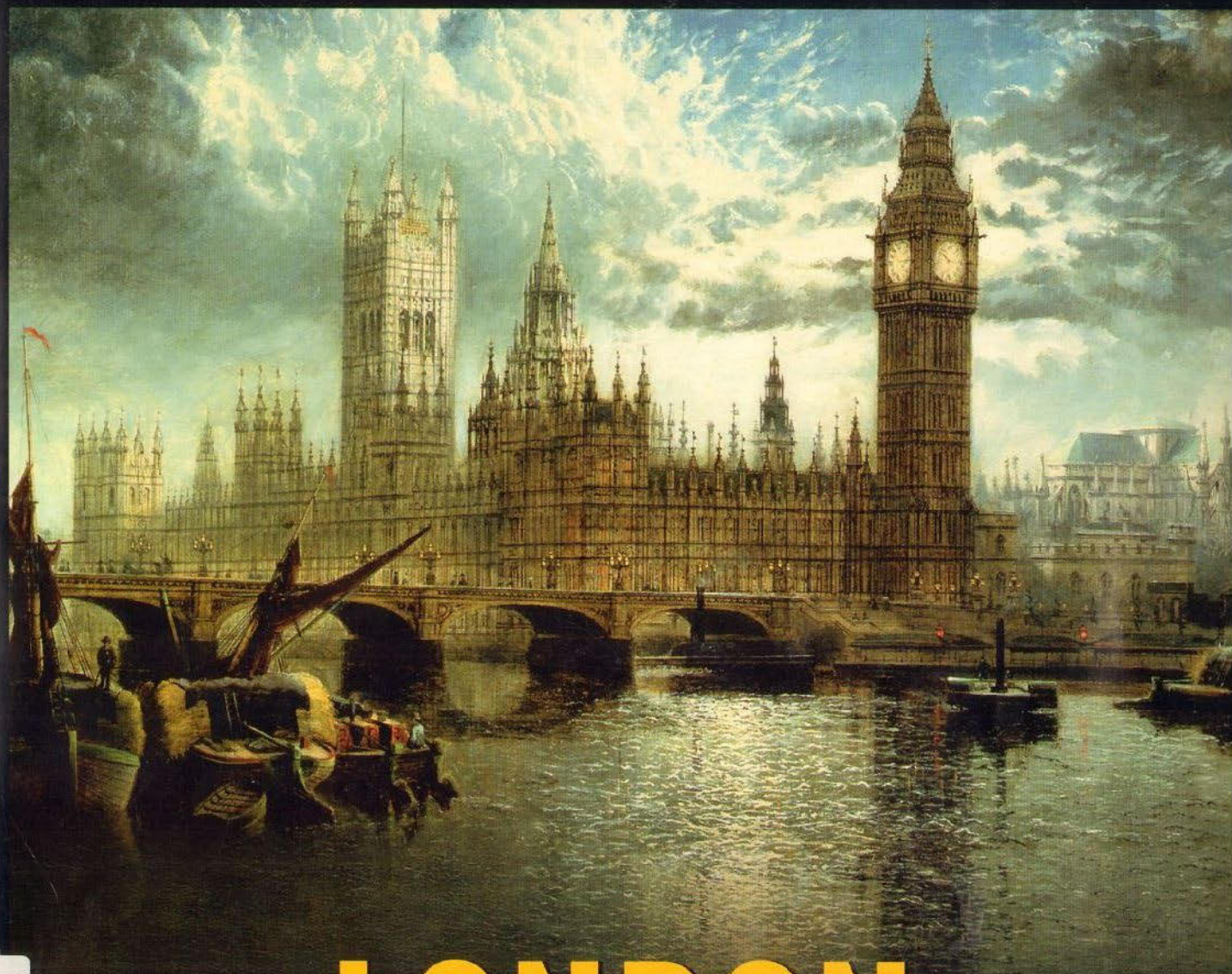


GEO EPOCHE

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE

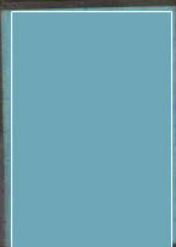
LONDON 1558-1945 GEO EPOCHE



LONDON

Geschichte einer Weltstadt

1558-1945



DER STROM,
DER NIE
VERSIEGT

D

118
SAUGKREIS 11a/3
V

Um sie zu beherrschen, muss man sie verstehen: die Technik.

Die aktuelle Ausgabe von GEOkompakt schraubt für Sie Steckdosen, Mobiltelefone, Radios, Kernkraftwerke, Autos, Flugzeuge und Computer auf, um Ihnen das komplexe technische Innenleben anschaulich zu präsentieren. Und mit ganz einfachen Worten zu erklären. Jetzt im Handel.



Heft Nr. 3
Jetzt im
Handel



Wissen. Einfach. Sammeln.



Liebe Leserin, lieber Leser

Theodor Fontane reiste im April 1852 als Korrespondent nach London und schrieb einen Sommer lang Feuilletons für Zeitungen in der Heimat. Drei Jahre nach dem Scheitern der ersten deutschen Revolution erschien Großbritannien dem Liberalen wie das gelobte Land. „Seit Jahren blickt' ich auf England wie die Juden in Ägypten auf Kanaan“, hatte er bereits nach einem ersten Aufenthalt auf der Insel 1844 notiert. Und hinzugefügt: „Ich lobe mir das Land der Preßfreiheit, der Meetings und der Klubs, das Land voll politischer Bildung und Intelligenz, ich lob' es und rufe mit einem Blick auf Deutschland aus: ‚Gott besser's‘“.

Nun, 1852, fiel sein Urteil über London zwar etwas kritischer aus, etwa über das „millionenfache Elend rund umher“, dennoch staunte er über die „summende, rastlose Geschäftigkeit der ersten Handelsstadt“ und notierte voller Bewunderung über die Kapitale an der Themse, sie sei „das Modell oder die Quintessenz einer ganzen Welt“.

Und tatsächlich: London war damals die fortschrittlichste Metropole des Planeten, der Kristallisationskern eines Weltreichs – die Stadt, die der industriellen Moderne den Takt vorgab.

Zum einen politisch: Anders als in den bedeutenden Staaten Kontinentaleuropas herrschte in Großbritannien

Meinungsfreiheit; zudem hatte das Parlament dem Königshaus schon mehr als 100 Jahre zuvor den größten Teil seiner Macht abgerungen; und das aufstrebende Bürgertum übte – anders als in Fontanes Heimat Preußen – großen politischen Einfluss aus.

Zum anderen technisch: Britische Erfindungen wie der mechanische Webstuhl oder die Dampfmaschine hatten die Industrielle Revolution erst möglich gemacht; gut zwei Jahrzehnte nach dem Start der ersten Eisenbahn war London bereits das Zentrum eines nationalen Schienennetzes; und nicht lange nach Fontanes Besuch ließen Ingenieure die Trassen der ersten U-Bahn der Welt in den Boden der Themsestadt graben.

Zum dritten ökonomisch und gesellschaftlich: Die britische Kapitale war der magnetische Pol eines globalen Handelsnetzes (auch wenn ein Gutteil dieses Handels darin bestand, die eigenen Kolonien auszuplündern); die City – jener Teil Londons, in dem sich die Banken und Assekuranzen ballten – finanzierte und versicherte die Industrialisierung der westlichen Welt; und die Stadt selbst nahm manche Entwicklung vorweg, der sich andere Kommunen erst im 20. Jahrhundert stellen mussten, etwa die Entvölkerung des Zentrums und das Wuchern der Vorstädte.

Am 25. September 1852 verließ Fontane London – immer noch begeistert über die „großartige und unvergleichliche“ Metropole, aber etwas ernüchtert davon, wie reserviert die Briten ihm gegenüber gewesen waren: „Keine Katze kümmert sich um mich, selbst die Hunde weichen einem aus, als hielten sie's unter ihrer Würde, einen Deutschen anzupissen“.

Wie London zum Laboratorium der Moderne wurde, wann diese Entwicklung begann, und wer deren Protagonisten waren, davon erzählen die Beiträge in diesem Heft. Es ist das erste Metropolenporträt in der GEOEPOCHE-Reihe: knapp vier Jahrhunderte englischer Geschichte, verdichtet auf rund 100 Quadratkilometer Stadtfläche – und 180 Seiten.



Um 1900 ist London die größte Stadt des Planeten – und Herz der Finanzwelt, deren Puls die Bank of England (li.) und Royal Exchange bestimmen

Herzlich Ihr

Michael Schaper
Michael Schaper

INHALT

DAS ZENTRUM DER WELT

Um 1900 herrscht Großbritannien über das größte Kolonialreich des Planeten, dessen Menschen und Schätze seit Jahrzehnten in seine Kapitale strömen. Und so ist keine Stadt urbaner, keine gewaltiger, keine gegensätzlicher als jene zu Füßen der kuppelbekrönten Kathedrale von St Paul: London.

Seite 6

ELISABETH I.

Klug ist sie in der Diplomatie, großzügig zu ihren Untertanen. Mit Elisabeth I. beginnt im 16. Jahrhundert Londons Aufstieg zur europäischen Metropole – obgleich die feenhafte Monarchin dort fast ihr Ende gefunden hätte: bei einem Aufstand.

Seite 26



BAUMEISTER DER METROPOLE

Planlos wuchert die Stadt an der Themse. Bis John Nash, der Lieblingsarchitekt des Königs, um 1820 beginnt, das West End mit herrschaftlichen Palästen, Parks und kolonnadengesäumten Boulevards wie der Regent Street neu zu gestalten.

Seite 108



DIE SPASSGESELLSCHAFT

Samuel Pepys, ein hoher Beamter mit Hang zu Sinnesfreuden, erlebt im London des späten 17. Jahrhunderts das Ende der puritanischen Republik und die Restauration der Monarchie, als sich die ganze Kapitale ins Vergnügen stürzt. Und er schreibt darüber. Heimlich. In einem Tagebuch voller Intimitäten.

Seite 62



SHAKESPEARE

Um 1590 versucht der Sohn eines Handschuhmachers in der Stadt an der Themse sein Glück als Bühnendichter. Er hat Erfolg, kommt zu Ruhm und Vermögen. Wer der Barde indes wirklich war, bleibt bis heute ein Rätsel.
Seite 42

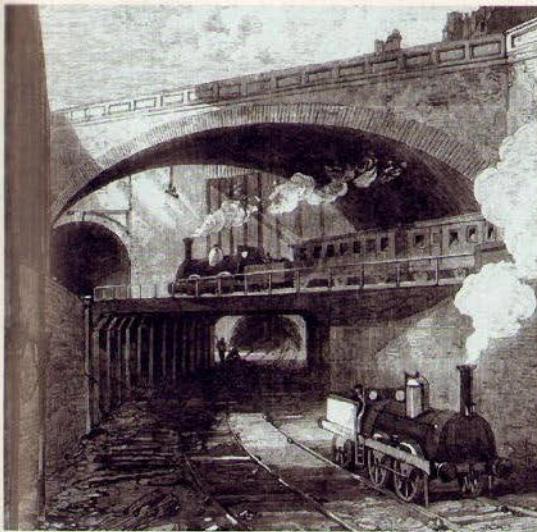
KÖNIGIN VIKTORIA

Verwitwet, einsam und nur umgeben von Dienern, regiert Viktoria länger als alle anderen britischen Monarchen. Bei ihrem Tod 1901 ist jeder fünfte Erdenmensch ihr Untertan. Aber die Geschicke des Imperiums bestimmen längst andere – die gewählten Politiker.
Seite 140



MEGACITY

1863 wird in London die erste U-Bahn der Welt eröffnet. Sie soll die Metropole vor dem Verkehrsinfarkt bewahren. Doch gerade die Bahn treibt die Expansion der Großstadt weiter voran, sodass bald neue Trassen gebaut werden. Sogar übereinander.
Seite 122



TAGE DER BEDRÄNGNIS

Vom Spätsommer 1940 bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges sterben in London 30 000 Menschen im Hagel deutscher Bomben. Große Teile der Stadt werden verwüstet. Den Widerstandsgeist der Bevölkerung jedoch kann »The Blitz« nicht brechen.
Seite 160



Bildessay: Das Zentrum der Welt	6
Textessay: London – Laboratorium der Moderne	24
Elisabeth I.: Die »jungfräuliche Königin«	26
William Shakespeare: Ein Dichter und Gentleman	42
Bürgerkrieg: Revolution an der Themse	60
17. Jahrhundert: Samuel Pepys und das geheime Leben der Kapitale	62
Der erste Börsencrash: Sturm über der Stadt	80
Armut: Finstere Geschäfte	96
Stadtplanung: Der Baumeister der Metropole	108
Innovationsgeist: Traum eines Ingenieurs	120
Expansion: Die U-Bahn und die Megacity	122
Oscar Wilde: Um der Kunst willen	138
Königin Viktoria: Die Mutter des Imperiums	140
Frauenrechte: Suffragetten – Taten statt Worte	154
Sportsgeist: Vom Fairplay und dem British Way of Life	156
Zweiter Weltkrieg: Tage der Bedrängnis	160
Zeitläufte: Stadtgeschichte – von der ersten Siedlung bis zum Zweiten Weltkrieg	170
Vorschau: Die Renaissance in Italien	178
Impressum:	177
Fotohinweise:	177
Titelbild: Westminster Palace mit dem Uhrenturm der Glocke Big Ben; Ölgemälde von John Anderson (1835-1915)	
Redaktionsschluss: 25. Mai 2005	

Im Deutschen gebräuchliche englische Begriffe, etwa Lady, Gentleman oder Company, werden nicht dekliniert und auch nicht gesondert hervorgehoben. Dabei folgen Pluralbildungen der deutschen Rechtschreibung, also: Ladys, Companys, aber auch – Gentlemen. **Zitate** werden im Regelfall in der heutigen Rechtschreibung wiedergegeben. Kürzungen in den Zitaten sind nicht kenntlich gemacht.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts ist London die größte Metropole auf dem Erdball. Über 300 Jahre hinweg haben Soldaten, Händler und Entdecker im Namen ihrer Majestät von hier aus ein gewaltiges Kolonialreich erobert, dessen Menschen und Schätze nun an die Themse strömen. Und so ist keine Stadt gegensätzlicher, keine urbaner als die britische Kapitale, in der Reichtum und Elend, Tradition und Moderne so unmittelbar wie nirgendwo sonst aufeinander treffen



Westminster Palace: Seit 1547 tagt des Königs Parlament im Palast. Doch erst ab 1860 in diesem neogotischen Gebäude

Das Zentrum der Welt

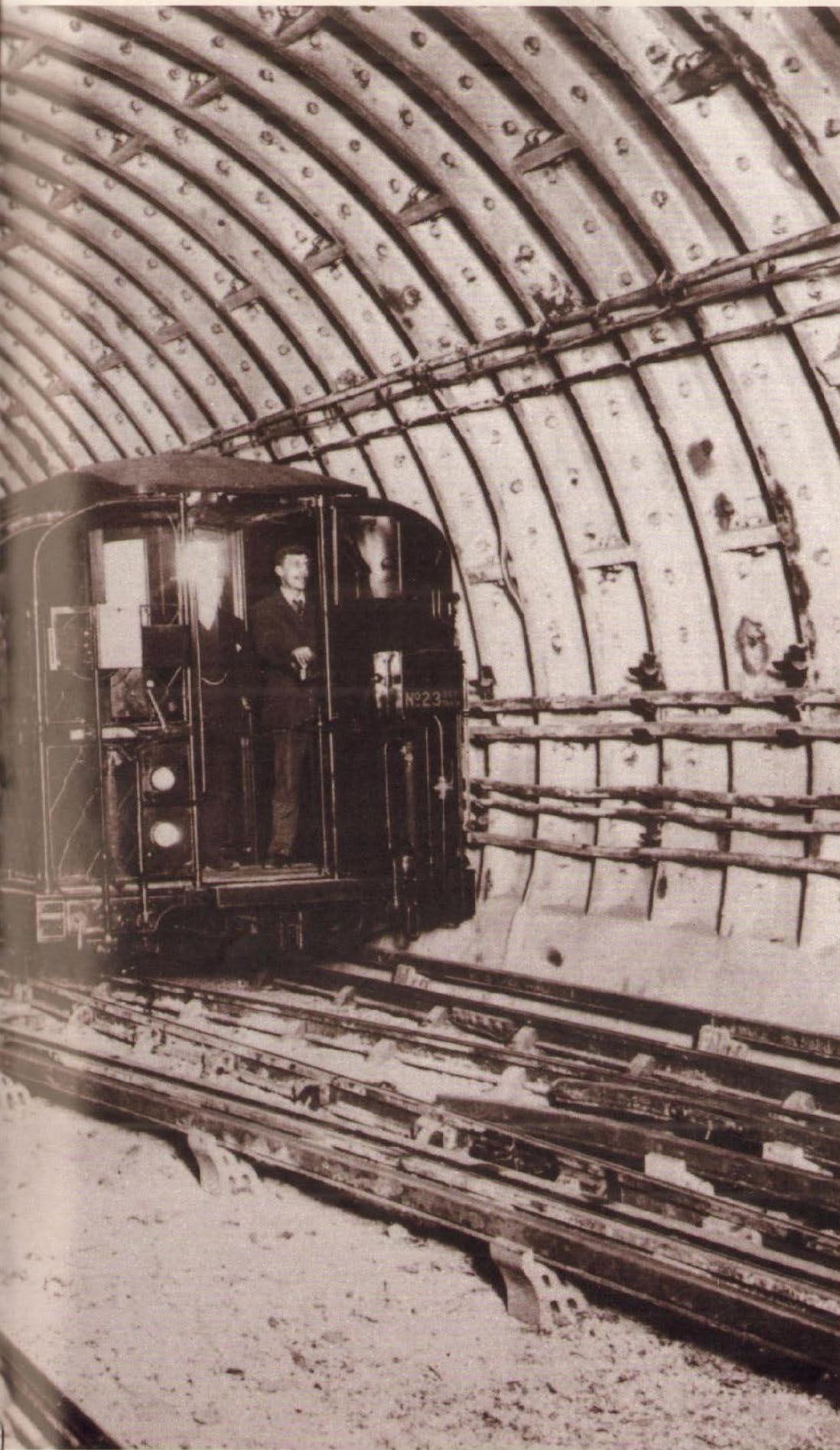






Zeitungsredaktionen säumen die dicht befahrene Fleet Street in Richtung St Paul's Cathedral. Seit hier 1491 die erste Druckwerkstatt eröffnet hat, wird in der »Straße der Tinte« Meinung gemacht. Nicht zuletzt mit Boulevardblättern wie der »Daily Mail«, die um 1900 bereits eine Millionenaufgabe verkauft

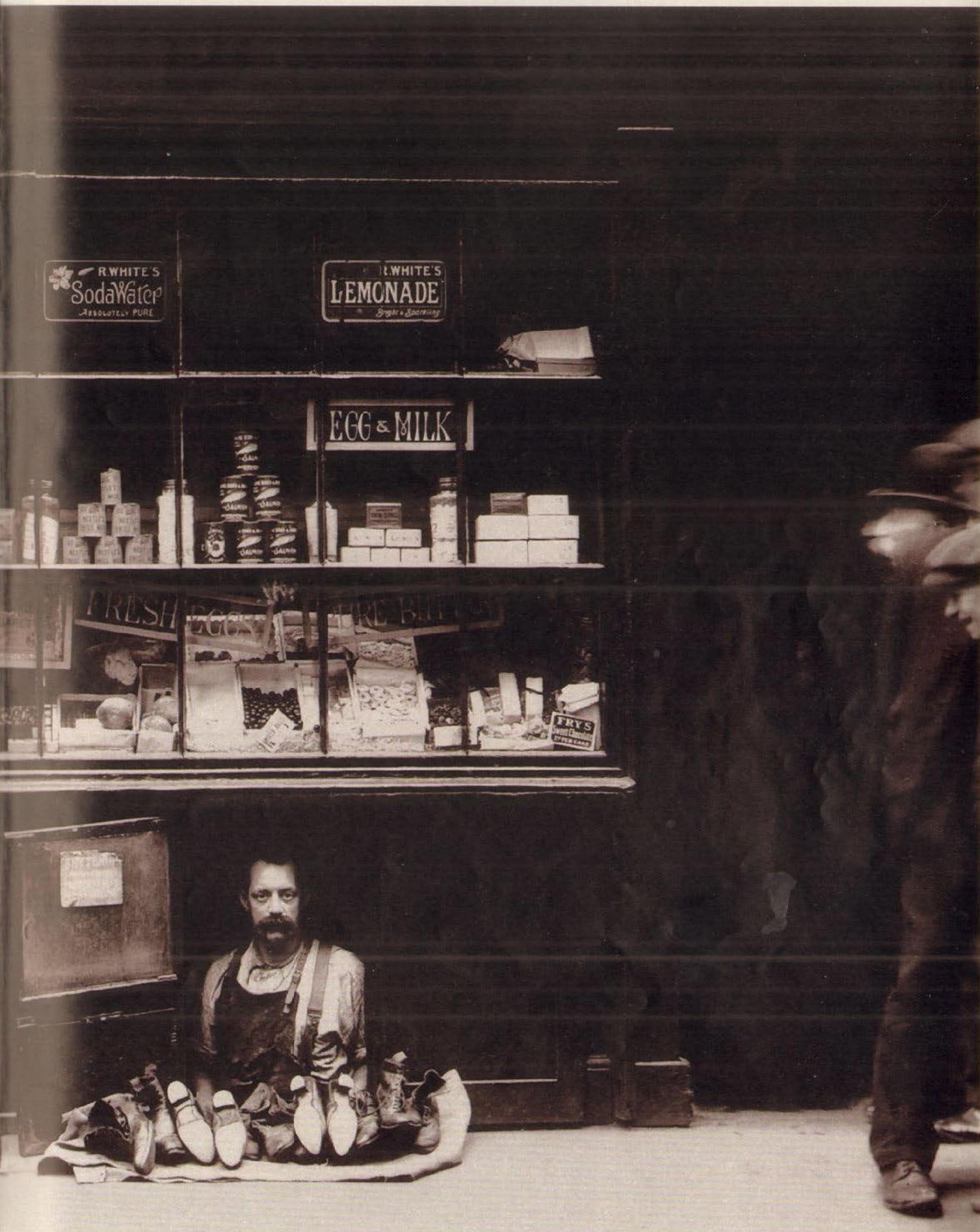




Ein U-Bahn-Fahrer lenkt seinen Zug in 60 Meter Tiefe durch den Londoner Untergrund. Die Strecke gehört zu dem ältesten U-Bahn-Netz der Welt, das 1863 mit der Linie zwischen Paddington und Farringdon eröffnet worden ist. In keiner anderen Millionenstadt wird das Transportwesen in jener Zeit derart rasant revolutioniert wie in der britischen Megalopolis, in der trotzdem täglich der Verkehrsinfarkt droht

Um 1900 erstreckt sich London von Ealing im Westen bis zum 20 Kilometer entfernten West Ham im Osten, von Hornsey im Norden bis nach Streatham, 18 Kilometer weiter südlich. Und viele der mehr als sechs Millionen Einwohner nutzen jeden Platz, der ihnen die Chance bietet, sich den Lebensunterhalt zu sichern. Wie jener Flickschuster, dessen Ladenverschlag in der Bateman Street Nr. 4 keine zwei Quadratmeter misst





Auf dem Gelände des Hurlingham Club warten Ladys und Gentlemen auf den Start eines Ballonrennens. Seit 1867 treffen sich die Angehörigen der High Society auf den Grünanlagen im Westen Londons. Das unbeschwerte Leben eines Landedelmannes ist das Ideal der viktorianischen Gesellschaft – und wird selbst in der Stadt zelebriert









Mit seinem gewaltigen Halbrund trennt der 1910 fertig gestellte Admiralty Arch die Flaniermeile der Mall (hinten) vom Trafalgar Square, dem »Herzen des British Empire«, wie ihn die Londoner nennen. Erst etwa 50 Jahre zuvor hat der Umbau der Stadt zur imperialen Metropole begonnen: mit Westminster Palace und den Regierungsgebäuden in Whitehall, mit Boulevards und Bahnhöfen, mit elektrischen Straßenlaternen und einer modernen Kanalisation

Droschken bringen die Reisenden und ihr Gepäck in Paddington direkt bis zu den Zügen. Zwölf Kopfbahnhöfe hat London um 1910. Von den Stationen aus gelangen die Passagiere bequem nach Wales, Schottland oder auf den Kontinent. Umgekehrt strömen per Zug Tag für Tag 390 000 Pendler aus den Vororten in die Metropole – mehr, als die schottische Hauptstadt Edinburgh an Einwohnern zählt









Zu Zehntausenden hausen die meist zugewanderten Tagelöhner und ihre Familien im stickigen Häuserlabyrinth nahe dem Hafen. Um 1890 leben etwa ein Drittel aller Einwohner der reichsten Stadt der Welt in erbärmlichen Verhältnissen. Und so ist das 50 Jahre zuvor von Charles Dickens bedrückend genau beschriebene Elend auch an der Wende zum neuen Jahrhundert noch weit verbreitet





WWenn die Fahrbahnflügel der Tower Bridge geöffnet sind, befördern Aufzüge in den Türmen Passanten hoch zur Fußgängerbrücke. Seit 1894 ist das Meisterwerk aus Stahl und Stein eines der Wahrzeichen Londons – und zugleich Beweis für das Traditionsbewusstsein in der ersten Weltstadt der Moderne □

Katastrophen und stets erneuter Wiederaufbau
römischen Siedlung Londinium erwächst eine
reichs wird – und in den Jahrzehnten darauf zur

Laboratorium der Moderne

VON FRANK OTTO

Die berühmtesten Wahrzeichen Londons, dieser 2000-jährigen Stadt, zählen nicht einmal 150 Jahre. Denn der Palast von Westminster, Sitz des ältesten aller Parlamente, sowie der Uhrenturm mit der Glocke Big Ben wirken zwar mittelalterlich, wurden aber erst 1860 vollendet, nachdem der alte Palast 1834 abgebrannt war. Aber vielleicht sind Parlamentsbau und Big Ben gerade deshalb ein nahezu perfektes Symbol der Geschichte Londons: Denn wie in Westminster stehen überall in der Themsemetropole neue Steine auf traditionsreichem Grund.

Zerstörung und Wiederaufbau sind Leitmotive, welche die Geschichte der Stadt von Anfang an bestimmt haben – seit die Römer in das Land kamen. Damals, um das Jahr 43 n. Chr. besetzen die Legionäre des Kaisers Claudius einen Teil Britanniens. Ihre wichtigste Siedlung wird Londinium, an einem Ort gelegen, der eine einzigartige Möglichkeit bietet, den größten Strom der Insel zu überschreiten. Und so schlagen die Römer dort eine Brücke über die Themse, den „Altvater“ Londons, wie der Dichter Alexander Pope 1700 Jahre später schreiben wird.

Das häufig harte Vorgehen der Besatzer indessen provoziert einen Aufstand der einheimischen Kelten: Nicht einmal zwei Jahrzehnte nach der Gründung brennen die Icener unter Königin Boudicca die Stadt nieder und töten alle Bewohner, derer sie habhaft werden. Damals beweisen die Londoner erstmals ihren unbändigen Widerstandsgeist im Umgang mit Katastrophen: Londinium wird wieder aufgebaut, es wächst und blüht als Hauptort der Provinz Britannia – bis die Römer 442 abziehen.

Wenig nur weiß man über die folgenden „dunklen Jahre“, in denen die Kelten gegen germanische Invasoren kämpfen. Aber die geographische Lage Londons an der schiffbaren Themse ist zu günstig, als dass man die Stadt vollständig aufgibt. Und so erwächst im 7. Jahrhundert aus den Ruinen des alten abermals ein neues, jetzt angelsächsisches London, das sich zur mittelalterlichen Metropole Englands entwickelt – trotz der immer wiederkehrenden Verwüstungen durch Feuer und Seuchen.

Mit dem Wachstum der Stadt nimmt freilich auch das Ausmaß der Katastrophen zu, bis zu den wohl schlimmstmöglichen

von 1665 und 1666: Erst kommt die Pest über London und rafft jeden sechsten der 400 000 Bewohner dahin; der Autor Daniel Defoe berichtet, die Lebenden hätten sich mitunter aus lauter Verzweiflung unter die Toten auf den Leichenkarren gemischt. Im Jahr darauf wütet ein Feuer vier Tage und Nächte und vernichtet 80 Prozent der City. Ein zeitgenössischer Priester sieht in der zweifachen Heimsuchung eine furchtbare Mahnung Gottes.

Und doch: Wieder einmal bauen die Bürger ihre Stadt auf, die nun sogar noch schneller wächst. 1700 hat sie mindestens 575 000 Bewohner, von denen allerdings die meisten bereits außerhalb der alten, ummauerten City leben.

London erreicht eine neue Dimension. Es verliert seinen Charakter als geordnete, klar definierbare politische Einheit, mit Ratsversammlung und Bürgermeister, und wird zu einem amorphen Siedlungskonglomerat: mit der *City of London*, die weiterhin an den Traditionen der mittelalterlichen Bürgerstadt festhält. Mit Westminster, der königlichen Residenz und dem Sitz des Parlaments. Mit Southwark und anderen Orten und Landstrichen, die von der Riesenstadt geschluckt werden. Eine Stadt als Kosmos, wie es bei Samuel Johnson heißt, einem Enzyklopädisten des 18. Jahrhunderts: „Wenn ein Mensch Londons müde ist, ist er des Lebens müde. Denn in London findet sich alles, was das Leben bieten kann.“

Die meiste Zeit lenkt keine Regierung die Geschicke der Stadt. Kein Bürgermeister – oder ein Präfekt wie etwa in Paris – steht an ihrer Spitze. Als 1829 eine Polizei für den Großraum geschaffen wird, untersteht sie nicht etwa einer kommunalen Leitung, sondern dem britischen Innenminister. Und die City of London – jene „Square Mile“ genannte Ansammlung von finanzieller Potenz innerhalb des Gebietes, das im Mittelalter von der Stadtmauer umgeben war – unterhält weiterhin eine eigene Polizei.

Ähnlich geht es bei den Feuerwehren zu: Bis weit ins 20. Jahrhundert hinein unterstehen sie keiner einheitlichen Führung und werden nicht einmal von der Kommune unterhalten – sondern von Versicherungsgesellschaften. Jeder Pfarrbezirk hütet penibel seine Verwaltungsrechte, ob es dabei nun um Straßenbau, Müll- und Abwasserentsorgung oder das Gesundheitswesen geht. Beschlüsse über größere Bauvorhaben, wie etwa Eisenbahnen und den Verlauf von Durchgangsstraßen, fällt das Parlament.

prägen die Entwicklung **Londons** zur ersten Weltstadt der Neuzeit. Aus der mittelalterliche Stadt, die im 18. Jahrhundert zum Zentrum eines riesigen Kolonial-Kapitale der industriellen Welt: zu einer Metropole von beispiellosen Dimensionen

Mitte des 19. Jahrhunderts teilen sich 300 lokale Körperschaften die Verantwortung für die Administration der Stadt, die ihre Kompetenz aus 250 unterschiedlichen Gesetzen ziehen. Erst 1855 raft man sich zusammen; immer neue Epidemien lassen keine Wahl. Allerdings bleibt dieser Versuch einer Stadtregierung weitgehend auf den Bau einer Kanalisation beschränkt.

London ist aber auch deshalb eine sich immer wieder erneuernde Stadt, weil sich die britische Gesellschaft fortwährend ändert und die Hauptstadt diese sozialen Metamorphosen spiegelt – auch in ihren Bauwerken. Das gilt insbesondere für die Jahrzehnte nach 1750. Als die größte Umwälzung der Menschheitsgeschichte in Gang kommt: die Industrielle Revolution.

Zwar ist Manchester die Keimzelle der Industrialisierung, doch auch für London bedeutet diese Epoche einen gewaltigen Wandel: Die durch Rationalisierung und enormes Bevölkerungswachstum wurzellos gewordenen Massen strömen vom Land in die Metropole – sie wuchert ohne Plan, muss 1850 etwa 2,6 Millionen Menschen, 1870 fast vier, 1900 gar 6,5 Millionen Menschen Quartier bieten.

Zur Mitte des 19. Jahrhunderts ist London die größte Industriestadt des Planeten, die Zahl ihrer Arbeiter übersteigt die Einwohnerschaft Manchesters. Sie hat den größten Hafen der Welt, in dessen Docks Zehntausende Schauerleute Waren für ein globales Handelsnetz verladen. In der City fließen die Finanzströme aus aller Herren Länder zusammen; von Whitehall aus herrschen Beamte Ihrer Majestät, der Königin Viktoria, über ein Empire von nie dagewesener Größe.

London droht, an seiner Riesenhaftigkeit zu ersticken, an den Massen von Unrat, der verpesteten Luft, dem Verkehr. Doch der entschiedene Pragmatismus seiner Bewohner, kombiniert mit der Bereitschaft, dem Ausbau der Stadt ihre historischen Bauten zu opfern, überwindet auch diese Krise, mit der London die Probleme der Megacitys des 20. Jahrhunderts vorwegnimmt: Braucht man Platz für eine Bahnlinie, werden ganze Häuserzeilen niedergewalzt; wenn der Verkehr auf der Straße stockt, gräbt man sich in den Untergrund. Und für das Bedürfnis nach Repräsentation stehen nun hässliche, pompöse antikisierende Riesengebäude – wie der Palast von Westminster.

Noch aus einem weiteren Grund ist Westminster Palace ein passendes Wahrzeichen: Denn ohne die Monarchie hätte sich London nie zur Metropole oder gar zur Weltstadt entfalten können – Westminster aber ist seit fast einem Jahrtausend der zentrale Ort des englischen Königtums. Der Palast diente als Residenz, bis ihn ein Feuer 1512 schwer beschädigte; in der Abteikirche werden seit 1066, dem Jahr der normannischen Eroberung, die englischen Könige gekrönt; die Festhalle, Ende des 11. Jahrhunderts erbaut, war bis 1870 Sitz der höchsten Gerichtshöfe – hier wurden die Todesurteile gegen Thomas More, der sich Heinrichs VIII. Scheidung widersetzte, König Karl I. und den katholischen Verschwörer Guy Fawkes (der 1605 das Parlament

in die Luft sprengen wollte) gefällt. Die City of London profitierte in hohem Maße davon, dass diese Monarchie permanent vor ihren Toren residierte: Der Hof musste versorgt werden; jeder Adelige, der Einfluss zu gewinnen hoffte, musste in dessen Nähe ziehen; nicht zuletzt entwickelten sich um die Monarchie herum Institutionen, deren Personal die Einwohnerzahl Londons erhöhten – am bedeutendsten das Parlament, das im Westminster Palace tagt.

Im 18. und 19. Jahrhundert wurde London zum Prototyp der modernen Megacity – und im gleichen Zeitraum entstand hier auch das, was man als Lebensstil des modernen Stadtmenschen bezeichnen kann: eine Existenz, geprägt von Massenhaftigkeit und Beschleunigung, verursacht durch die Größe der Metropole und die Arbeitswelt der Industrialisierung, deren Takt Maschinen angaben.

Seit etwa 1850 war London Pionier dieser neuartigen Entwicklung, ja es tauchte ein ganz neuer Menschentyp auf: Jeden Morgen eilten in der City nun gleichzeitig Zehntausende zu ihren Arbeitsplätzen – Büroangestellte in grauen Anzügen und mit Bowlerhüten, die mit der Eisenbahn aus den mittelständischen Vororten pendelten. Über und unter der Erde floss der Verkehr dem Finanzzentrum entgegen.

Die Presse in der Fleet Street übernahm die Beschleunigung und Verbreiterung des Informationsflusses: dort entstanden die modernen Massenmedien. In der Fleet Street erschien bereits 1702 die erste Tageszeitung, der „Daily Courant“.

Rund 100 Jahre später begann dort das Zeitalter der Massenpresse, als die „Times“ eine neue Erfindung einsetzte: eine dampfgetriebene Hochgeschwindigkeitsdruckmaschine. 2500 Exemplare konnten damit pro Stunde produziert werden. 1896 schließlich kam erstmals die „Daily Mail“ heraus, ein Blatt für die Massen, das nur einen halben Penny kostete und schon bald mehr als eine Million Exemplare täglich verkaufte: die bei weitem größte Zeitung des Planeten.

Gut zwei Jahrzehnte danach versendete die British Broadcasting Corporation (BBC) ihre Neuigkeiten erstmals durch den Äther. Informationen erreichten die Radioempfänger nun in Echtzeit: eine weitere dramatische Beschleunigung der Nachrichtenübermittlung – und damit auch des Lebenstempos. 1936 lieferte der Sender dann auch das Bild zum Ton, als er das erste Fernsehprogramm der Welt startete.

Die BBC machte Westminster endgültig in der ganzen Welt bekannt und zum Wahrzeichen der Stadt an der Themse: Seit ihrer Gründung dient ihr der Glockenschlag von Big Ben als Erkennungsmelodie. □

Der Historiker Dr. Frank Otto, 37, ist Privatdozent für Neuere Geschichte an der Universität Hamburg und Fachberater dieser Ausgabe von GEOEPOCHE. Kürzlich ist von ihm das Buch „Der Nordirlandkonflikt“ (C. H. Beck) erschienen.



Adelige tragen Elisabeth um 1580 zum Schloss Whitehall bei London: Unnahbar, ja dem Irdischen entrückt, lässt sich die Monarchin auf vielen Porträts dar



Elizabeth I

Knapp 45 Jahre, so lang wie kaum ein anderer Monarch, regiert Elisabeth I. England.

Prachtvoll ist sie bei Hofe, klug in der Diplomatie, großzügig zu ihren Untertanen.

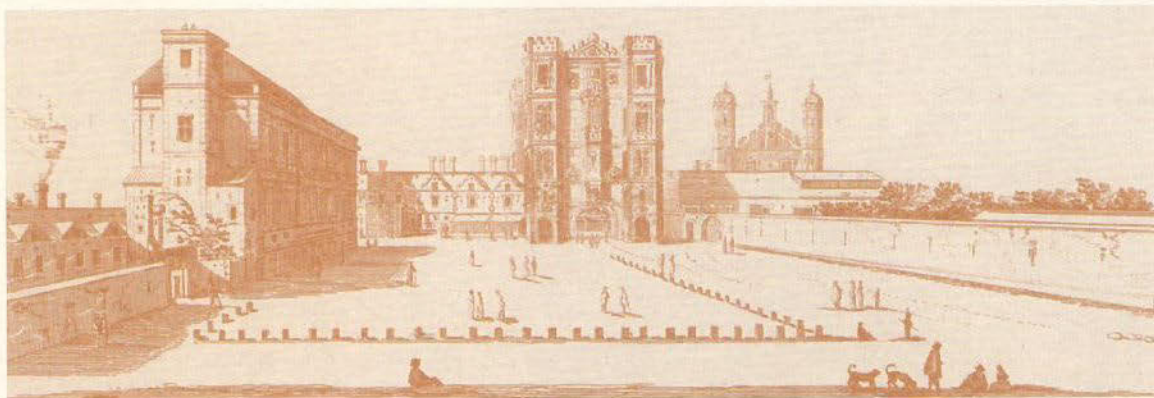
Während ihrer Regentschaft verdoppelt London seine Einwohnerzahl auf 200 000 Menschen, wandelt sich der ehemals unbedeutende Ort zur europäischen Metropole.

Doch dann wird die Themsestadt zum Schauplatz einer Rebellion – und plötzlich sind es die Bürger Londons, die über das Schicksal der Königin entscheiden

Gefährliche Leidenschaft

stellen – und entfacht so bei ihren Untertanen eine fast religiöse Verehrung

Alle paar Monate wechselt die Königin ihre Residenz. Ihr wichtigster Palast ist der weitläufige Komplex von Whitehall. Hier stellt sie sich 1601 dem Kampf gegen die Verschwörer



VON CAY RADEMACHER

London, Sonntag, 8. Februar 1601. Die Stadt steht vor dem Aufruhr. Im Hof von Essex House – einem Palast am Strand, jener Straße parallel zur Themse, die London mit der westlich gelegenen Königsresidenz von Whitehall verbindet – lärmen in der Nacht mehr als 200 Söldner, Schläger, Vaganten, Glücksritter. In den Morgenstunden bricht der Mob auf, verlässt Essex House und wendet sich nach rechts, auf die ungepflasterte, schlammige Straße, an deren Ende, nur ein paar hundert Meter entfernt, die Mauer von London aufragt.

An der Spitze der Bewaffneten schreitet, den Kopf aggressiv vorgereckt, ein ungewöhnlich großer Mann: Robert Devereux, 2nd Earl of Essex. Er war noch vor kurzem einer der mächtigsten Adligen Englands – und ist nun ein Rebell gegen die Königin.

Der 34-Jährige mit dem rotbraunen Haupt- und Barthaar und den auffallend fein geschnittenen Händen ist ritterlich, selbstbewusst, offen. Er dichtet Sonette und versteht es, am Hofe beim Lanzenstechen ebenso zu brillieren wie bei Maskenspielen als Darsteller. Seit seinem 18. Lebensjahr sonnt sich der Earl im Glanz seiner Monarchin – der jungfräulichen, der großartigen, der seit einem Menschenalter regierenden, einer Heiligen gleich verehrten Königin Elisabeth.

Immer wieder hat Ihre Majestät den verschwenderischen Adligen vor dem Bankrott gerettet, hat den Earl of Essex mit Ämtern geehrt und ihn Feldzüge in ihrem Namen führen lassen, hat ihn gar in den engsten Zirkel ihrer Räte aufgenommen.

Doch etwas Düsteres umweht Essex. Maßloser Ehrgeiz treibt ihn – und doch zieht er, der strenge Protestant, sich oft in Kirchen zurück zum quälenden Zwiegespräch mit Gott. Die Macht und den Glanz des Hofes liebt er, aber manchmal wandelt er wie ein Träumer durch die Paläste der Herrscherin oder versteckt

sich auf einem einsamen Landsitz. Anmaßend ist er, aufbrausend, launisch, melancholisch, reizbar.

Und nun hat ihm Elisabeth ihre Gunst entzogen. Zu Unrecht, wie Essex glaubt.

Also hat er Getreue gesammelt: ein paar Adelige, viele von ihnen hoffnungslos überschuldet, dazu einen bunten Haufen von abgemusterten Soldaten sowie Männer aus dem Heer der Vaganten, die Englands Straßen unsicher machen. Einen gewagten Plan will Essex ausführen, ein Vorhaben, das ihm sein ehrgeiziger Privatsekretär eingeredet hat: Die mit ihm rivalisierenden Höflinge will er verhaften und aufs Schafott zerren. Und die Königin – „Unverletzt!“, wie er seiner lärmenden, undisziplinierten Horde einhämmert – will er in seine Hand bringen, um fortan in ihrem Namen England zu beherrschen.

Selbstverständlich ahnt Essex, dass er mit einer Hand voll Abenteurern und gedungenen Totschlägern diesen Staatsstreich niemals erfolgreich wird umsetzen können. Doch wer London beherrscht, der, so glaubt der Earl, beherrscht auch England.

Viele sehen das ähnlich. „London ist die gemeinsame Heimat von ganz England. Alles Gute und Böse, das sich hier ereignet, fließt in alle Teile des Reiches“, hat ein hoher Geistlicher bereits einige Jahrzehnte zuvor geschrieben.

Keine Stadt auf der Insel ist so groß, keine Stadt so reich, keine Stadt so wohlbefestigt. Nur hier lassen sich binnen Stunden Gefolgsleute, Waffen und Vorräte in so großer Zahl sammeln, dass man mit ihnen ganz England unterwerfen könnte. In London sitzen die Männer, die über Wolle und Tuch – Englands wichtigste Einnahmequellen – mit ihren Partnern vor allem in den flandrischen Städten, aber auch anderswo in der Welt verhandeln. In Londons Speichern lagern Getreide und Wein, seine Manufakturen fertigen Schwerter und Kanonen.

„Diese Stadt London ist so groß, köstlich an geüben, volkreich und fürtrefflich an gewerben, kauffleuten und reichthumb“, schreibt ein Besucher aus der Schweiz, „daß sie nicht allein die fürnembste im



gantzen königreich Engellandt, sondern auch für eine der verrümptesten in der gantzen christenheit billich solle gehalten werden.“

Also haben einige Mitverschwörer des rebellischen Earl vor Wochen schon damit begonnen, in den Straßen der Stadt Gerüchte auszustreuen: Geschichten von Höflingen, die mit dem verhassten katholischen König von Spanien, dem Erzfeind, in Verbindung stünden, die gar einen iberischen Prinzen auf den englischen Thron heben wollten. Nur ein Adelige bei Hofe stehe treu an der Seite Elisabeths: der Earl of Essex.

Einer seiner Vertrauten ist noch am Vortag zum „Globe“-Theater am Südufer der Themse geschlichen und hat sich mit William Shakespeare getroffen: Ob der Dichter und seine Schauspieler an diesem Tag „Richard II.“ in voller Länge spielen könnten? In dem Dra-

Auf diese Weise will Essex Unruhe säen. Und erreichen, dass die Londoner, die zufrieden sind unter Elisabeths Herrschaft, plötzlich misstrauisch werden und überall Verräter vermuten. Und dass sie sich an die Entmachtung einer Monarchin gewöhnen, die länger regiert, als die meisten von ihnen alt sind.

Dann will er sich im geeigneten Moment dem aufgewühlten Volk zeigen, einen Aufstand entfachen und, getragen von der Wucht der Londoner Bürger, die Macht an sich reißen.

Der Augenblick scheint ihm nun gekommen – und so marschieren die Verschwörer auf die Stadt zu.

200 000 MENSCHEN LEBEN hinter den Mauern der Metropole – keine Stadt in England hat auch nur ein Zehntel dieser Einwohnerzahl. Die Türme von 110

Galanterien und Gewänder: Europas Adelige ringen in der Renaissance nicht mehr, wie noch im Mittelalter, in Schwert und Harnisch um Macht und Prestige. Sie verbergen ihre Kämpfe nun hinter vollendeter Etikette. Doch wer höflich auftritt, der ist noch lange nicht ungefährlich

DIE HÖFLINGE SIND VERSTRICKT IN TÖDLICHE INTRIGEN

ma wird der König zur Abdankung gezwungen – eine ungeheuerliche, zum Aufruhr anstachelnde Provokation in den Augen Elisabeths, die diese Szene deshalb schon vor Jahren verboten hat.

Shakespeare zögert. Doch als ihm der Verschwörer 40 Shilling bietet – so viel, wie 480 Zuschauer auf den Stehplätzen einbringen –, stimmt er zu.

Kirchspielen überragen die Schieferdächer der unzähligen schmalen, verwinkelt gebauten Fachwerkhäuser.

Am imposantesten ist der schlanke, gotische Turm von St Paul's, einst der höchste der Christenheit, doch seit einem Blitzschlag 1561 nur noch ein geschwärzter Stumpf. Die Wälle umschließen ein etwa 2,5 Quadratkilometer großes Gebiet am Nordufer





Die Monarchin hat kein großes Interesse daran, neue Paläste zu bauen. Sie begnügt sich mit den Residenzen ihrer Vorgänger – etwa dem Sommersitz Richmond Palace an der Themse, den ihr Großvater errichten ließ

der Themse, kaum größer als jene Siedlung, die rund 1500 Jahre zuvor die Römer an diesem Fluss angelegt haben.

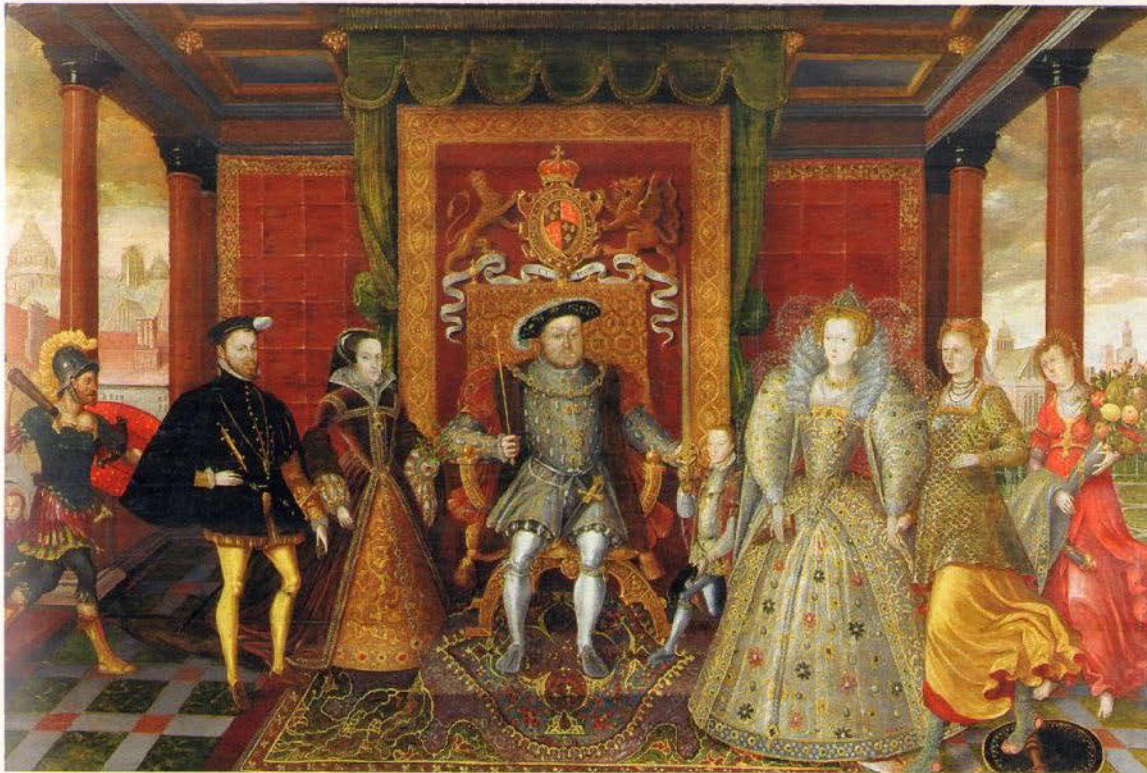
Im Osten, dem fernen Meer zugewandt, sichert hinter Graben und Mauer die uneinnehmbare Festung des Tower die Stadt vor Überfällen. Seine Mauern, so sagt man, sind besonders fest, denn in den Mörtel, der ihre Steine verklebt, habe man einst menschliches Blut gemischt. Aus dem Inneren hört man das Grollen der Löwen in der königlichen Menagerie, und es stinkt dort bestialisch – ob von den wilden Tieren in ihren Käfigen oder aus den Kerkern, in denen Englands gefährlichste Verbrecher schmachten, weiß niemand zu sagen.

Im Süden, jenseits der Themse, über die eine von Häusern gesäumte Brücke führt – die längste Europas, deren enge, steinerne Pfeiler das Wasser gefährlich aufstauen –, liegen das „Globe“- und weitere Theater. Außerdem die Tavernen, die Bärenhutz-Arenen und die Bordelle. „Winchestergänse“ nennt das Volk die Dirnen – ein Spott auf den Bischof von Winchester,

auf dessen Diözesangrund die Freudenhäuser errichtet worden sind.

Im Norden Felder, Weiler wie Spitalfields oder St Giles-in-the-Fields und die verfallenden Bauten des verlassenen Klosters Clerkenwell. Im Westen führt der Strand hinaus, gesäumt von den türmchen-, erker- und kaminbekrönten Palästen der Adligen, deren Parks der Themse zugewandt sind. Den königlichen Palast in Whitehall kann ein Wanderer von London aus in einer knappen Stunde erreichen. Dort residiert Elisabeth, dort hat sie kürzlich Weihnachten gefeiert und an jenem Dezemberabend des Jahres 1600 vor den Höflingen eine Courante aufgeführt, einen gerade in Mode gekommenen Tanz – in ihrem 68. Lebensjahr und schlank wie ein junges Mädchen.

Essex hat dies nicht gesehen, er ist bei Hofe unerwünscht. Bei seinem Marsch am Vormittag des 8. Februar trägt der Earl keinen Harnisch – es soll nicht so aussehen, als wäre dieser Coup seit langem geplant. Doch ein Schwert hängt an seinem Gürtel. Er erreicht mit seiner Gruppe Temple Bar, eines der Tore, die in die



Propaganda: Elisabeth lässt um 1590 dieses Porträt ihres legendären Vaters Heinrich VIII. malen. Links platziert der unbekannte Künstler ihre Vorgängerin, die im Volk verhasste Halbschwester Maria, sowie deren Gemahl, den späteren spanischen König Philipp II. – und daneben eine Allegorie des Krieges. Elisabeth hingegen, rechts, wird von Frieden und Reichtum begleitet

Stadt führen. Es ist geöffnet, niemand stellt sich ihnen in den Weg.

London, so scheint es, gehört den Verschwörern.

ENGLAND GILT AUSLÄNDISCHEN Beobachtern – etwa Gesandten aus Venedig oder Reisenden aus Deutschland – um 1600 als eines der am besten regierten Länder Europas: Die Grenzen sind sicher, der Handel blüht, die Staatsfinanzen sind nicht so zerrüttet wie in vielen anderen Reichen; die etwa vier Millionen Unter-

In England dagegen treibt die Religion die Menschen nicht länger zu Massenmorden. Und außer in Irland – einer Insel, welche die Engländer seit Jahrhunderten vergebens zu unterjochen versuchen – führt der Staat keine kostspieligen Kriege mehr. Wales ist Teil des Reiches. Schottland, ebenfalls protestantisch, ein friedlicher Nachbar. In den Niederlanden, wo die englische Wolle zu Tuch gewoben wird, sowie in Frankreich stehen, anders als in den Jahrzehnten und Jahrhunderten zuvor, keine englischen Armeen mehr.

EUROPAS GESANDTE BEWUNDERN ENGLANDS SCHEINBARE RUHE

tanen sind zwar nicht wohlhabend, doch von Hungersnöten weniger bedroht als andernorts im Abendland.

Spanien mag dank seiner legendär reichen Kolonien in Amerika über das größte Imperium gebieten. Auch Frankreich, dessen Bevölkerung viereinhalbmal so groß ist wie die Englands, mag in Europa einflussreicher sein. Und selbst das Heilige Römische Reich Deutscher Nation erscheint mächtiger.

Doch in Deutschland lodert bereits seit Jahrzehnten der Hass zwischen Katholiken und Protestanten, und schon bald wird das Reich in einem generationenlangen Religionskrieg versinken. In Frankreich sind Zehntausende Protestanten in der Bartholomäusnacht und in den folgenden Glaubenskämpfen ermordet worden. Und in Spanien ist die religiöse Disziplin nur deshalb so eisern, weil die Scheiterhaufen der Inquisition brennen.

Und selbst mit Spanien, dem großen Rivalen im Glauben und auf den Meeren, herrscht weitgehend Waffenruhe – wenn auch eher aus Kriegsmüdigkeit denn aus echtem Verständigungswillen.

Kurz: In einem von Kriegen und Glaubensterror zerrissenen Europa gleicht England einer Insel der Seligen.

DAS WAR GUT 100 JAHRE ZUVOR noch ganz anders gewesen. Da lag das Land nicht nur geographisch am Rande des Kontinents, es war kulturell und wirtschaftlich isoliert und rückständig. Erschöpft vom „Hundertjährigen Krieg“ gegen Frankreich und verwüstet von

1579
ÆTATIS SVÆ 68
MEDIOCRIA FIRMA



Sir Nicholas Bacon, bis zu seinem Tod 1579 Lordsiegelbewahrer, gehört als Kronrat zu dem rund einen Dutzend engster Berater der Königin. Die meisten dieser Männer sind klug und erfahren – doch nicht allen kann Elisabeth vertrauen

den „Rosenkriegen“ auf eigenem Boden: den Kämpfen der adeligen Häuser York und Lancaster um den Thron.

Erst Heinrich Tudor, der Graf von Richmond, machte dem Morden und den beiden Dynastien 1485 in einer letzten Schlacht ein Ende. Die Ansprüche Tudors auf den Thron waren zweifelhaft – sein Großvater hatte die Witwe eines Königs geheiratet –, und zum Kriegszug gegen Richard III., den herrschenden König aus dem Hause York, konnte er nicht viel mehr als 2000 auf Bewährung entlassene Sträflinge aufbieten.

Doch Richard war ein Monstrum, ein Tyrann und Brudermörder – und so verrieten ihn seine eigenen Truppen. Der König wurde auf dem Schlachtfeld erschlagen, seine Krone unter den Leichen hervorgezerrt und Heinrich Tudor aufs Haupt gesetzt.

Der neue König nannte sich Heinrich VII. und erwies sich als geschickter Organisator und als Monarch, der sparsam war bis zum Geiz. Das mochte prunksüchtige Höflinge verdrießen, doch das Ende der Rosenkriege sowie ein gut organisiertes Steuersystem brachten den Engländern eine Periode der Ruhe und des Wohlstandes – einzigartig in Europa während der nun anbrechenden Epoche der Renaissance.

Sein Sohn und Nachfolger Heinrich VIII. (1509 bis 1547) mochte zwei seiner sechs Ehefrauen aufs Schafott gezerrt haben (eine weitere starb im Kindbett, zwei wurden nach Annullierung der Ehe auf einen Landsitz geschickt), er mochte verschwendungssüchtig gewesen sein und unberechenbar – doch er war ein Mann von mächtiger Gestalt und raschen Entschlüssen und wurde deshalb schon zu Lebzeiten bei seinen Untertanen zur Legende.

1533 verlangte Heinrich VIII. vom Parlament, England aus dem Griff der katholischen Kirche zu lösen, weil der Papst seine Ehe mit Katharina von Aragon nicht annullieren und der neuen Verbindung

DIE RÄTE SIND FURCHTSAMER ALS IHRE MONARCHIN

mit der Hofdame Anne Boleyn zustimmen wollte. Die anglikanische Kirche entstand – zunächst kaum zu unterscheiden von der katholischen: nur dass statt des Papstes nun der König von England als oberste weltliche Autorität galt.

Viele Engländer hatten sich ohnehin längst von den Ideen der Reformatoren, hatten sich von Luther und später von Calvin zu einer neuen Form der Frömmigkeit bekehren lassen. Diese Gläubigen trieben die anglikanische Kirche immer weiter fort von Rom – fort von jener Religion, die zunehmend mit den alten Feinden Frankreich und Spanien in Verbindung gebracht wurde und damit nach und nach in den Verdacht nicht nur des „falschen Glaubens“, sondern auch des Landesverrats geriet.

Auf Heinrich VIII. folgte sein Sohn Eduard VI., der schon in jungen Jahren starb, dann Heinrichs Toch-



Hofräte debattieren im Palast an einem mit grünem Filz bespannten Tisch. Alle wichtigen Entscheidungen jedoch fällt Elisabeth allein – auch in den Stunden der Verschwörung

ter Maria, die erste Frau in Englands Geschichte, die zur Monarchin gekrönt wurde. Maria, die die Kirchenspaltung ihres Vaters nie verwunden hatte und mit Spaniens Thronfolger, dem späteren König Philipp II., verheiratet war, war Katholikin geblieben – und entschlossen, England wieder nach Rom zurückzuführen. 288 Protestanten brannten auf den Scheiterhaufen der Monarchin, die bald *Bloody Mary* geschimpft wurde.

Sie starb, nach nur fünf Jahren, als kinderlose, vereinsamte, verbitterte Herrscherin 1558. Ihre Nachfolgerin – so hatte Heinrich VIII. die Thronfolge festgelegt – wurde dessen letztes überlebendes Kind.

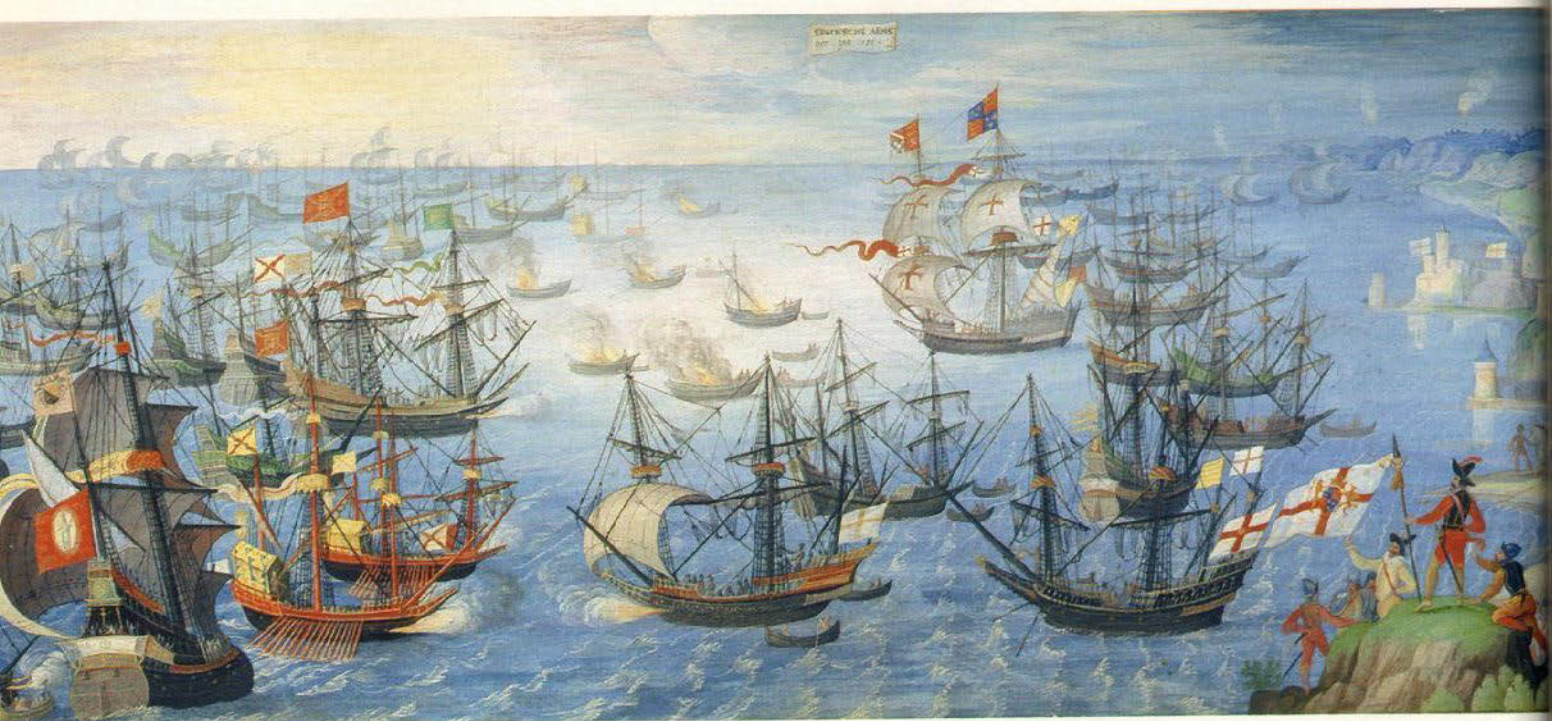
Elisabeth.

PALAST VON WHITEHALL, 8. Februar 1601, vormittags. Manchmal, so scheint es, behält allein die Königin

einen kühlen Kopf inmitten ihres Hofstaates am Rand der Panik. Whitehall ist die größte Residenz Europas: eher eine kleine Stadt als ein Palast am Themseufer.

Eine Straße läuft mitten durch den ummauerten, rund neun Hektar umfassenden Komplex aus Sälen, Küchen, Ställen, aus Hahnenkampfarenen und einem Tennis-Court sowie Turnierplätzen, in denen Ritter sich im Lanzenstechen messen. Heinrich VIII. hat den Palast ausbauen lassen, doch in manchen der 2000 Räume schimmern noch die Wandgemälde aus dem 13. Jahrhundert, welche die Erzbischöfe von York einst in Auftrag gaben, als sie noch hier residierten.

Hunderte Menschen haben sich an diesem Tag auf den Plätzen, in den Gängen und großen, teppichver-



Im Jahr 1588 wehren englische Schiffe (rechts) im Kanal die angreifende Armada ab. Der Triumph über die Weltmacht Spanien sichert Elisabeths Herrschaft nach außen. Doch im Inneren ist ihre Stellung gefährdet

hangenen Hallen versammelt. Darunter Leibgardisten mit Schwert und Speiß, Diener, Boten, Köche und Hofdamen, viele der 40 Kuriere Ihrer Majestät, die meisten der rund 350 Sekretäre und Beamten, die das Reich verwalten, daneben Ärzte, Astrologen, die Zwergin, die Ihre Majestät mit Scherzen erheitern muss, Chorknaben der königlichen Kapelle, Musiker, Stallknechte, Höflinge sowie die etwa ein Dutzend Männer des *Privy Council*, des Kronrates, des engsten Zirkels der Macht.

Dazu die Diener, Berater und Schreiber der königlichen Räte sowie Gesandte aus europäischen Ländern und Bittsteller, die sich irgendwie bei Hofe eingeschlichen haben und nun in einem Gang oder einer Halle darauf lauern, einem Mächtigen oder gar der Königin selbst eine Petition oder ein anderes Anliegen vortragen zu können. So viele Menschen drängeln sich in der überfüllten Residenz, dass sich manchmal selbst Adelige ein Bett teilen müssen, weil nicht genügend Schlafstätten vorhanden sind.

Jedes Jahr im Herbst zieht die Königin aus einem ihrer sieben anderen Paläste nach Whitehall. Inzwischen sind vier Monate vergangen – eine lange Zeit, fast schon zu lang: Die Böden sind mit Stroh und Binsen ausgelegt (nur Ihre Majestät darf auf Teppichen schreiten), sodass kein Zimmer ordentlich ausgefegt werden kann. Dreck und Ungeziefer stecken im Stroh, und der Palast, in dem nicht eine Toilette installiert ist, stinkt wie ein Verschlag für Schweine.

Höflinge, die es sich leisten können, halten sich Riechfläschchen unter ihre Nasen, lassen in den Gemächern Wacholder und andere duftende Hölzer abbrennen

oder erfrischen sich an Gewürzsträußchen, die *nosegay* genannt werden, „Nasenfreude“.

Es wird Zeit, dass Elisabeth zu einem anderen Königssitz zieht, damit Diener endlich das Stroh aukehren und die Wände neu kalken lassen können; dass Kammerjäger kommen, die Ratten zu vertreiben.

Die entscheidenden Entschlüsse dieses Tages fallen hinter dicken Mauern und streng bewachten Türen im *Privy Chamber*, wo sich die Königin mit ihrem Kronrat versammelt. Hier schmücken jene gewaltigen Porträts die Wände, die der Deutsche Hans Holbein ein Menschenalter zuvor von Heinrich VIII. geschaffen hat. Elisabeth liebt es, unter diesem Bildnis zu posieren, auf dass jedermann stets wisse, wessen Tochter sie ist.

Die Königin. „Wir Fürsten sind wie auf Bühnen gestellt, der ganzen Welt zum Angesicht“, hat sie einmal gesagt. Und so zeigt sie der Welt eine Maske.

Der schlanke Leib umhüllt mit Seide, Brokat und feinsten Spitzen, die Taille mädchenhaft eng geschnürt, die Schultern aufgebauscht, der Rock mit Fischbein versteift zu einer schimmernden Wolke aus Stoff. Über 3000 Gewänder besitzt sie, die meisten leuchten in ihren Lieblingsfarben Weiß, Schwarz und Silber, und jede Woche muss ihr Hofschuster ein neues Paar Schuhe fertigen.

Geschmeide schmückt ihren Hals, ihre Arme, ihre Finger. Gold und Edelsteine und Perlen vor allem, die Symbole der Jungfräulichkeit. Eine künstlerisch gestaltete schwarze Spinne ziert ihr Halstuch, manche Kostbarkeiten ihres deutschen Juweliers John Spilman sind wie kleine Schiffe geformt – und nicht wenige

Stücke stammen aus spanischen Galeonen, die Englands Piraten ausgeplündert haben.

Ihre Taschentücher sind mit Gold und Silber bestickt, die Federfächer mit Juwelen belegt. Im Kerzenlicht strahlt ihr Schmuck so sehr, dass es selbst erfahrenen Höflingen die Sinne verwirrt. Und vor fast 30 Jahren hat ihr ein Adeliger ein juwelenbesetztes Geschmeide mit eingearbeiteter Uhr überreicht: die erste Armbanduhr der Geschichte.

Alterslos möchte Elisabeth ihren Untertanen erscheinen – und wohl auch sich selbst. Ihr schmales Ge-

War sie es nicht, die den Rivalen Frankreich und Spanien standgehalten hat? Wem wohl ist 1588 der HERR zur Hilfe geeilt und hat einen Sturm geschickt, der die spanische Armada, die gewaltigste Flotte des Zeitalters, über das Meer zerstreute? Wer hat die Kassen der Monarchin, mit 266 000 Pfund verschuldet bei ihrer Thronbesteigung, wieder gefüllt?

Umfassend ist ihre Bildung, beeindruckend ihre Intelligenz. Sticken, tanzen, singen, Virginal und Laute spielen kann sie so gut wie jede ihrer Hofdamen. Elisabeth spricht neben ihrer Muttersprache, die sie mit dem

FEINDE TRACHTEN NACH DEM LEBEN DER KÖNIGIN

sicht ist zur bleichen Maske geschminkt mit einer Paste aus Eiweiß, zerstoßenen Eierschalen, Alaun, Borax, Mohnsamen und anderen Ingredienzen. Einst hat sie ihre roten Haare mit Aschenlauge gebleicht, doch seit ihrem 39. Lebensjahr fällt ihr das Haar aus. So trägt sie nun rote, extravagante Perücken.

Denn das Alter darf keine Macht über sie haben, darf nicht einmal Spuren hinterlassen. Als ein zu realistisches Porträt von ihr gefertigt wurde, ordnete sie 1596 die Zerstörung des Bildes und aller seiner Kopien an.

IHR ZUR SEITE steht der Kronrat – ausschließlich Männer. Elisabeth, die Eifersüchtige, schätzt es nicht, wenn die Räte ihre Ehefrauen an den Hof bringen; sie sollen auf ihren Landsitzen bleiben. Es sind Männer, die zu plaudern verstehen, die sie beim Kartenspiel oder bei den Konzerten nicht langweilen, die möglichst auch in den modischen, geschnürten Wämsern und hautengen Beingewändern eine gute Figur machen, die ihr, in flamboyanten Worten und Briefen, immer wieder ihre Huld, ja ihre Liebe versichern. Doch es sind keine rückgratlosen Schmeichler – wie kaum ein Renaissancefürst hat Elisabeth das Talent, sich mit fähigen Ratgebern zu umgeben.

Etwa mit Sir Walter Raleigh, der aufbrausend ist, verschwörungssüchtig, ein Weiberheld und Lügner, den viele Höflinge verachten – der daneben aber naturwissenschaftliche Studien und Gedichte verfasst und als Feldherr, Seefahrer und Entdecker glänzt.

Oder mit dem kleingewachsenen, buckligen Sir Robert Cecil, ihrem wichtigsten Ratgeber, der sein Amt vom Vater übernommen hat und der behutsam und geduldig ist – doch wenn es um die Interessen Elisabeths geht, auch verschlagen und ohne Skrupel.

Eines aber ist auch an diesem Vormittag unzweifelhaft: Die Räte mögen kluge Argumente vorbringen – die für England wichtigen Entscheidungen jedoch fällt ein einziger Mensch allein: Elisabeth.

Hat sie nicht die von ihrem Vater entfachten und von ihrer Halbschwester, der „Blutigen“, verschärften religiösen Kämpfe beendet und das Reich zu einer geeinten, protestantischen Macht geformt?

Akzent der Londoner Bürger betont, fließend Walisisch, Französisch, Spanisch, Italienisch, Latein und Griechisch. Sie kennt die Werke der Klassiker, ihr Gedächtnis ist bei ihren Höflingen ebenso bewundert wie gefürchtet. Ihre Handschrift ist klar, ihre Reden – ob vor Gesandten, den Herren des Parlaments, Soldaten oder einfachen Untertanen – sind brillant formuliert.

Dazu unterwirft sie ihren Körper, zum Leidwesen mancher gichtgeplagter Höflinge, einer rigorosen Pflicht: Sie reitet und jagt, wandert stundenlang und schießt voller Begeisterung mit der Armbrust.

Zwar sind die Räte, die sie berufen hat, ebenso klug und gebildet wie ihre Königin – doch an Erfahrung kann es niemand mit ihr aufnehmen. Die Männer, die einst ihren Aufstieg als Berater begleitet haben, sind längst verstorben. Die Mitglieder des jetzigen Kronrats sind eine Generation jünger als Elisabeth.

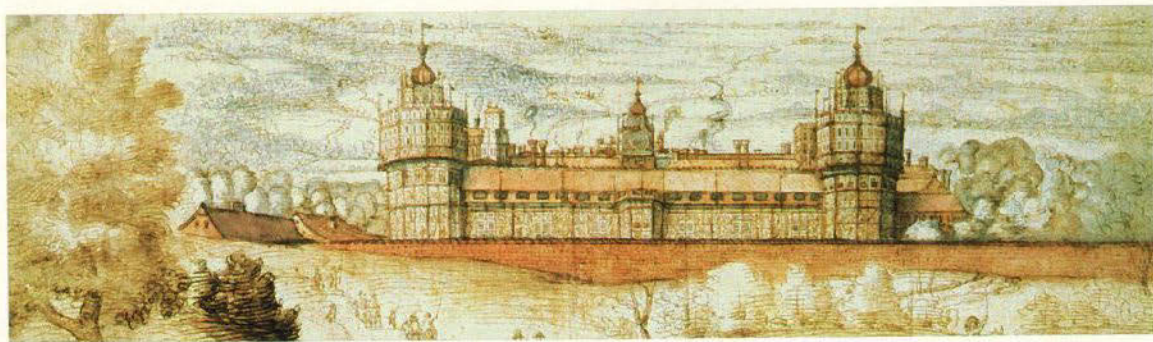
UND SIE HABEN nicht durchmachen müssen, was ihre Herrscherin erlebt hat: Bereits im Alter von drei Monaten hatte Elisabeth – zur Enttäuschung von Heinrich VIII. und Anne Boleyn eine Tochter und vom Papst als im Ehebruch gezeugt und illegitim erklärt – ihren eigenen Haushalt erhalten, ihre Amme, ihre Erzieher. Als sie noch nicht drei Jahre alt war, endete ihre Mutter auf dem Schafott; sie durfte nicht öffentlich trauern, war vielleicht auch zu jung dazu.

Niemand hatte es für nötig befunden, ihr den Tod der Mutter mitzuteilen.



Pirat, Entdecker, Admiral: Sir Francis Drake ist englischer Flottenkommandant – und finanziert mit seinen Überfällen einen Teil des prächtigen Hoflebens

Schloss Nonsuch in Surrey, das Elisabeth, wie ein Chronist vermerkt, »von allen Orten der liebste ist«. Der Palast ist so klein, dass Höflinge, wenn die Monarchin hier im Sommer residiert, in Zelten kampieren müssen



Sie hatte es dennoch schnell erfahren: Ihr Erzieher, der sie bis dahin mit „My Lady Princess“ angeredet hatte, sprach fortan nur noch von „My Lady Elizabeth“ – ein subtiles Zeichen dafür, dass mit dem Tod der Mutter auch die Tochter in der Gunst des Königs gefallen war.

Katherine Howard, eine Cousine von Anne Boleyn, wurde die fünfte Ehefrau von Heinrich VIII. Auch sie verlor wegen eines angeblichen Ehebruchs den Kopf. Da war Elisabeth acht.

Und als sie 20 Jahre alt war, ließ ihre Halbschwester, die Katholikin Maria, sie als protestantisch gesinnte Rebellin in den Tower werfen. Drei Monate saß sie dort im Kerker, jeden Tag in der Angst, auf den Richtblock gezeit zu werden. (Es war, ironischerweise, ihr späterer Erzfeind Philipp II. von Spanien, der ihr das Leben rettete: Er verwandte sich bei Maria für Elisabeth, denn er fürchtete wohl, es würde der katholischen Sache nicht dienlich sein, sollte eine katholische Monarchin ihre eigene Halbschwester exekutieren lassen.)

So hat die Königin – lange, bevor ihre Räte auch nur geboren worden sind – gelernt, misstrauisch zu sein, unnahbar. *Video taceo* hat sich Elisabeth als ein Motto gewählt: „Ich sehe, ich schweige.“

Und so erhöht die Rätselhaftigkeit ihrer Monarchin noch den Druck auf die Räte:

Sie wissen in diesen Morgenstunden weder, wie die Rebellion in London verläuft, noch, wie Elisabeth reagieren wird.

Es sind vor allem Cecil und Raleigh, die nun um ihren Kopf bangen müssen. Der Earl of Essex war einer von ihnen, war Rivale um die Gunst Ihrer Majestät. Schon lange haben sie seinen maßlosen Ehrgeiz gefürchtet und heimlich bekämpft; hat Cecil im Kronrat gegen seine Vorschläge opponiert und Kandidaten, die Essex für Posten vorschlug, abgelehnt.



Sir Robert Cecil, der wichtigste Ratgeber Ihrer Majestät – und Chef der Geheimagenten, die für Englands Krone spionieren

Dann hatte Essex im Frühjahr 1599 eine englische Armee gegen Rebellen in Irland geführt. Doch dort war er mit seinen Truppen umhergeirrt, statt sich der Schlacht zu stellen, bis durch Seuchen und Desertationen drei Viertel seiner Armee dahingeschmolzen waren; er hatte sogar mit den Feinden verhandelt. Schließlich ließ er seine Soldaten im Stich, kehrte nach England zurück, drang in die Privatgemächer der Königin ein und warf sich, noch drecküberkrustet vom Eilritt, ihr zu Füßen.

Es nutzte ihm nichts: Wegen des irischen Fiaskos verlor Essex fast alle Ämter und königlichen Privilegien, die ihm bislang stetig Einnahmen beschert hatten – wie etwa das Monopol auf Süßwein. Und nun?

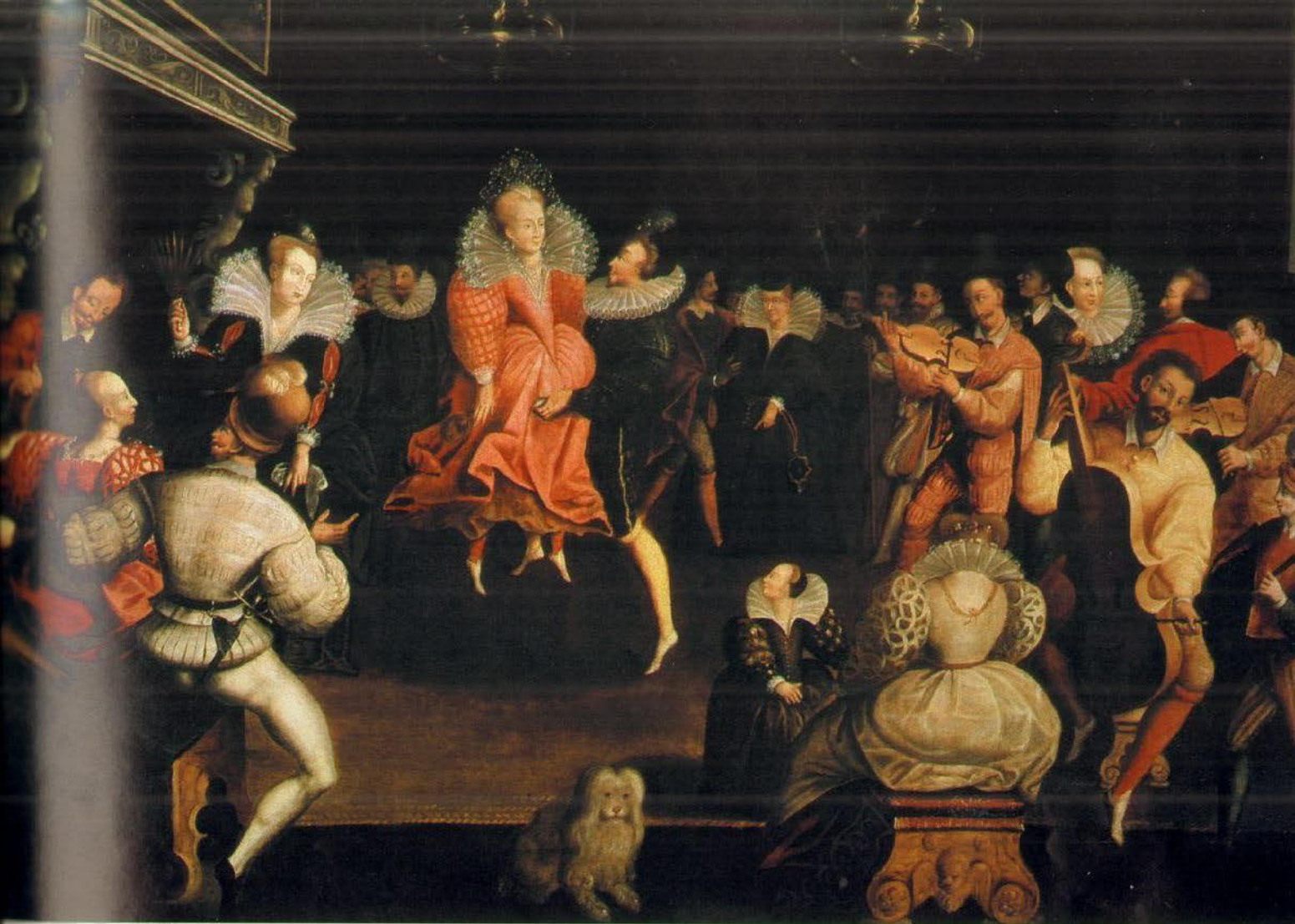
Statt seinen Sturz auf eigenes Versagen zurückzuführen, statt Reue zu zeigen und Demut, hat Essex seit Wochen nichts anderes getan, als zu behaupten, dass Cecil und Raleigh ihn bei der Königin verunglimpft hätten. Sie müssten verschwinden, damit er, Essex, wieder rehabilitiert sei.

Er hat es etwas zu oft und zu laut gesagt.

Denn Elisabeth hat bereits vor 30 Jahren einen Geheimdienst aufbauen lassen, der an Europas Fürstenthöfen seinesgleichen nicht hat. Agenten arbeiten in Paris und Madrid, in Brügge und in Wien, in den wichtigsten Städten der Zeit: in Residenzen der Christenheit, in den Häfen von der Nordsee bis zum Mittelmeer, selbst in Algier, Konstantinopel und anderen Orten unter Herrschaft der Muselmanen.

Manche dieser Agenten können Briefe entschlüsseln, die in fremden Geheimcodes abgefasst worden sind. Lauscher sitzen in Londons Tavernen, an den Straßen, in Kirchen. Die Agenten schreiben Berichte und melden, wann immer ein fremder Monarch Kriegsschiffe in einem entlegenen Hafen sammelt oder ein Schneider in einer Londoner Kneipe den Papst lobt. Und all diese Berichte landen bei Sir Robert Cecil.

So weiß der längst, dass Essex rasend ist vor verletztem Stolz und unbefriedigtem Ehrgeiz; weiß, dass sich unzufriedene Adelige bei ihm treffen; weiß, dass Vaganten und Schläger angeworben worden sind; weiß, dass ihm und Raleigh der Tod, dass seiner Königin Entführung und Entmachtung drohen.



Cecil hat Elisabeth und Raleigh bereits vor Wochen informiert. Als er ahnt, dass Essex bald zuschlagen wird, lässt er Boten aussenden in die umliegenden Grafschaften, um die Truppen des Palastes zu verstärken. Und die Londoner Prediger der anglikanischen Kirche, die ja der Königin unterstehen, sind noch am Vortag angewiesen worden, ihre Gemeinden aufzurufen, bei Unruhen in den Häusern zu bleiben.

Boten hat der Kronrat am Vortag auch zu Essex entsandt: Er solle bei Hofe erscheinen und sich recht-

seiner Bibliothek eingesperrt, ehe er mit seiner Truppe aufbrach.)

Irgendetwas geht vor in London. Elisabeth aber bleibt ruhig. Sie besteht darauf, den gewöhnlichen Ablauf des Tages nicht zu ändern. Sie speist wie immer und zeigt keinerlei Unruhe. Der HERR, wird ein Chronist später ihre Worte überliefern, habe sie auf den Thron gesetzt, und ER werde sie auch dort halten.

Etwas später, als man am Hof durch Boten erfährt, dass Essex mit seinen Aufständischen tatsäch-

Der Tanz bei Hofe ist eine Leidenschaft Elisabeths. Bilder wie dieses eines unbekannten Künstlers sind allerdings rar, denn die Herrscherin will stets hoheitsvoll dargestellt sein. Ausgelassene Szenen passen nicht zu ihrer Selbststilisierung

ADELIGE, DIE ELISABETHS GUNST VERLIEREN, SIND RUINIERT

fertigen. Der Earl empfängt sie nicht, sondern lässt ausrichten: Er habe Tennis gespielt und sei deshalb nun „erhitzt“, zu schwach und zu krank, um sich auf den Weg nach Whitehall zu machen.

An diesem Morgen sind erneut mehrere Adelige vom Kingshof zum Essex House aufgebrochen. Doch die sind bislang nicht zurückgekehrt. Niemand hat etwas von ihnen gehört. (Tatsächlich hat der Earl sie in

lich in London eingedrungen ist, will sie, die Rätselhafter, dann plötzlich ebenfalls in die Stadt gehen. „Ihre Majestät standen mit fürstlichster Tapferkeit auf wie die Gesalbte des HERRN und wünschten, persönlich dem frechsten Verräter entgegenzutreten“, notiert ein Höfling.

Für Cecil und die anderen Räte ist es ein Albtraum, dass ihre Monarchin irgendwo in einer engen



Robert Devereux,
2nd Earl of Essex: Als der
ehrgeizige Adelige nach
einem gescheiterten Feld-
zug lukrative könig-
liche Privilegien verliert,
plant er mit einer
Hand voll Abenteurern
die Rebellion – und
hofft auf den Beistand der
Londoner Bürger

Straße Londons einem bewaffneten Mob gegenüber-
treten könnte. Mit Mühe – „with much ado“, vermerkt ein
Augenzeuge nicht ohne milden Spott – gelingt es ih-
nen, die Königin in Whitehall zu halten.

LONDON, ZUR GLEICHEN STUNDE. „Für die Königin!
Für die Königin! Die Krone von England ist an den
Spanier verkauft worden! Eine Verschwörung gegen
mein Leben läuft an!“, ruft der Earl of Essex, während
er in London einmarschiert.

LONDON BLEIBT KÖNIGSTREU – UND DER REBELL IST VERLOREN

Die Stadt ist reich geworden unter Elisabeths
Herrschaft. Die Zahl ihrer Einwohner hat sich in den
vergangenen gut 50 Jahren verdoppelt; sie ist nach
Paris und Neapel nun die drittgrößte Stadt des Abend-
landes. Stolz sind die Londoner, protestantisch und
königstreu. Hier wird, so hingebungsvoll wie vielleicht
nirgendwo sonst im Reich, die *Virgin Queen* mit fast
religiöser Inbrunst verehrt.

Elisabeth hat die Liebe, die einst, in katholischen
Zeiten, der Muttergottes entgegengebracht wurde, auf
ihre Person gezogen. Müssten also die Londoner nicht
in Scharen zum Earl of Essex eilen, wenn sie aus sei-
nem Munde hören, dass diese Königin bedroht ist?
Doch die Straßen, sonst laut und überfüllt, sind leer.

Essex und seine Anhänger eilen durch eine Geis-
terstadt. Die Bürger sind in ihren Häusern, haben Türen
und Fenster verrammelt. Die ausgestreuten Gerüchte
der letzten Wochen mögen sie unruhig gemacht haben
und, mehr noch, die plötzlich vom Kronrat angeordne-
ten Predigten der Geistlichen. Auch gibt es seit langem
Gerede darüber, dass der einst beim Volk so beliebte
Earl of Essex bei Hof in Ungnade gefallen ist. Und
die finsternen Gestalten, die er in letzter Zeit in Essex
House versammelt hat, werden auch nicht unbemerkt
geblieben sein.

Als er St Paul's Cathedral erreicht, ahnt Essex
wohl schon, dass sein Plan gescheitert ist. Er wendet sich
Richtung Cheapside, „sein Gesicht fast geschmolzen
vor Schweiß“, wie ein Chronist überliefert. Bei Ankunft
am Haus des Sheriffs von London – des obersten Ord-
nungshüters der Stadt, der sich heimlich mit ihm zusam-
mengetan hat – ist Essex so schweißgebadet, dass er dar-
um bittet, jemand möge ihm ein frisches Hemd reichen.

Schon verdrücken sich die ersten seiner Männer,
die Mäntel vors Gesicht geschlagen. Auch der Sheriff,
entsetzt über das Fiasko, macht sich durch einen Hin-
terausgang davon und eilt zum Bürgermeister.

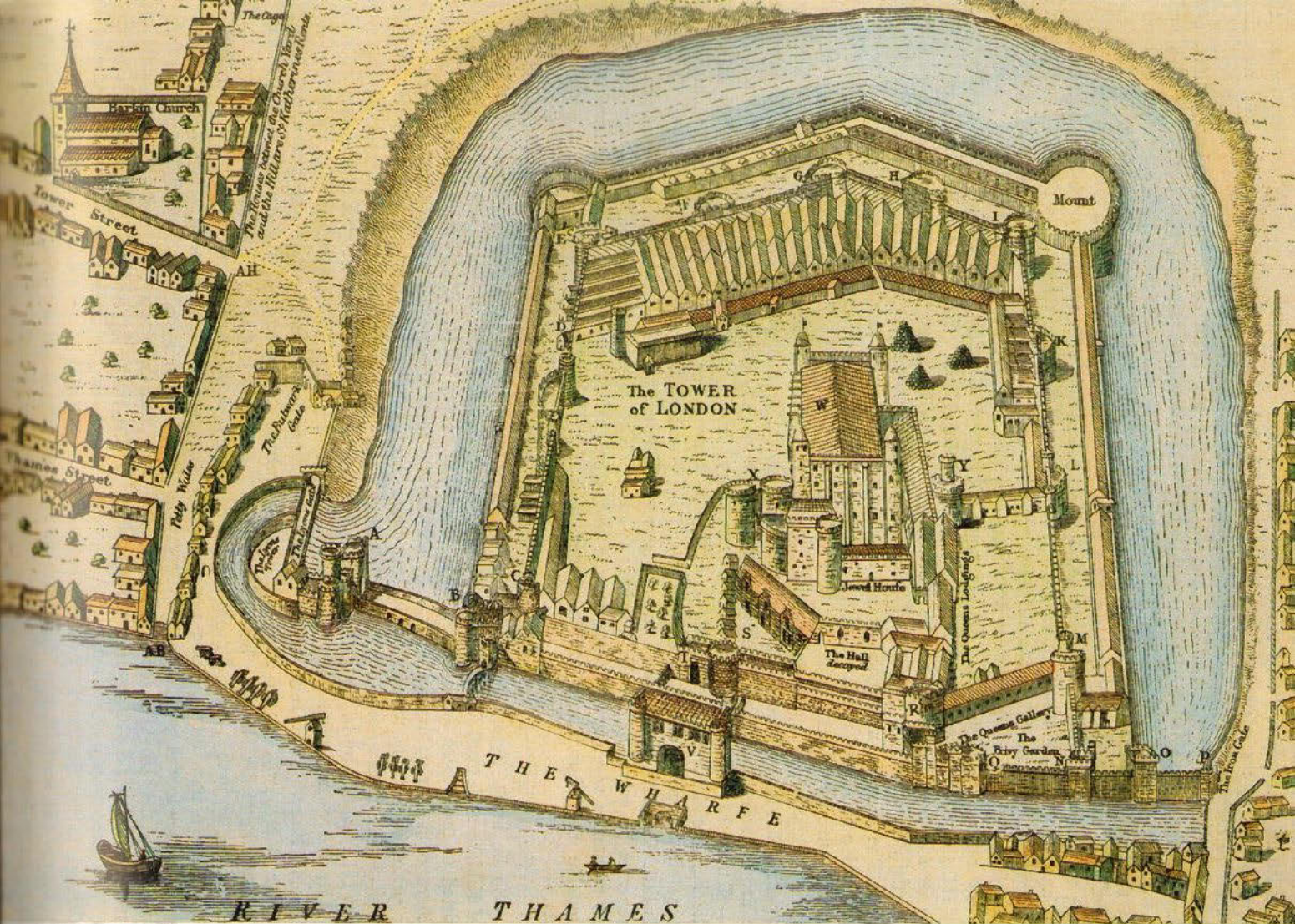
Der ist Elisabeth treu geblieben und sammelt be-
waffnete Stadtbewohner um sich. Kurz darauf stehen
die Bürger mit Schwert und Speiß an Mauern und To-
ren. Herolde Elisabeths sind plötzlich auf den Straßen
und verkünden laut, was jeder schon ahnt: Essex ist
ein Verräter.

Soldaten errichten auf der Straße nach Whitehall
eine Barrikade aus Karren. Die Londoner schließen
die sieben großen Tore der Mauer – die Stadt ist für die
Verschwörer zur Falle geworden.

Essex, verzweifelt, lässt zur zweiten Stunde des
Nachmittages seine Mitrebellen im Stich und schleicht
sich nach Queenhithe, wo er ein Boot besteigt, das ihn

die Themse stromaufwärts zu seinem Palast bringt.
Doch auch dort ist der Verräter verraten worden: Einer
seiner Kumpane hat die Adligen, die ihm Elisabeth
an jenem Morgen ins Haus geschickt und die er in die
Bibliothek gesperrt hat, freigelassen und ist mit ihnen
nach Whitehall geeilt.

Essex ist verloren. Ihm bleibt nur noch wenig
Zeit – ein paar Stunden, in denen er Briefe und andere
Dokumente verbrennt, die beweisen könnten, dass er
die Rebellion organisiert hat. Nach Einbruch der Dun-
kelheit umzingeln königliche Soldaten sein Anwesen.



Eine Kanone ist auf Essex House gerichtet. Der Anführer der Soldaten ruft ihm zu, er solle kapitulieren.

Da steigt Essex auf das Dach, zieht sein Schwert und ruft den Soldaten zu: „Eher fliege ich zum Himmel!“

Very well, so wird überliefert, habe da der Anführer gesagt, dann werde er das Haus halt in die Luft jagen. Der Earl gibt klein bei und kapituliert.

Es ist zwei Stunden vor Mitternacht am 8. Februar 1601, als die vielleicht gefährlichste Rebellion gegen Elisabeth endgültig vorüber ist.

17 Tage später besteigt Robert Devereux, 2nd Earl of Essex, gegen acht Uhr morgens, in schwarze Gewänder gehüllt, den Richtblock im Hof des Towers, gegenüber der Kapelle St Peter ad Vincula. „Meine Sünden sind größer an Zahl als die Haare auf meinem Kopf“, verkündet er reumütig. Dann bittet er Gott, die Königin zu schützen und seinen Feinden zu verzeihen.

Drei Schläge braucht der Henker, bis er den Kopf des Rebellen vom Rumpf abgeschlagen hat. An den langen Haaren hält er anschließend den Schädel hoch und ruft: „God save the Queen!“

„Wer an das Zepter eines Fürsten rührt, verdient kein Mitleid“, sagt Elisabeth zu einem Häftling.

Trotzdem zeigt sie Milde: Nur vier weitere Verschwörer müssen ihr Leben lassen, 49 werden mit Kerker oder Geldbußen bestraft, die anderen lässt sie laufen.

Viel Zeit bleibt Elisabeth ohnehin nicht mehr.

IM FEBRUAR 1603, fast genau zwei Jahre nach der Rebellion, plagen die ewig Junge plötzlich Geschwüre im Hals, Fieber, und, wie einer ihrer Häftlinge später notiert, „eine große Hitze in ihrem Bauch und ein unstillbarer Durst“. Tage vergehen so.

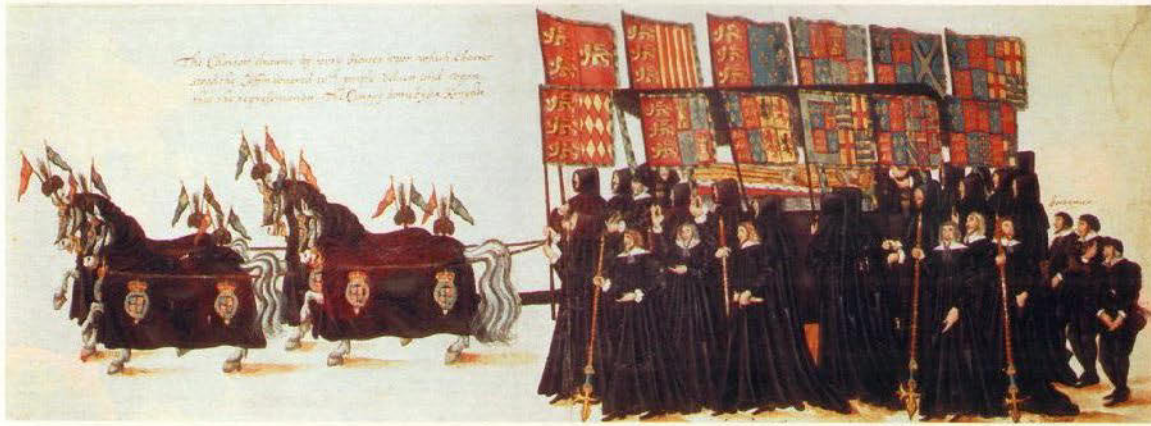
Dann inszeniert die Königin, die Schauspielerin vor den Augen der Welt, im Richmond Palace ihren eigenen Tod.

Sie isst kaum noch. Die prächtigen Gewänder legt sie nicht mehr ab, auch nicht für die Nacht. Ausgestreckt auf dem Boden ruht sie, nur ein paar Kissen hat man ihr untergeschoben. „Eure Majestät, um Eure Untertanen zu beruhigen, müsst Ihr zu Bett gehen!“, fleht Cecil sie an.

Der Tower ist Elisabeths stärkste Festung in England. Und der letzte Platz auf Erden, den der Earl of Essex sieht. Denn hier wird er geköpft, nur 17 Tage nach seinem gescheiterten Hochverrat



Die Königin im Angesicht des Todes: Zwei Jahre bleiben der Herrscherin, die stets alterslos scheinen will, nach der Rebellion noch, dann stirbt sie in ihrem 70. Lebensjahr



Mit dem Leichenzug, der 1603 durch Westminster führt, wird nicht nur Elisabeth begraben, sondern ein ganzes Zeitalter. Auf die kinderlose letzte Tudor folgt Jakob I., der erste Monarch aus der Dynastie der Stuarts

„Kleiner Mann, das Wort ‚muss‘ ist Fürsten gegenüber nicht zu verwenden“, fegt sie ihn an. Ihre Kehle ist zugeschnürt, das Atmen fällt ihr schwer.

Dann, es ist inzwischen Mitte März, zwingt sie Schwäche und Krankheit, zwingt sie das verfluchte Alter nieder allein durch die Kraft ihres Willens: Sie, die tagelang gelegen hat, erhebt sich stumm.

Elisabeth steht allein in ihrem Gemach und schweigt. Von ferne nur sehen die Damen und Höflinge zu, doch wagen sie nicht, ein Wort an sie zu richten.

Eine Stunde steht sie da. Zwei Stunden. Drei. Regungslos und stumm. Was mag in ihr vorgehen?

„Wir Fürsten sind wie auf Bühnen gestellt, der ganzen Welt zum Angesicht“: Ihr ganzes Leben lang hat sie ein Publikum gehabt, das jeden ihrer Züge aufmerksam studierte, begierig auf jedes Zeichen von Gunst oder Schwäche wartend.

Hofdamen haben sie seit dem Tage ihrer Geburt bis in die Nacht zu jeder Minute umgeben. Kein Spaziergang, kein Ausritt allein. Niemals ein vertrautes Wort an jemanden, jede Geste musste abgewogen sein. Keine – und sei es auch noch so intime – Entscheidung, die unkommentiert geblieben wäre.

Nie zum Beispiel hat sie heiraten wollen. Ihre Untertanen haben deshalb die kühnsten Thesen aufgestellt. Scheute sie die Ehe, weil sie stattdessen viele Liebhaber hatte, jüngere zumal? Oder haftete ihr ein geheimer körperlicher Makel an, der ihr die sinnliche Liebe oder die Geburt eines Kindes verwehrte? War ihr Zölibat etwa ein Gebot der Politik, durchgesetzt mit eiserner Selbstdisziplin, da nur eine Virgin Queen eine quasi religiöse Verehrung erfahren und sich so in einer Männerwelt durchsetzen konnte? Oder fürchtete sie vielleicht die Ehe seit frühester Jugend, weil ihre eigene Mutter (und nicht nur die) vom Gatten aufs Schafott gezerrt worden war?

Ihre Räte jedenfalls haben sie bedrängt zu heiraten, jahrelang. Gesandte aus Europas Fürstenhöfen sind vorstellig geworden, immer wieder. Das Parlament hat sie gar öffentlich dazu aufgefordert, sich endlich einen Gatten zu erwählen. Und, vielleicht ahnt Elisabeth das: Noch nach ihrem 40. Geburtstag hat ihr damaliger engster Ratgeber, Cecils Vater, Wäscherin-

nen bestochen, um zu erfahren, ob im Bettlaken Ihrer Majestät Blut zu finden sei. (Es war – für den Kronrat ein Indiz, dass seine Herrin noch Monatsblutungen habe und mithin Kinder gebären könne. Woraufhin er sie erneut zur Ehe drängte.)

Keine Regung in ihrem Leben ist jemals geheim geblieben – und auch ihr Sterben ist längst öffentlich.

Der französische Botschafter hat Elisabeths Siechtum mit gezielten Indiskretionen an den Fürstenhöfen Europas bekannt gemacht. Und Cecil, der wichtigste Ratgeber, entsendet nun Briefe und Boten zum schottischen König Jakob, denn der, entfernt mit Elisabeth verwandt, ist schon seit Jahren der designierte Nachfolger der kinderlosen Monarchin.

Nun steht Elisabeth ein letztes Mal da, wie sie ihren Höflingen, wie sie dem Publikum der Welt stets erschienen ist, erscheinen musste: stolz, hochmütig, furchterregend, rätselhaft, verschlossen.

Sechs Stunden. Acht Stunden. Zehn Stunden. Und die Earls und Ladys, die Wächter und Hofnarren blicken auf die Königin, die starr im Gemach steht wie ihr eigenes schreckliches Denkmal.

Zwölf Stunden.

Vierzehn Stunden.

Fünfzehn Stunden dauert die letzte Vorstellung der Königin. Dann erst, und ohne ein Wort gesprochen zu haben, bricht Elisabeth ohnmächtig zusammen.

Später erlaubt sie ihren Dienern, sie, endlich, in ein Bett zu tragen. Einige Tage lang leidet sie weiter, irgendwann unfähig, noch ein Wort zu sagen.

Am 23. März, gegen zehn Uhr abends, dreht sie ihr Gesicht zur Wand, weg von den Höflingen im Raum.

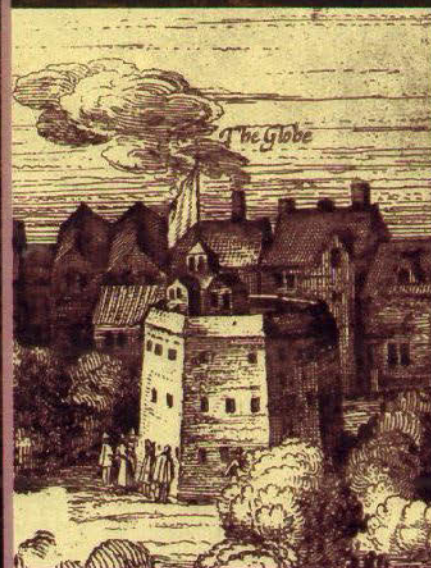
Endlich allein.

Der Schlaf, in den Elisabeth fällt, ist ohne Erwachen: Am Donnerstag, dem 24. März 1603, kurz vor drei Uhr in der Früh, stirbt, nach 44 Jahren, vier Monaten und sieben Tagen Regentschaft, die letzte Königin der Tudors. □

Cay Rademacher, 39, ist Historiker und als Geschäftsführender Redakteur für die Konzeption der GEOEPOCHE-Hefte zuständig.

Zur Zeit der Königin Elisabeth reist der Sohn eines Handschuhmachers aus der Provinz nach London, um als Bühnendichter Ehre und Vermögen zu erringen. Tat-

sächlich hat William Shakespeare – das gegen 1610 entstandene, dem Maler John Taylor zugeschriebene Porträt ist eines der berühmtesten und umstrittensten Bildnisse des Autors – über alle Maßen Erfolg: als Geschäftsmann, dem sogar ein Teil des legendären »Globe«-Theaters (oben) gehört. Und als Literat, der seinesgleichen in Europa nicht hat. Doch sein Leben und Schaffen ist so von Geheimnissen umwoben, dass sich bis heute nicht sagen lässt, wer genau William Shakespeare war

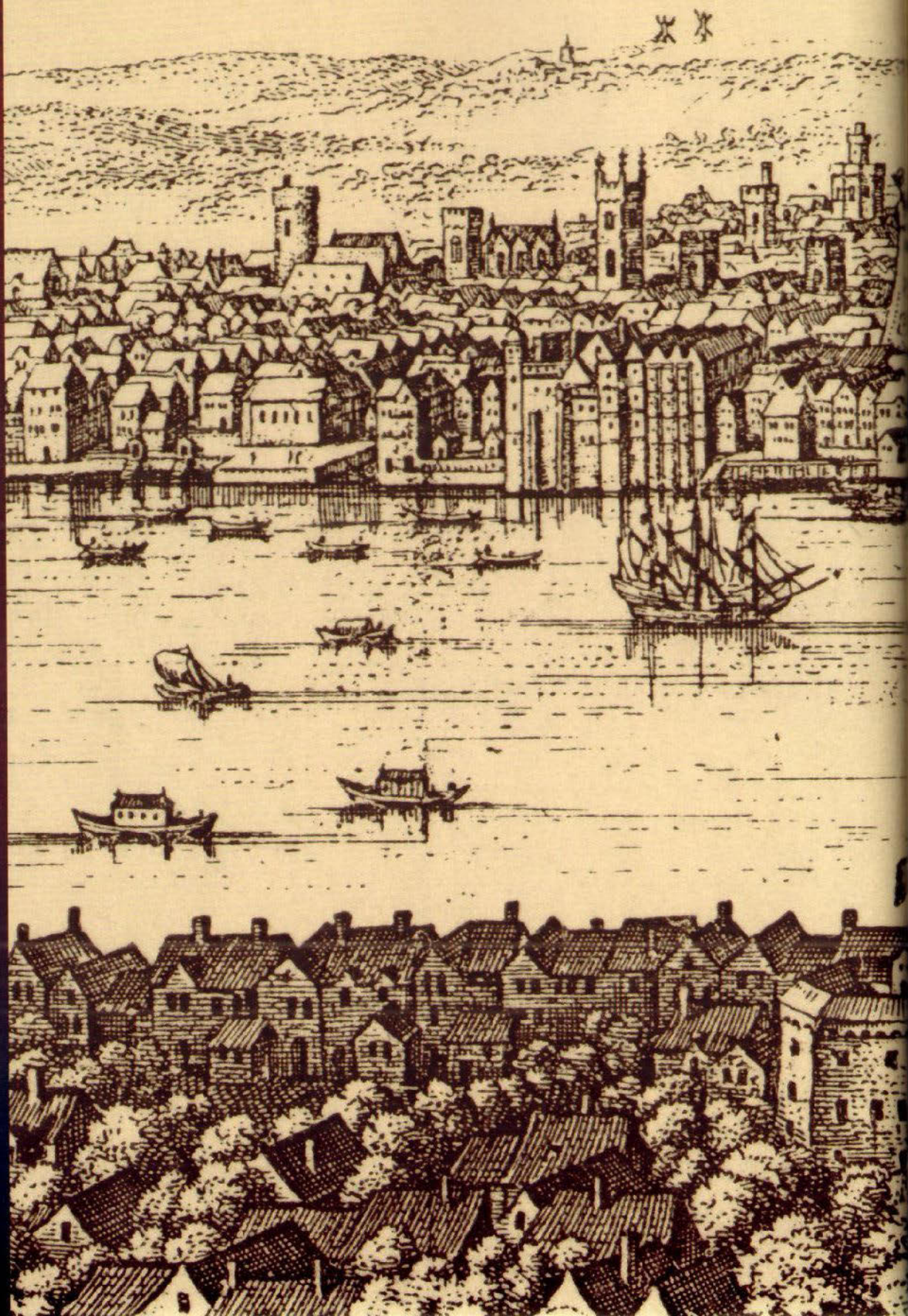


Dichter und



Gentleman

Ein unbekannter Kupferstecher fertigt ein Panorama Londons im 17. Jahrhundert, gesehen vom südlichen Ufer der Themse (siehe Seite 56). Dieser Ausschnitt zeigt das »Globe«-Theater (das fahngeschmückte, turmartige Gebäude im Vordergrund rechts), wo auch Shakespeares Stücke aufgeführt werden, inmitten eines Vergnügungsviertels – das ähnlich imposante Gebäude links des Theaters ist eine Arena, in der Bären zu Tode gehetzt werden. Am jenseitigen Ufer dominiert der vom Blitz getroffene Turm von St Paul's Cathedral das Gewirr der Wohn- und Geschäftshäuser im westlichen Bereich der Stadt





Kein Brief ist erhalten, kein Manuskript, keine einzige Seite Tagebuch. Kein Porträt nach dem Leben; nur eine Büste und ein Kupferstich vom Hören-sagen, gefertigt lange nach seinem Tod: das Bärtchen, die hohe Stirn, die Insektenaugen.

Was bleibt, sind Vorgänge, Verwaltungsakte. Die Taufnotiz aus dem Jahr 1564, die Heiratslizenz von 1582, die Namen der Kinder im Kirchenbuch: erst Susanna, dann die Zwillinge Hamnet und Judith. Ein paar Immobilien-Kontrakte, Pachtverträge, Hypotheken; eine Quittung über verkauften Bauschutt. Die erschöpft abwärts stolpernde Handschrift des Testaments: Seiner Frau Anne vermacht er „mein zweitbestes Bett“.

Ein bürgerliches Leben. Ein Leben der Ordnung, die ihm immer heilig war; die sein Land errungen hat nach Rosenkriegen und blutigen Despotien. Nach

der grausamen Hinrichtung Richards II., dem seine Mörder ein glühendes Eisen in den Darm schoben, um ihn von innen auszubrennen; nach den Rebellionen gegen Richards Nachfolger Heinrich IV. und dem Gemetzel zwischen den Häusern Lancaster und York, das im Triumph des finsternen Richard III. endete. Nach den heiß-kalten Wechselbädern der Konfessionswirren unter Heinrich VIII., der mit dem Papst brach, unter Eduard VI., der die Reformation durchsetzte, unter Maria I., die den Katholizismus mit Feuer und Schwert wieder einführte und 288 protestantische Märtyrer auf den Scheiterhaufen schickte.

Jetzt ist die Ordnung da, die ihm seine Königin Elisabeth I. garantiert. Die keusche *Virgin Queen*, die jede noch so schmeichelhafte Ehe verweigert und so Europas fürstliche Freier geschickt gegeneinander ausspielt. Die Frau, die als klügste ihres Jahrhunderts gilt und das ungenannte Vorbild für die eloquenten Frauengestalten seiner Dramen abgibt; die den glänzendsten Hof Europas führt und trotzdem pünktlich ihre Schulden bezahlt. Die mit dem *Elizabethan Settlement* Katholizismus und Reformation versöhnt, Englands Staatsfinanzen saniert und mit ihrer Flotte 1588 die Armada des Spanierkönigs Philipp II. schlägt: „Wie Eierschalen / Hob sie die Brandung und zerschellt' sie leicht / An unsren Klippen“.

Jetzt ist die Hierarchie wieder im Lot, von der das Zeitalter besessen ist und in der jedes Ding seinen Platz hat. „Die Himmel selbst, Planeten und dies Zentrum, / Reihn sich nach Abstand, Rang und Würdigkeit, / Beziehung, Jahrszeit, Form, Verhältnis, Raum, / Amt und Gewohnheit in der Ordnung Folge“, lässt Shakespeare seinen Ulysses in „Troilus und Cressida“ predigen.

„Doch wenn die Planeten / In schlimmer Mischung irren ohne Regel, / Welch Schrecknis! Welche Plag und Meuterei!“

Auch Londons Obrigkeit klammert sich dankbar an die Ordnung der Zünfte mit ihren Ämtern, Trachten, Aufstiegswegen und Ritualen. Hält sich an Elisabeths Kleiderordnungen, die jedem Stand bei Strafe seinen Ornat zumessen: Zobelpelze und purpurfarbene Seide etwa sind für die königliche Familie und

hohe Adelige reserviert, Hüte, Gürtel, Schuhe und Pantoffeln aus Samt für älteste Söhne von Rittern oder Männer mit einem nachweislichen Einkommen von mehr als 100 Pfund. Den Lord Mayor, den Bürgermeister, erkennt man schon von weitem am pelzverbrämten Gewand, der schweren Goldkette über den Schultern und dem Schwertträger, der ihm voranschreitet.

Wer Höhergestellten den schuldigen Gruß verweigert, landet im Gefängnis, und selbst der Henker achtet die Rangunterschiede: Das Volk wird erhängt, die Elite geköpft. Denn wenn erst die *degrees*, die Abstufungen zwischen den Menschen, verschwimmen, so warnt Shakespeares Ulysses, folgt „Missklang“ auf dem Fuß: „Empört dem Ufer / Erschwollen die Gewässer übers Land, / Dass sich in Schlamm die feste Erde löste!“

Die Hierarchie ist ja kein Menschenwerk, sondern Natur. Sie spannt sich von Gott über Engel, Menschen, Tiere und Pflanzen bis hinunter zum Mineralreich; gliedert den Kosmos vom ewigen Feuer bis hinab zur Erde, stuft die Gesellschaft vom König bis zum Bettler – ganz wie bei den „Honigbienen, Kreaturen, / Die durch die Regel der Natur uns lehren / Zur Ordnung fügen ein bevölkert Reich“.

Der menschliche Körper selbst ist ein Hofstaat, eine Armee: „Das fürstlich hohe Haupt; das wache Auge – / Das Herz: der kluge Rat; der Arm: der Krieger; / das Bein: das Ross; die Zunge: der Trompeter“, heißt es im „Coriolanus“. Oben das Hirn, der Sitz der Vernunft; in der Mitte das Herz, wo die edlen Leidenschaften wohnen – und ganz unten die Leber, die aus Blut und Lymphe, aus schwarzer und gelber Galle die niederen Leidenschaften destilliert.

Gewaltig überspülen in Shakespeares Dramen die seelischen Säfte den Organismus – und führen, wie Macbeths Ehrgeiz, Othellos Eifersucht, Lears Jähzorn oder Coriolans Stolz, weil ungebändigt, geradewegs ins Verderben. Selbst der Mangel an Leidenschaft, der dem Dänenprinzen Hamlet zum Verhängnis wird,



Drastische Bilder vom Londoner Alltag, etwa von Tavernenmusikern (oben) oder einem würfelspielenden Bordellgast, schmücken die (nach einem Sammler benannten) zeitgenössischen »Roxburghe Ballads« – billig bedruckte Pamphlete mit populären Liedtexten

ist noch ein Zuviel – die schwarze Galle des Melancholikers, die nicht abfließen kann. Fatal sind die Ströme bei Shakespeare zumeist – aber lebenswichtig.

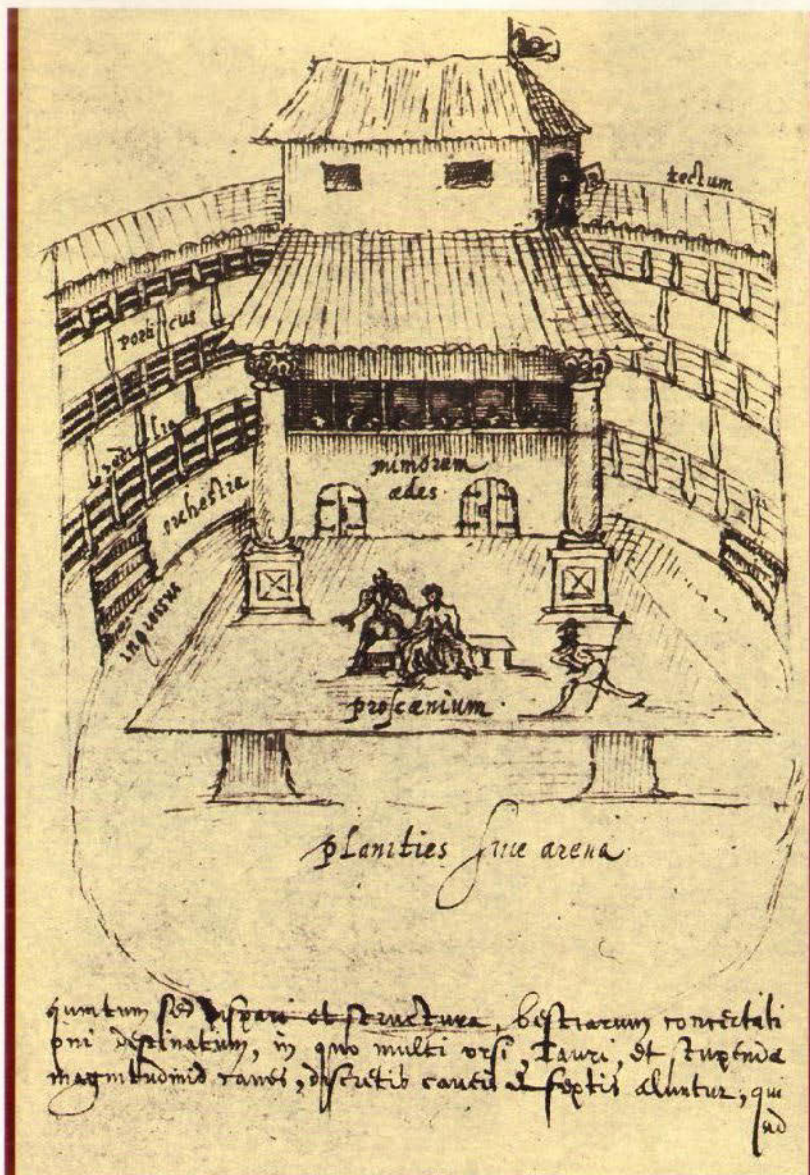
Auch London lebt ja aus Flüssigkeiten – von dem Meer, auf dem die Handelsschiffe fahren und Englands ruchlose Seehelden wie Sir Francis Drake mit Sklavenhandel und Piraterie den Reichtum der Insel zusammenrauben. Von der klaren und fischreichen Themse, damals mit 600 Metern noch doppelt so breit wie heute, durchwimmelt von Lastschiffen, Fischerkähnen und Fährbooten, die Menschen und Güter zuverlässiger und bequemer befördern als Kutschen und Karren. Von ihren Kais gehen nicht nur Waren auf die Reise „in alle eck der welt“, wie der junge Schweizer Mediziner Thomas Platter schreibt, der im Herbst 1599 die Insel besucht. Hier blüht auch die „sonderbahre kurtzweil“ der Bürger, die in Ermangelung von Promenaden und Parks mit Lustbooten, „zierlich mitt teppichen bezieret“, spazieren fahren.

Flotten von Schwänen taumeln auf dem Wasser, tauchen die Köpfe in die Fluten, als ahnten sie, dass sie einmal im Jahr gerupft werden, um Federn für das Bettzeug der Königin zu liefern. Strömung und reichlicher Regen treiben Londons Unrat schnell ins Meer und sorgen für die weltberühmte Sauberkeit der Stadt. Über das blaue Band spannt sich das Weltwunder der London Bridge, die einzige Brücke über den Fluss und die längste Europas. Luxusgeschäfte säumen die Fahrbahn, verkaufen Seidenstoffe, Strumpfwaren, Samtmützen. Und am Great Stone Gate, zwei Brückenbögen vom Südufer entfernt, feiert die Ordnung ihren Triumph: Hier starren die Köpfe frisch enthaupteter Hochverräter, auf Pfähle gepflanzt, manchmal über 30 an der Zahl, dem schauernden Untertan entgegen.

Die Hauptstadt, nach Paris und Neapel drittgrößte Metropole Europas und mit fast 200 000 Einwohnern 15-mal größer als jede Provinzstadt, ist ein riesiger Einkaufsladen geworden, in dem das ganze Reich sich versorgt. Der auf Se-

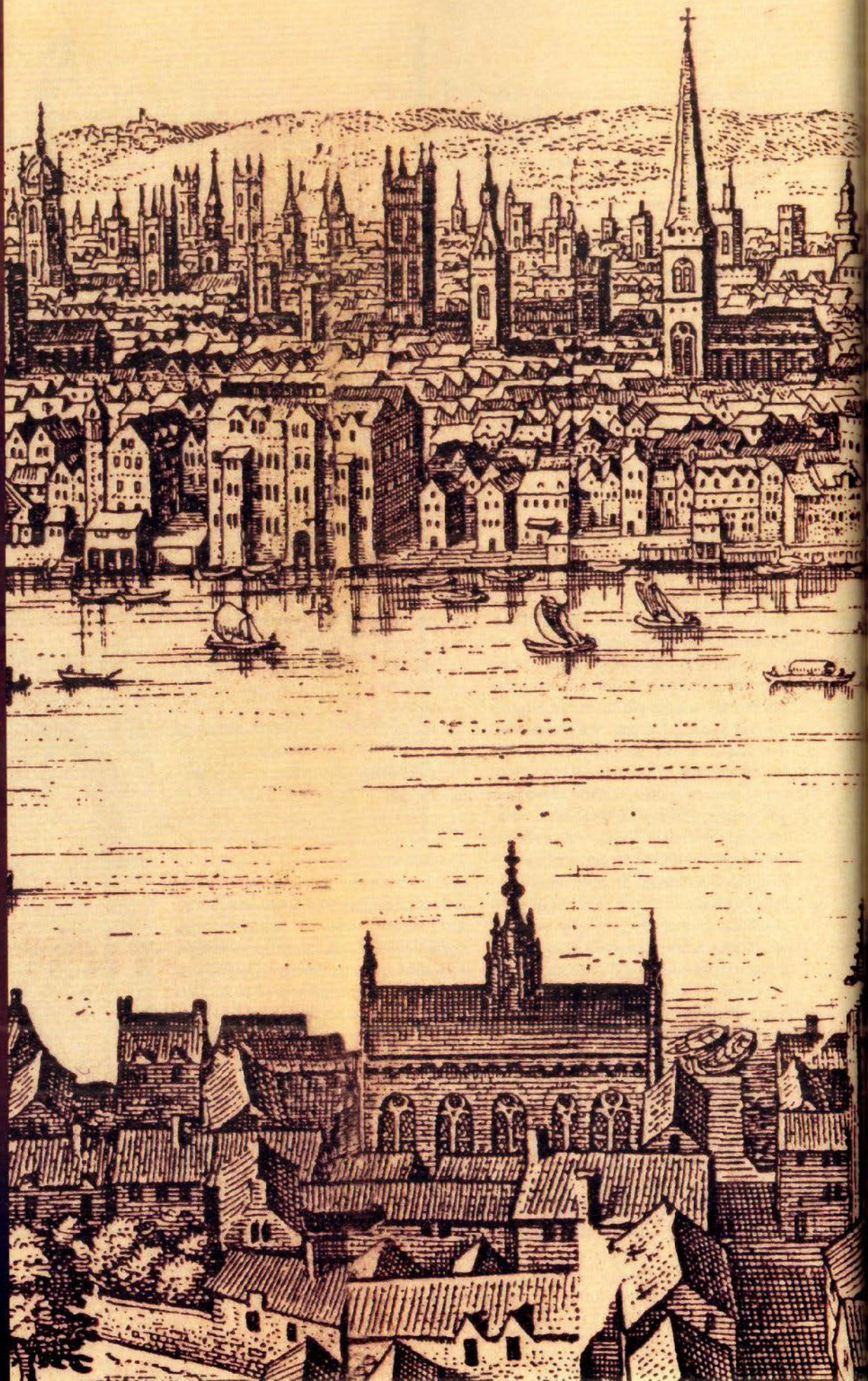
henswürdigkeiten und Repräsentations-Architektur verzichten kann und die St Paul's Cathedral so achtlos verfallen lässt, dass man, wie Bürger klagen, nur noch unter Lebensgefahr die Notdurft an der Mauer verrichten kann.

Dafür glänzen in der Cheapside, wo die Goldschmiede wohnen, „unaussprechlich große schätz unndt menge gelts“. Durch die engen, verstopften Gassen drängeln sich fliegende Händler mit Tragkörben voll Milch, Eier, Gemüse, Muscheln und Brennholz, kommen Kutschen, Fuhrwerken, Reitern, Sänften und Fußgängern in die Quere, erheben Dienstleister, Hausierer und Bettler ihr vielstimmiges Geschrei: „Schornsteinfeger!“, „Tausche alte Schuhe gegen neue Besen!“, „Brot und Fleisch für die armen



Ein Zuschauer skizzierte 1596, wie sein Text verrät, eine Aufführung im »Swan«-Theater. Die Bühne ragt in den nicht überdachten Innenraum, in dem das Publikum stehen muss. Wer höheren Eintritt zahlt, findet Platz auf den Arena-artigen Rängen. Es ist die einzige zeitgenössische Darstellung des Inneren eines Theaters aus der Epoche Shakespeares

Die dicht überbaute London Bridge, die längste Brücke Europas, führt ins Zentrum der Stadt. Aus dem Häusermeer erheben sich die Türme der über 100 Kirchspiele, beispielsweise St Mary's Overis im Vordergrund rechts, St Lawrence Pouteney (oben Mitte, mit dem höchsten Turm) oder St Dunstan in the East (oben, zweite von rechts). Ein Teil des Wohlstands, der den Bau so vieler Gotteshäuser erst möglich macht, stammt aus dem Handel, etwa mit Fischen. Der Fischmarkt von Billingsgate liegt am jenseitigen Ufer hinter der Brücke rechts – dort, wo sich anlandende Segelschiffe drängen





Sträflinge!“ Selbst in den heiligen Hallen von St Paul’s kommt die Geschäftigkeit nicht zur Ruhe: Hier treffen sich außerhalb der Gottesdienste die Kaufleute zu Verhandlungen, gehen auch Bettler und Taschendiebe ihrer Arbeit nach.

Ohne Unterlass strömen Neuankömmlinge vom Land in die Stadt, lassen sie wachsen trotz Beulenpest und anderer Epidemien, die regelmäßig die Bevölkerung dezimieren. „Man sagt“, berichtet der Schweizer Reisende Platter, „Londen seye nicht in Engellandt, sondern Engellandt seye in Londen.“

Und auch William Shakespeare lässt um die Mitte der 1580er Jahre die acht Jahre ältere Gattin und seine Tochter in der Provinzstadt Stratford-upon-Avon zurück, um hier sein Glück zu machen.

ES IST NICHT ÜBERLIEFERT, wann und mit welchem Plan er zum ersten Mal nach London kommt. Vielleicht hat sich der Sohn eines Handschuhmachers schon in Stratford einer der fahrenden Truppen angeschlossen, die ihren schauspielern den Dichtern eine feste Anstellung anbieten statt der kümmerlichen Beträge, mit denen sie freie Autoren abspeisen.

Das Theater ist ein Metier geworden, das den Aufstieg auch mittelloser Männer befördern kann – der Boxsport des 16. Jahrhunderts, ausgetragen auf Brettern, die kahl sind wie ein Ring. Ein offenes Gewerbe, das nicht wie die Zünfte Beziehungen verlangt oder eine sieben-

jährige Lehrzeit – aber dafür seinen Mann ernähren und sogar steinreich machen kann wie den Schauspieler und Theaterunternehmer Edward Alleyn, der bei seinem Tod 10 000 Pfund für den Neubau des Dulwich College stiftet: Das ist das dreifache Jahreseinkommen einer großen aristokratischen Familie.

Vielleicht findet Shakespeare Unterschlupf bei den „Earl of Leicester’s Men“ oder den „Lord Admiral’s Men“, die damals in der Gegend gastierten. Die Theatertruppen tragen die Namen von Aristokraten, deren Schirmherrschaft sie genießen: Denn nach elisabethanischem Gesetz werden „Fechter, Bärenführer und gewöhnliche Schauspieler“ als „Kriminelle und Vagabunden“ bestraft, wenn sie nicht „einem der Peers des Reiches gehören“. Vielleicht aber sind es auch die „Queen’s Men“, die 1587 in Stratford auftraten und gerade einen Hauptdarsteller durch eine Prüge-

und Förderung durch Königin und Aristokratie. Es schillert im Zwielflicht aus monarchischem Glanz und dem fahlen Misstrauen der puritanischen Stadtbewohner Londons, die das tolle Treiben innerhalb ihrer Stadtgrenzen nicht dulden und deren Prediger gegen die „aussätzige Brut“ und das „Schlangengezücht“ im Zuschauerraum wettern; gegen die „Juchegrube“, wo Illusionen und Effekte regieren wie in der katholischen Messe.

Seit die Puritaner 1572 in der Hauptstadt die erste Gemeinde gegründet haben, wächst ihr Einfluss vor allem in Londons City stetig. 1597 ersucht Londons Lord Mayor, der Schauspieler für „eine sehr überflüssige Sorte Menschen“ hält, den Kronrat, alle stadtnahen Theater zu schließen – und erreicht immerhin ein Spielverbot für drei Monate.

Denn unter der Oberfläche der Staatsreligion ist der Konfessionskampf zwischen Puritanern, Anglikanern und

Londons **Puritaner** hassen das Theater

lei verloren hatten. Sie sollen eigens gegründet worden sein, um royalistische Begeisterung im Königreich zu säen.

Denn während das Theater außerhalb der bürgerlichen Ordnung steht – eine Unterhaltungsindustrie von geradezu hollywoodscher Anrührigkeit, eine Traumfabrik, ein Kommerz im Dienste niederer Begierden –, genießt es Schutz

Papsttreuen noch längst nicht zu Ende. Zwar unterscheidet die anglikanische Kirche von der katholischen Mutter kaum mehr als die Zulassung der Priesterehe und die Tatsache, dass nicht mehr der Papst ihr Oberhaupt ist, sondern die Königin oder der König von England. Doch die einst friedlichen Protestanten, die vor dem Terror der katholischen Königin Maria auf den Kontinent geflüchtet waren, sind als militante Puritaner zurückgekehrt, die an Auserwähltheit und Askese glauben und immer stärker das geistige Klima bestimmen.

Gleichzeitig hängen vor allem im Norden des Landes, fern der Hauptstadt, noch viele dem katholischen Glauben an. Hat Papst Pius V. 1570 die Herrin von England exkommuniziert und ihre Untertanen vom Treueeid entbunden, heckt sein Nachfolger Gregor XIII. Invasionspläne aus und erlaubt implizit die Tötung der Königin.

Elisabeth verbietet daraufhin jede papistische Propaganda. Wer nicht am anglikanischen Gottesdienst teilnimmt,



Westminster Hall (links) gehört zu einem königlichen Palast bei London. Jahrhundertlang werden hier prachtvolle Feste gefeiert, etwa Bankette zur Krönung eines Königs – aber auch Verräter in spektakulären Prozessen abgeurteilt

muss die astronomische Summe von 20 Pfund Strafe zahlen, und die Folterknechte im Tower halten sieben Sorten Tortur für katholische Geistliche bereit.

Den Priester Thomas Cottam etwa spannen sie in die „Scavenger's Daughter“, die „Tochter des Straßenkehrers“ – einen eisernen Reifen, der sich so eng um das Rückgrat des Gefangenen schließt, dass es fast bricht. Am 30. Mai 1582 wird der Gottesmann als Hochverräter durch die Straßen der Stadt geschleift, gehängt, lebend wieder abgenommen und kastriert. Man schlitzt ihm den Bauch auf, reißt ihm die Eingeweide heraus und verbrennt sie vor seinen Augen. Dann wird der Sterbende geköpft und sein Leib gevierteilt. Anschließend werden die Stücke öffentlich zur Schau gestellt.

DIE UNTERTANEN GEHEN in Deckung, so wie sie es immer tun, wenn das Pendel des Staatsglaubens wieder einmal über ihre Köpfe hinweg in die Gegenrichtung schlägt. Auch Shakespeares Vater, der heimlich ein katholisches Glaubensbekenntnis im Dachstuhl versteckt, führt nach außen ein Leben als guter Protestant. Und auch sein Sohn William zieht den Kopf ein, erscheint in seinen Stücken, wie die Mehrheit der Engländer bis hinauf zur Königin, als Katholik, Protestant und Skeptiker zugleich. Sein einziger Glaube ist die Sehnsucht nach Ordnung.

So klein ist dies Leben, dass die Nachwelt sich nach strahlenderen Helden umsehen wird, auf deren Köpfe Shakespeares Lorbeer passt. Literarische Größen des späten 19. Jahrhunderts wie Mark Twain und Henry James werden mutmaßen, der Autor von „Hamlet“ und „Richard III.“ sei in Wirklichkeit Francis Bacon gewesen, der große Philosoph, Politiker und Historiker.

Andere, etwa Sigmund Freud, werden auf Edward de Vere tippen, den 17th Earl of Oxford – auch wenn der schon 1604 stirbt, noch vor der mutmaßlichen Entstehung von „König Lear“, „Macbeth“ oder dem „Sturm“.

Wieder andere haben den genial-scher auftretenden Kollegen Christo-



London zieht um 1600 Tausende Zuwanderer an. Betreten kann man die Stadt jedoch nur tagsüber, nachts werden deren sieben Tore verschlossen (oben). Speisen und oft auch Unterkunft offerieren die unzähligen Tavernen

pher Marlowe in Verdacht, den Autor des „Doktor Faustus“ und des „Juden von Malta“. Oder gleich ein ganzes Autorenkollektiv, bestehend aus den Theaterstars jener Epoche, oder gar Königin Elisabeth höchstselbst.

Viele Kandidaten, viel Ehr: Wie könnte auch einer einzigen Krämerseele, wie Shakespeare sie besaß, ein solch gewaltiges Werk entspringen?

Doch vielleicht ist Shakespeares bürgerliche Larve nur eine Rolle in jenem Maskenball, auf dem das England der Renaissance seine Pirouetten dreht. „Die ganze Welt ist Bühne“, lässt Shakespeare seinen Edelmann Jaques sagen: Und nicht zufällig ist das Theater zum Massenmedium Nummer eins einer Gesellschaft geworden, die chronisch lügt.

Es stellt den Mummenschanz der höfischen Etikette nach, die heuchlerische Raffinesse – das feine Spiel aus Täuschung und Verstellung –, die im Zuge der Zentralisierung die rauerer Sitten des Landadels ersetzt hat. Und so treten ständig Schauspieltruppen bei Hofe auf und in den Anwesen der Adligen, in Gasthäusern und Universitäten, und selbst Kapitane von Indiensiegern lassen zuweilen ihre Männer den „Hamlet“ spie-

len, um die Seebären „von Müßiggang und gesetzlosen Spielen“ abzuhalten.

Das Theater zelebriert die zeremonielle, zisierte Sprache, die jeder Gebildete lernen muss. Es öffnet die manierierte Rhetorik nach, die allsonntäglich aus dem Mund studierter Prediger auf die Köpfe der Schäfchen regnet. Es spiegelt die kosmische Hierarchie: Der bemalte Baldachin über der Bühne ist der „Himmel“, der Lagerraum unter den Brettern die „Hölle“. Von dort steigt dann durch eine Falлтür der Geist von Hamlets Vater empor, dringt auch der Streit in Ophelias Grab auf die Bühne.

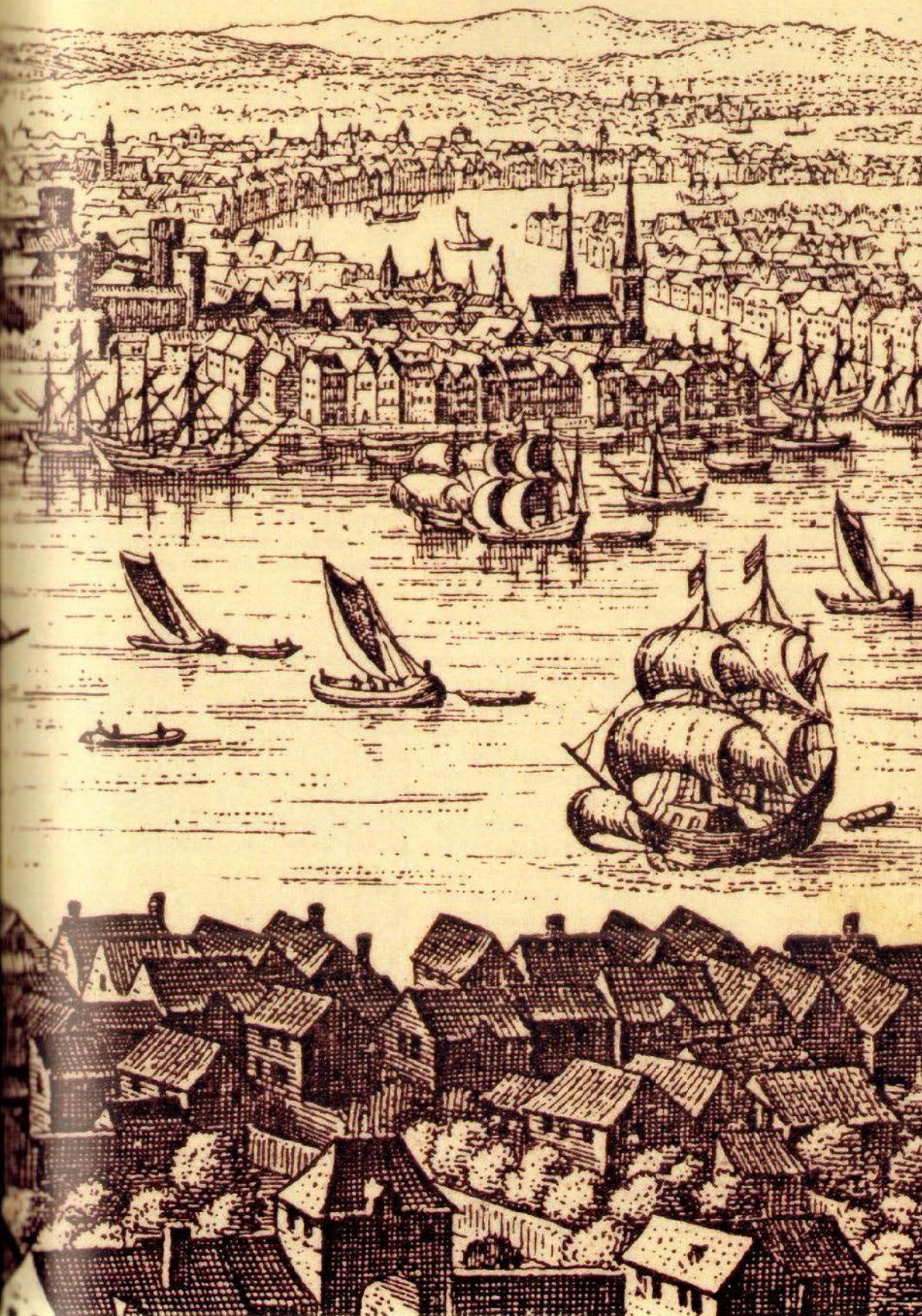
Vor allem aber frönt das Theater dem Kostümwahn, der das Bürgertum ebenso erfasst hat wie die Herrschenden. „Allenfalls ein Hund im Wams könnte so verkleidet aussehen wie meine englischen Landsleute“, schreibt ein strenger Zeitgenosse in seiner „Beschreibung Englands“. Die Kleidung verdoppelt die Körper, die Persönlichkeiten.

Gewaltige Halskrausen, aus bis zu 600 Falten gerüscht und besetzt mit Spitzen, Juwelen und Stickereien, rahmen die Köpfe von Männern und Frauen, Arbeitern und Hofleuten. Schamkapseln, Bauchkissen, dazu mit Draht und Fischbein verstärkte Pluderärmel und grotesk ausgepolsterte Beinkleider blähen die Leiber der Gentlemen ins Monströse.

„Nie wurde eine Tracht erfunden“, wettet der Puritaner Phillip Stubbes, „die den Männerkörper so verunstaltet wie diese Wämser mit den großen Bäuchen, die über die Geschlechtsteile hängen und mit wenigstens vier, fünf oder sechs Pfund Bombast gestopft sind.“

Junge Edelmänner nehmen Hypotheken auf ihre Güter auf, um sich die angemessene Garderobe leisten und, schwer mit Perlen, Edelsteinen, Gold- und Silberstickereien behängt, bei Hofe erscheinen zu können. Selbst die Königin muss nach den textilen Exzessen ihrer Krönung im Januar 1559 einen Kredit bei Antwerpener Bankiers aufnehmen lassen: Den ganzen Hof bis zum letzten Küchenjungen hat sie neu eingekleidet, hat die Jahreseinnahmen eines Herzogtums für Seide ausgegeben, hat jede ihrer





Düster und bedrohlich zeigt sich London den Reisenden, die von Osten oder Süden zur Stadt streben. Am Ostrand der Metropole erhebt sich der mehrfach ummauerte Tower (oben Mitte), Englands stärkste Festung und ein Kerker für besonders prominente oder gefährliche Verbrecher. Die enden häufig auf dem Schafott – und ihre abgeschlagenen Köpfe stecken, zur Abschreckung weiterer Rebellen und Missetäter, aufgespießt auf dem südlichen Tor, das zur Brücke führt (unten links)



Hinrichtung eines hohen Adligen vor dem Tower: Exekutionen sind öffentliche Schauspiele und konkurrieren mit den Theatern um die Gunst des Publikums

39 Hofdamen in 15 Meter Samt und zwei Meter Goldbrokat hüllen lassen und sich selbst in mehr als 20 Meter Goldstoff. Zweimal hat sie während der Zeremonie den Ornat gewechselt und auch den 1000 Pferden im Krönungszug neue Prunkgeschirre und Schabracken spendiert.

So ist es kein Wunder, dass auch im Theater die Kostüme der eigentlichen Augenschmaus sind. Sie kosten ein Vielfaches der rund sechs Pfund, die ein Bühnenautor für ein Stück einstreicht. Die Zuschauer bieten mit: Handwerker, Bürger und Adelige zeigen sich „so kostbar und farbenprächtig gekleidet“, staunt ein venezianischer Diplomat, „dass sie alle aussehen, als seien sie mehr als Fürsten oder vielmehr Komödianten“.

Der Prunk der Kostüme entschädigt für den kargen Liebreiz des Ensembles, in dem auch Frauenrollen Männersache sind; für die Kahlheit der Bretter, die zwar die Welt bedeuten, aber noch ohne Kulissen auskommen müssen.

NIRGENDWO BLÜHT DAS Theaterleben so wie in London. Seit der findige Zimmermann James Burbage 1576 als erstes festes Schauspielhaus das „Theatre“ gegründet hat, anderthalb Kilometer nordöstlich der Stadt, haben bald weitere Häuser die zündende Geschäftsidee kopiert, „The Curtain“, „The Rose“, „The Swan“, „The Globe“ und wie sie alle heißen.

Und so werden „alle tag umb 2 uhren nache mittag“, so der Schweizer Bildungsreisende Platter, „in der statt London zwo, bißweilen auch drey comedien an underscheidenen örteren gehalten, damitt einer den anderen lustig mache“.

In der Stadt London: Das ist nicht ganz präzise. Denn der puritanische Magistrat der City hat das Spektakel in die Amüserviertel jenseits der Tore verdrängt, wo noch vor wenigen Jahrzehnten Felder blühten und jetzt Vorstädte aus Hütten, Werkstätten und Müllhaufen wuchern. Hier lebt die Mimenkunst in räumlicher und moralischer Nähe zu Schießständen, Hahnenkampfsplätzen und Tanzlokalen, zu Bordellen, Tavernen und Kegelbahnen, zu Schafotten, auf denen Verbrecher verstümmelt, und Tierhatz-Arenen, in denen Stiere und Bären zum Pläsier des Publikums von Hunden zerfleischt werden.

In den Theatern drängeln sich auf einer Fläche, die in modernen Häusern allein die Bühne einnimmt, bisweilen 3000 Zuschauer im Halbkreis um das Geschehen, naschen während der Vorstellung an Äpfeln, Orangen, Nüssen und Flaschenbier, keuchen und schieben, blinzeln und füßeln. Die *groundlings*, die für einen Penny – ein Zehntel vom Tageslohn eines gelernten Handwerkers –

das Schauspiel zu ebener Erde im *pit* verfolgen, ringen um einen Platz am Bühnenrand. Für einen Penny mehr gibt es einen Sitzplatz in der *gallery*, für einen weiteren einen Polstersessel „am lustigsten ort“, wo man, so Thomas Platters Reisebericht, „nicht allein alles woll siehet, sonder auch gesehen kan werden“.

In den überdachten Theatern wie dem „Blackfriars“ können hartgesottene Exhibitionisten sogar für Sixpence auf der Bühne Platz nehmen und dort, so der zeitgenössische Theaterautor Thomas Dekker, „die liebe Bekanntschaft der *boys* machen“. Können, zum Verdruss der Schauspieler, gemütlich die Pfeife anstecken, wie Dekker schalkhaft empfiehlt, die Kostüme der Akteure auf Echtheit prüfen und während der traurigsten Szene in Lachen ausbrechen: „Alle Augen in der Galerie werden sich von den Schauspielern abwenden“, verspricht Dekker, „und nur noch dir folgen.“

Bisweilen kommt es dann vor, dass ein Adelige quer durch eine „Macbeth“-Szene läuft, um einen Freund zu begrüßen, und dann noch den Schauspieler ohrfeigt, der ihm Vorhaltungen macht.

Das Tageslicht der Freilufttheater aber macht alle gleich. Hier ist ohnehin jeder Zuschauer Teil der Aufführung. Und alle verschmelzen zur Masse – jenem lachenden, wütenden, stöhnenden Tier, wie es allenfalls in Fußballstadien einst überleben wird.

Um dieses Tier bei Laune zu halten, muss auch Shakespeare ihm ständig aufs Maul schauen: Die Konkurrenz ist groß. Nicht zufällig heißen zwei seiner Komödien „Was ihr wollt“ und „Wie es euch gefällt“.

Shakespeare muss, anstatt auf Originalität zu pochen, beliebte Schlager der Theatergeschichte recyceln und sie im zeitgemäßen Gewand neu verkaufen: Auch „Hamlet“ ist wohl nur das *remake* eines Dramas des 1594 gestorbenen Dichters Thomas Kyd. Muss zur Unterhaltung der Gaffer seine Stücke mit *action* füllen, mit Mord und Hexenzauber, Fechtduellen und Kriegsspiel – und, etwa in „Macbeth“ oder „König Lear“, mehr als das halbe Personal über die

Klinge springen lassen. Muss mit den Umnachtungen Othellos, Timons oder Ophelias die öffentliche Neugier auf Wahnsinn stillen, welche die Londoner gewöhnlich sonntags gegen Eintrittsgeld in das städtische Irrenspital treibt. Muss in einem exorzistischen Akt das Chaos auf die Bühne zerren – um es anschließend wieder zu bändigen.

DENN DIE PARANOIA, die Angst vor der Regellosigkeit, ist eine Krankheit der Zeit. Wer ohne Bindung an einen Herrn, Arbeitgeber oder Familienvater lebt, fällt unter Generalverdacht: Die *masterless men* sind für die Staatsgewalt der Inbegriff der Anarchie.

In „Heinrich VI.“ lässt auch Shakespeare sie aufmarschieren, die Gespenster des Umsturzes: Ein „abgelumpfter Haufen“ von „Bauernknechten, roh und unbarmherzig“ will Lesen und Schreiben verbieten, Häftlinge befreien, Adelige hinrichten und in Brunnen Wein fließen lassen – bis endlich ein Edelmann den Anführer der Meute im Duell ersticht: „Da hau ich ab dein frevelhaftes Haupt, / Das ich zum König im Triumph will tragen!“



Wer vor den Richter tritt (unten), steht schon mit einem Bein im Grab. Nicht nur bei Mord, selbst beim Diebstahl von fünf Pfund droht der Tod

Und obwohl das Londoner Leben im Vergleich zu den Metropolen des Kontinents geradezu gesittet ist und Mord und Totschlag im Laufe der Tudor-Herrschaft noch weiter zurückgehen, warnen Bürgermeister und Rat unablässig vor dem Schreckgespenst der *Masterless Men*.

Dabei ist niemand gewalttätiger als der Staat selbst, der jeden Diebstahl im Wert von mehr als fünf Pfund mit der Todesstrafe belegt und hartnäckige „Vagabunden“ ohne weiteres Delikt am Galgen qualvoll ersticken lässt. Mehrere hundert Menschen werden so jährlich in

Die Angst vor der **Anarchie** eint Staat und Dichter

London exekutiert, und das Ableben durch Hinrichtung ist für den Elisabethaner so wahrscheinlich wie der Verkehrstod für einen Bürger des 21. Jahrhunderts.

Shakespeare teilt die Furcht vor dem Chaos. Die Londoner Literaten-Bohème hat ihm eindrücklich gezeigt, wohin Zügellosigkeit führen kann. Dort regieren große Zecher wie George Peele, der in Windeseile die Mitgift seiner Frau verprasst hat, um, so ein Freund, „die Hauptstütze des Vergnügens unter den jetzt Lebenden“ zu werden. Führen Draufgänger wie Christopher Marlowe das große Wort, der Doppelagent, Falschmünzer und Atheist; wie der Spion und Erpresser Thomas Watson, der nach einer Straßenschlägerei gemeinsam mit Marlowe wegen Mordverdachts verhaftet wird, weil sein Schwert 15 Zentimeter tief in einem Gastwirtssohn steckt.

Und dann ist da noch ein rothaariger, narzisstischer Abenteurer namens Robert Greene, der König der Londoner „University Wits“, wie die gelehrten Genies des elitären Zirkels genannt werden. Greene hat sein Leben mit Schnaps, Völlerei und Flirts mit der Unterwelt ruiniert, seine Frau verlassen und mit einer Hure einen Sohn namens Fortunatus gezeugt. Ständig wechselt er die Unterkunft, lädt Freunde zu Gelagen ein, um sie dann mit der Rechnung sitzen zu lassen. „Ein Dichter“, lautet sein Credo, „ist ein Vergeuder und Verschwender,

dazu geschaffen, den Schankwirt reich und sich selbst zum Bettler zu machen.“

So muss William Shakespeare, dem Provinzler mit der hoffnungslos konservativen Moral, klar gewesen sein, dass er für die „University Wits“ nie ein wirklicher Poet sein wird, sondern immer nur ein Schauspieler bleibt. Er hat weder in Oxford noch in Cambridge studiert, und sein Französisch ist beklagenswert: „Je suis le gentilhomme de bonne maison.“

In seinen Stücken liegt Padua in der Lombardei und Böhmen am Meer, ist Delphi eine russische Insel, reden die

Bürger des antiken Ephesos von Amerika, zielen im Jahr 1214 Kanonen auf Angers. „Eine emporgekommene Krähe“ schmäht ihn Robert Greene in einer notdürftig verschlüsselten Polemik, „mit unsern Federn geziert“.

Doch keiner von Shakespeares brillanten, licherlichen Kollegen wird älter als 40 Jahre. Christopher Marlowe kommt mit 29 bei einer Wirtshausschlägerei um. Auch der vorlaute Greene stirbt, von allen Freunden verlassen, mit kaum 32 Jahren im Haus eines barmherzigen Schusters. Und so hat Shakespeare schon 1593, mit nicht einmal 30 Jahren, keinen einzigen ernsthaften Rivalen mehr.

Er beobachtet die Untergänge aus kühler Distanz. Für die Schmach rächt er sich diskret auf der Bühne: Die drastischsten Eigenschaften des Rivalen Greene etwa schneidert er seiner Paradefigur Sir John Falstaff auf den Leib – jenem „Kasten voll wüster Einfälle, dem Beuteltrog der Bestialität, dem aufgedunsenen Ballen Wassersucht, dem ungeheuren Fasse Sekt, dem vollgestopften Kaldaunensack, dem gebratenen Krönungssohnen mit dem Pudding im Bauche“. Wie Greene, der an den Elite-Universitäten studiert hat und zugleich mit Huren und Verbrechern zecht, lebt auch Falstaff ungeniert zwischen den Welten – und endet schließlich im Finale

von „Heinrich IV.“ unter dem Beifall des Publikums hinter Gittern. Die Ordnung siegt selbst über den gewitztesten Schurken.

Shakespeare ist ja nicht nach London gekommen, um Abenteuer zu suchen, sondern um Karriere zu machen. Der Sprössling eines halben Analphabeten hat das Dichten, das Lautenspiel und die Fechtkunst ja nicht nur erlernt, um Schauspieler zu werden, sondern wohl auch, um einmal das Leben eines Gentleman führen zu können.

Mit maschineller Regelmäßigkeit liefert er zwei Dramen pro Jahr – auch wenn sich seine 37 Stücke fast armselig ausnehmen im Vergleich zu den 220, die sein Kollege Thomas Heywood verfasst.

So ist die dürre Biografie, die er hinterlässt, keine Anekdotensammlung, sondern ein Lehrgang in doppelter Buch-

Cripplegate zur Miete wohnt und sich mit Hausrat im bescheidenen Wert von insgesamt fünf Pfund einrichtet. Er vermeidet jede überflüssige Ausgabe und spart Steuern, wo es nur geht. Als könnte morgen schon alles vorbei sein.

Denn tatsächlich sind seine Einkünfte ständig bedroht. Etwa von der Pest, die von 1563, als fast ein Viertel der Londoner Bevölkerung daran stirbt, bis 1582 etwa alle vier Jahre in unbarmherzigen Zyklen die Stadt heimsucht. Der Lord Mayor hat ein Spielverbot für alle Bühnen erlassen, das in Kraft tritt, sobald die Zahl der wöchentlichen Opfer 30 überschreitet.

Und wenn der Tod dann durch die Gassen schleicht, nageln die Menschen Zettel mit der Aufschrift „Gott sei uns gnädig“ an die Türen, tragen beim Verlassen der befallenen Häuser weiße

de und irrende Paare. Gibt dem Kaufmann von Venedig sein Recht zurück, dem König Lear seine Macht und dem Herrscher Prospero im alles verheerenden „Sturm“ seinen Thron. Opfert in „Romeo und Julia“ zwei Liebende für den inneren Frieden Veronas und in „Der Widerspenstigen Zähmung“ den Eigensinn der Braut für den Familiensegen.

Er feiert die Hierarchie, verspottet Handwerker und Arbeiter, macht nur ein einziges Mal einen Händler zum Helden – doch der kommt aus Venedig, wo die Kaufleute adelig waren.

Zwar drängen die kleinen Leute in seine Stücke – Shakespeares Ideal aber bleiben Krone und Aristokratie. Anfang der 1590er Jahre, so mutmaßt sein moderner Biograf Stephen Greenblatt, nimmt er einen Auftrag der Familie des Earl of Southampton an, den engelhaf-



Um 1600 hat London etwa 200 000 Einwohner. Auch wenn die Stadt eine Hochburg der Puritaner ist, gehen doch so viele Bürger jeden Tag ab 14 Uhr in Theatervorstellungen, dass zehn große Häuser florieren

führung. Um 1596 beginnt er, sein Geld gewinnbringend anzulegen, wird 1599 Teilhaber am neu errichteten „Globe“-Theater und sichert sich 1608 ein Siebtel am überdachten „Blackfriars“, das im Licht von Kerzen und Fackeln auch im Winter bespielbar ist.

Er zehrt nicht nur von den Erlösen der Aufführungen, sondern auch von der Miete, die alle Mitglieder der Truppe zahlen. Er sammelt Geld an und investiert es in Grund und Immobilien – während er selbst offenbar in billigen Vierteln wie Shoreditch, Bishopsgate und

Stöcke, um Passanten zu warnen. Sie töten Hunde, brennen Feuer in den Straßen ab, um das Gift in der Luft zu vertreiben.

Die Königin zieht sich dann nach Windsor zurück, wo sie einen Galgen auf dem Marktplatz errichten lässt für jene Londoner, die es wagen sollten, ihr zu folgen. Und von 1592 bis 1594 schließt die Krone tatsächlich sämtliche Theater im Großraum London – nicht nur aus hygienischen Gründen: „Der Grund für die Pest ist die Sünde“, argumentiert ein Prediger in St Paul’s, „und der Grund für die Sünde sind Schauspiele: Also sind Schauspiele der Grund für die Pest.“

DABEI IST ES DOCH gerade seine Kunst, mit der Shakespeare immer wieder die Welt sortiert, immer wieder aufräumt im Durcheinander der Zeiten.

In seinen Dramen fügt er zerrissene Familien zusammen, zerstrittene Freun-

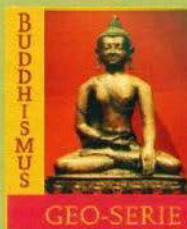
ten, doch eheunwilligen Sprössling Henry mittels Kunst zur Heirat zu bewegen.

„Denn welcher Schönen unbestellter Schooß“, schreibt er artig im dritten seiner 154 Sonette dem jungen Edelmann in die Seele, „verschmähst den Pflug wohl deiner Feldwirtschaft?“ Nach dem 17. Sonett jedoch verwandelt sich die Predigt in eine Anbetung des jungen Adonis: „Herr meiner Liebe! Der zum Sklaven du / Durch dein Verdienst mich ganz gemacht dein eigen“.

Hat Shakespeare sich im Zuge seines Lehrauftrags in seinen adeligen Adressaten verliebt, dem er auch namentlich zwei lange Dichtungen gewidmet hat? Oder sind die grandiosen „Sonette“ nichts als schwärmerische Lobhudelei? Richten sie sich vielleicht in Wirklichkeit an einen Schwager Shakespeares,

Buddhismus

Erfahren Sie alles über eine der großen Weltreligionen. Zum 70. Geburtstag des Dalai Lama berichtet GEO über sein Leben, über die Idee des Buddhismus und dessen verschiedene Facetten in Regionen wie Tibet und Sri Lanka. Und eine Reihe von Essays gibt Aufschluss darüber, warum diese fernöstliche Lehre auch bei uns im Westen immer beliebter wird.



GEO

07. Juli 2005 DAS NEUE BILD DER ERDE



Neu! Die 3-teilige Serie »Buddhismus«

SANFTE WELTMACHT BUDDHISMUS

Zum 70. Geburtstag des **DALAI LAMA**: Porträt eines lebensfrohen Asketen zwischen Weisheit und Weltpolitik



ERDGESCHICHTE



TAUBEN



GREENPEACE



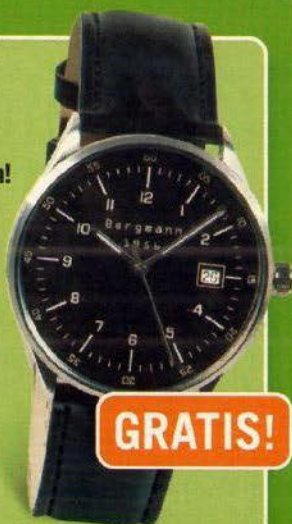
SÃO TOMÉ

Nicht verpassen:

die neue GEO-Serie. 3 Hefte nur € 12,- + Bergmann-Uhr gratis!

GEO-Testvorteile:

1. Rechtzeitig bestellen und keinen Teil der Serie verpassen!
2. Sie erhalten die Bergmann-Uhr »1956« gratis!
3. Sie sparen 30 % gegenüber dem Einzelkauf!
4. Lieferung frei Haus – sicher verpackt!
5. Wenn Sie weiterlesen: jederzeit kündbar!



GRATIS!

GEO-Serien-Anforderungscoupon

Ja, ich teste 3 aktuelle GEO-Hefte für nur € 12,-. Ich spare dabei 30 %. Als Dankeschön erhalte ich die Bergmann-Uhr »1956« gratis. Habe ich eine Woche nach Erhalt des 3. Heftes nichts von mir hören lassen, möchte ich GEO auch weiterhin beziehen – jeden Monat frei Haus für zzt. nur € 5,05 statt € 5,80 pro Heft im Einzelkauf. Ich spare dabei fast 13 %. GEO erscheint 12x jährlich. Alle Preise inkl. Zustellung und MwSt. Das Abonnement kann ich jederzeit kündigen – mit Geld-zurück-Garantie für bereits bezahlte und noch nicht gelieferte Hefte. Auslandspreise auf Anfrage.

Name, Vorname

Geburtsdatum

Straße/Nr.

PLZ

Wohnort

Telefon-Nr.

E-Mail-Adresse

☐ Ja, ich bin damit einverstanden, dass Sie mich ggf. per Telefon oder E-Mail über weitere Gruner+Jahr-Angebote informieren.

Ich zahle per Bankeinzug (3 Hefte für € 12,-; wenn ich weiterlese, 1/4-jährlich € 15,15):

BLZ

Kontonummer

Geldinstitut

Widerrufsrecht: Die Bestellung kann ich innerhalb der folgenden zwei Wochen ohne Begründung beim GEO Kunden-Service, 20080 Hamburg, in Textform (z. B. Brief oder E-Mail) oder durch Rücksendung der Zeitschrift widerrufen. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

Datum

X
Unterschrift

258479



oder an einen kleinen, leicht weibischen Schauspieler seiner Truppe?

Generationen von Shakespeare-Exegeten werden über diese Probleme nachgrübeln. Und über die Frage, ob der Dichter, der mit blutjungen 18 Jahren in die Ehe mit einer schwangeren Frau gestolpert ist (im Durchschnitt heiraten die Zeitgenossen mit 28), der seine Frau bei der ersten Gelegenheit in der Heimat zurückließ und auch nie Anstalten machte, sie zu sich in die Hauptstadt zu holen, überhaupt nur unglücklich lieben konnte.

Shakespeares Stücke sind im Volk so bekannt, dass Matrosen auf Seglern den »Hamlet« spielen – und die Roxburghe Ballads eine Szene aus »A Midsummer-night's Dream« abdrucken

Theater führen wird. Und Shakespeare ergeht sich in Tragödien.

Die Begeisterung der Kritiker, die noch 1598 den »lieblichen und honigzüngigen Shakespeare« besungen haben, lässt allmählich nach. Doch mehr als die abflauende Gunst der Kenner muss den Geschäftsmann der Brand seines

Selbst im Tod wahrte Shakespeare **Harmonie**

te. Oder ob er auch im Leben seinem Idol Elisabeth nacheiferte, der Virgin Queen.

IM JAHR 1603 stirbt seine Königin nach knapp 45-jähriger Regentschaft. Ihr Nachfolger Jakob I. ersetzt die ausgleichende Ordnungsliebe Elisabeths durch Willkürgeboten: Könige hätten das Recht, belehrt er die Abgeordneten, »mit ihren Untertanen zu verfahren wie mit Schachfiguren«. Im puritanischen Kleinadel und der Kaufmannschaft wächst die Empörung, die ein halbes Jahrhundert nach Shakespeares Tod zum Bürgerkrieg und zur Schließung sämtlicher

„Globe“-Theaters schmerzen, dessen mit Stroh gedecktes Dach am 29. Juni 1613 nach einem verunglückten Bühneneffekt Feuer fängt.

Immerhin bleibt ihm die Gnade des Königs erhalten: Jakob verleiht Shakespeares Ensemble das Privileg, sich fortan »The King's Men« zu nennen. Gleich 175-mal lädt er die Mimen, die für Elisabeth nur 32-mal spielen durften, zu Vorstellungen an den Hof, verlangt den »Kaufmann von Venedig« sogar zweimal in drei Tagen.

Er zahlt das Vierfache des Honorars, das seine Vorgängerin gewährte, und bescheinigt der Truppe ganz offiziell, ihre Arbeit helfe »sowohl zur Ergötzung Unserer geliebten Untertanen wie zu Unserer eigenen Erholung und Kurzweil«.

Doch Shakespeare taucht unter allen Künstlerehren hindurch. Er veröffentlicht keine Gesamtausgaben, schreibt keine Vorworte oder Kommentare, führt keine literarischen Debatten, korrespondiert nicht mit den Großen seiner Zeit. Lieber prozessiert er zäh und langwierig um Außenstände in Höhe von 35 Shilling und zehn Pence.

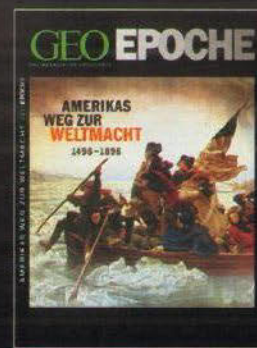
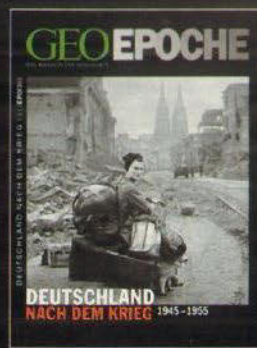
Nicht in seinem Werk will er überleben, sondern in dem soliden, undiskutierbaren Besitz, den er einmal seiner ältesten Tochter Susanna vermachen wird – »meine Anwesen, meine Häuser, alle meine Scheunen, Ställe, Obstplantagen und Gärten, Ländereien und Felder in Stratford, Old Stratford, Bishopton, Welcombe und London«. In der »breiten vergoldeten Silberschale«, welche die jüngere Tochter Judith bekommt.

Seine Helden hat er in die weite Welt gesetzt, die er nie sah: nach Athen, Syrakus, Venedig, Helsingør, auf einsame Inseln im Weltmeer. Er selbst kehrt zurück zu den kaum 2000 Seelen von Stratford, zu den Wiesen und Gärten am Avon: Keine 150 Kilometer weit hat ihn sein Lebensweg geführt.

Denn auch wenn er sein Leben als Unternehmer in London verbrachte, hat er sich doch immer als Landjunker geträumt – als Mann der edlen Muße, dessen Aufenthalt in der Großstadt nichts war als eine lange Geschäftsreise. 1596 hat er seiner Familie mit Geld und Einfluss beim Londoner Heroldsamt das Recht erwirkt, ein Wappen zu führen: einen Speer in schwarzem Balken auf Goldgrund. Darüber ein Falke mit silbernen Schwingen, ergänzt durch das ängstlich auftrumpfende französische Motto »non sanz droict«: nicht ohne Recht – wenn schon nicht durch Geburt.

Sein Testament signiert er mit »Gentleman«. Dann stirbt er, mit 52 Jahren, am 23. April 1616. Und auch das ist noch ein Akt der Ordnung, der Symmetrie: Es ist sein Geburtstag. So schließt sich der Kreis, lückenlos. □

Jörg-Uwe Albig, 45, Schriftsteller in Berlin, schreibt regelmäßig für GEOEPOCHÉ. Bei seiner Rekonstruktion stützte er sich vor allem auf eine Biografie von Stephen Greenblatt: »Will in der Welt – wie Shakespeare zu Shakespeare wurde« (Berlin Verlag 2004).



Geschichte erleben mit GEO EPOCHE.

Jetzt im ausgesuchten Buch- und Zeitschriftenhandel. Falls Sie eines dieser Hefte verpasst haben, bieten sich jetzt folgende Möglichkeiten: Sie können zum Zeitschriftenhändler Ihres Vertrauens gehen und danach fragen. Sie können sich direkt an GEO wenden – Tel. 01805/ 86 18-003* oder Fax 01805/ 86 18-002*. Sie können im Internet unter www.geo-webshop.de nachschauen. Oder Sie können sich auf das neue Heft freuen.

*(12 Cent/Min.)

GEO EPOCHE

Sehen Sie weitere GEO-Produkte im Internet unter www.geo-webshop.de

Mitte des 17. Jahrhunderts kämpfen König und Parlament gegeneinander um die Macht auf den britischen Inseln.

Revolution an der Themse

VON RALF BERHORST

30. JANUAR 1649. Es ist kalt im Hof des Whitehall-Palastes. König Karl I. trägt zwei Hemden übereinander, als er das Schafott betritt, denn die Bürger Londons sollen nicht glauben, dass er aus Angst vor seinem Henker zittert. Der Richtblock sei viel zu niedrig, beklagt sich der Monarch und setzt zu einer letzten Verteidigung an: „Alle Welt weiß, dass ich keinen Krieg mit dem Parlament begonnen habe. Ich rufe Gott

zum Zeugen an, dass es nie meine Absicht war, seine Privilegien anzurühren.“

Er verharret einen kurzen Moment und betet. Dann legt er seinen Umhang ab und kniet vor dem Holzblock nieder. Nach einigen Sekunden des Zögerns gibt der König das verabredete Zeichen: Er streckt beide Arme zur Seite aus, und mit einem Axthieb wird das Urteil vollstreckt. Als der Henkersknecht den abgeschlagenen Kopf in die Höhe hält, durchläuft ein dumpfes Stöhnen die Menge.

Die Londoner Bürger sind Zeugen einer ungeheuerlichen Szene geworden: Ein Volk entledigt sich seines Monarchen – auf offener Bühne.

„Wir werden seinen Kopf mit der Krone darauf abschlagen“, haben die Revolutionäre angekündigt und lassen nun auch ein Standbild des Herrschers symbolisch enthaupten. Sechs Wochen nach der Exekution wird das Königsamt zusammen mit dem Oberhaus abgeschafft. England ist eine Republik – wenn auch nur für wenige Jahre.

Als Karl I. 1625 auf den englischen Thron gelangt, ist die Würde seines Amtes noch ganz unangetastet. Karl, in Personalunion König von England, Irland und Schottland, regiert als Herrscher von Gottes Gnaden – er ist der einzige Monarch in Euro-

pa, der kniend bedient wird. Verschwendung und Günstlingswirtschaft prägen das Hofleben. Bei den Maskenspielen im Kreis seiner Favoriten fällt Karl die Rolle eines Gottes zu.

Dabei setzt die Verfassung der Macht des Königs durchaus Grenzen. Sie zwingt auch Karl, sich mit den beiden Kammern des Parlaments zu arrangieren. Im Oberhaus sitzen hohe Aristokraten und Bischöfe, im Unterhaus rund 500 gewählte Vertreter der Grafschaften und Städte, zumeist Mitglieder des niederen Gentry-Adels.

Repräsentativ im heutigen Sinne ist dieses Parlament keineswegs – das Wahlrecht ist an Grundbesitz gebunden, es gilt nur für etwa ein Drittel der männlichen Erwachsenen. Und doch ist es zu seiner Zeit einzigartig. Denn Englands Monarch herrscht als „King-in-Parliament“, Gesetze kann er nur gemeinsam mit den Abgeordneten erlassen.

Das mächtigste Instrument in deren Händen ist das Recht, Steuern zu bewilligen – denn ohne gefüllte Staatskasse kann auch ein König nicht regieren oder in den Krieg ziehen. Immerhin darf der Monarch das Parlament nach Belieben einberufen oder auflösen.

Doch Karl umgeht die Rechte des Parlaments, indem er auf eigene Faust Abgaben eintreibt: Zwangsanleihen etwa oder Zölle

auf Importwein und Handelswaren. Als einige Landadelige die Anleihe verweigern, lässt er sie ins Gefängnis werfen. Und stets segnen königstreue Gerichte diese Willkürakte ab. Nur vier Jahre nach seiner Krönung löst Karl das Parlament auf und regiert fortan allein.

DAS PERSÖNLICHE Regiment findet ein abruptes Ende, als die Finanzquellen des Königs erschöpft sind. Die Niederschlagung eines Aufstandes in Schottland verschlingt so viel Geld, dass er gezwungen ist, wieder ein Parlament einzuberufen. Als es sich seinen Wünschen widersetzt, löst Karl aber auch dieses „Kurze Parlament“ auf.

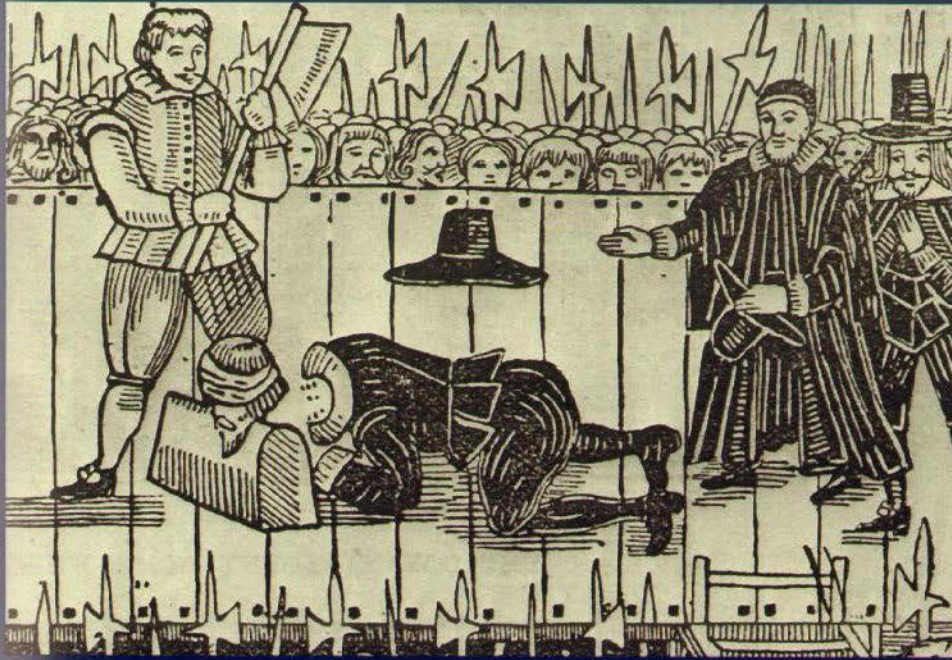
Doch die Kosten des Krieges lassen ihm keine Wahl: Im November 1640 tritt erneut ein Parlament zusammen. Es kann dem geschwächten Monarchen nunmehr wichtige Reformgesetze abringen, die seine Souveränität weiter einschränken. Karl muss sogar zulassen, dass seine beiden wichtigsten Berater zum Tode verurteilt werden.

Daneben verschärfen Religionsfragen die Krise. Dass Karl mit einer frommen Katholikin verheiratet ist, stößt bei Englands Protestanten auf Misstrauen und löst



Mit Soldaten und Politikern betreibt Oliver Cromwell den Sturz des Königs. Später führt der General den Staat als Diktator

Karl I. unterliegt – und wird hingerichtet. Danach ist England eine Republik. Wenn auch nur für kurze Zeit



Gebannt verfolgen
Schaulustige die Hin-
richtung von König
Karl I. am 30. Januar
1649: Holzschnitt
um 1650

tief verwurzelte antikatho-
lische Ressentiments und Ver-
schwörungssängste aus.

Als im Herbst 1641 ein
Aufstand im katholischen Ir-
land losbricht, erhalten die
Verschwörungstheorien neue
Nahrung. Die Abgeordneten
im Unterhaus zögern, Karl
das geforderte Geld für die
Aufstellung einer Streitmacht
zu bewilligen. Denn sie be-
fürchten, er könnte die Solda-
ten gegen sie einsetzen.

Jetzt begeht Karl einen
entscheidenden Fehler: Am
4. Januar 1642 dringt er mit
300 Bewaffneten ins Unter-
haus ein, um die Anführer
der Opposition zu verhaften.
Doch die Strafaktion miss-
lingt und treibt eine große
Schar Demonstranten vor den
Palast – der Monarch flieht
verängstigt aus Whitehall.

Danach sammeln Roya-
listen und das Parlament ihre
Gefolgschaft – im Oktober
kommt es zum Bürgerkrieg.
Den entscheidenden mili-

tärischen Vorteil gewinnt die
Parlamentspartei 1645 mit
der Aufstellung der schlag-
kräftigen New Model Army.
Anders als das bisherige
Parlamentsheer, das sich
aus den Milizen Adelliger zu-
sammensetzte, besteht diese
Armee aus Berufssoldaten,
die ausschließlich dem Parla-
ment verpflichtet sind.

DEREN STRATEGISCHER
Kopf ist ein zu allem ent-
schlossener Mann aus Hun-
tingdon: Oliver Cromwell.
Der Gentry-Adelige war lan-
ge Zeit nur ein unbedeutender
Abgeordneter im Unterhaus.
Jetzt steigt er zum Wortführer
der radikalen Kräfte auf.

Karl begibt sich am
27. April 1646 aus bedräng-
ter Lage in die Obhut der
schottischen Armee – als
Diener verkleidet. Ein Jahr
später liefern die Schotten
ihn an das Parlament aus –
gegen ein Kopfgeld von
400 000 Pfund.

Doch das Unterhaus ist
nicht mehr das Machtzentrum
der Revolution. Radikale Pu-

ritaner in der Armee bestim-
men jetzt die Ereignisse. Und
die Männer um Cromwell ha-
ben nicht nur irdische Politik
im Sinn: Sie lassen sich von
endzeitlichen Erwartungen
leiten, von Offenbarungen
und Prophezeiungen. Als sie
im August 1648 auch die letz-
ten Kämpfe des Bürgerkrie-
ges siegreich bestehen, glau-
ben sie endgültig, mit der
Vorsehung im Bunde zu sein.

Damit ist auch das
Schicksal des Königs fast be-
siegelt. Zwar stimmt eine
Mehrheit der Parlamentarier
für Friedensverhandlungen
mit Karl. Doch die Armee, die
um Sold und Einfluss fürch-
tet, hindert die Gemäßigten
fortan am Betreten des Unter-
hauses. Übrig bleibt ein
Rumpfparlament, eine radi-
kalisierte Minderheit, die
nach einem Schuldigen für
den Bürgerkrieg sucht.

Man beschließt, Karl we-
gen Hochverrats den Prozess
zu machen. Darüber hinaus
erklären die Abgeordneten

das Volk zum Ursprung
aller Staatsgewalt und das
Parlament zur alleinigen
gesetzgebenden Instanz; da-
mit hat der Monarch seine
konstitutionelle Rolle endgül-
tig verloren. Karl – angeklagt
als „Karl Stuart“ – erkennt
bis zuletzt das Gericht nicht
an, das ihn am 27. Januar
1649 als „Tyrannen“ zum
Tode verurteilt.

Seine öffentliche Ent-
hauptung ist der dramatische
Schlussakt einer Entwicklung,
die als Streit um politischen
Einfluss begann. „Niemand
geht so weit wie der, welcher
nicht weiß, wohin er geht“,
erklärt Oliver Cromwell, der
jetzt die Republik anführt.

Doch sein Revolutions-
regime findet im Volk schon
bald keine Unterstützung
mehr, weil es die Steuern er-
höht und weil es autoritärer
ist als das des gestürzten
Monarchen. Auch das Parla-
ment hat am Ende mehr ver-
loren als gewonnen. Denn bis
zu seinem Tod 1658 regiert
Cromwell als Militärdiktator
– mit größerer Macht, als Karl
sie je besessen hat. Danach
zerfällt das neue, zunehmend
als widernatürlich empfunde-
ne Staatsgebilde rasch.

Unter Karl II. wird England
1660 wieder zur Monarchie.

Dr. Ralf Berhorst, 38, ist Journalist in
Berlin.



Im Jahr 1660 beginnt der hohe Beamte Samuel Pepys Tagebuch zu schreiben – eines der freimütigsten der Geschichte – und schafft damit ein einzigartiges Zeugnis des London seiner Epoche. In zierlicher Kurrentschrift notiert der Staatsdiener den Alltag einer Stadt im Umbruch, nach den Wirren des Bürgerkriegs und dem Ende der puritanischen Republik Oliver Cromwells. Pepys schildert den Prunk des neuen Königs ebenso wie die Intrigen des Adels, das Liebesleben der reichen Bürger ebenso wie die Leidenschaften der einfachen Leute. Und er berichtet als Augenzeuge von den großen Katastrophen seiner Zeit: der Pest und dem Brand, der weite Teile der Stadt verwüstet

Das geheime Leben der Kapitale

Er hat nichts zu bereuen. Er hat nichts, auf das er stolz sein könnte. Trotzdem kauft Samuel Pepys, 26 Jahre alt, Sekretär im britischen Schatzamt, im Dezember 1659 beim Schreibwarenhändler John Cade in der Straße Cornhill ein papiergebundenes Notizbuch, zieht zu Hause auf jeder Seite links und oben einen Rand mit roter Tinte. Füllt sie vom Neujahrsmorgen an jeden Tag mit den winzigen Zeichen einer Kuzschrift, zwei bis fünf Millimeter groß. Vertraut ihnen sein Leben an.

Über die Gründe werden Historiker rätseln. Die Zeit kennt kaum Vorbilder für die einsame Leidenschaft des Samuel Pepys. Allenfalls die Arbeitsjournale, in denen seine Vorgesetzten ihre Konferenzen und Dienstreisen festhalten, oder die Übungen in christlicher Selbstprüfung, welche die puritanischen Prediger empfehlen.

Pepys aber zeigt weder Zerknirschung noch Ordnungssinn. Er hält gleichbleibenden Abstand zu sich und der Welt, bedenkt das Wetter, seine Verdauung, seine Pickel und die Unarten seines Hundes mit genau jenem Gleichmut, mit dem er Seeschlachten und Krönungen notiert: „Die Straßen sind staubig, die Fliegen schwirren munter umher, und die Rosen stehen in vollem Grün“, notiert er in einem warmen Januar. „Derartiges hat es in unseren Breiten noch nicht gegeben. Heute werden zahlreiche weitere Anhänger der Fünften Monarchie gehängt.“

Doch die Weltsekunde, in der sein Lebensprotokoll beginnt, ist eine, die Rechenschaft verlangt. 1660 ist der Wendepunkt, an dem die Armee unter General Monck das puritanische Parlament entmachtet und die Monarchie der Stuarts wieder aufrichtet. Es ist das Jahr, in dem die Hauptstadt, in der einst König Karl I. geköpft wurde (siehe Seite 60), dessen Sohn mit Blumentepichen und Glockengeläut empfängt, mit Brunnen, in denen Wein fließt, mit Damen an Fenstern und Balkonen.

Es beginnt die Zeit der Restauration, der Wiederherstellung königlicher Herr-





schaft, in der Lebensentwürfe über Nacht wertlos werden und morgen schon böse sein kann, was gestern noch gut war. Es sind die Tage, in denen der neue, alte Staat von seinen Untertanen wissen will: Was hast du getan in jenen elf herben Jahren der Republik des Heerführers und Lordprotektors Oliver Cromwell?

Als Pepys am 1. Januar des Wendejahres 1660 sein Tagebuch beginnt, weiß er nicht, wem – außer dem schweigsamen Papier – er noch trauen kann in dieser schwankenden Zeit. Er ahnt nicht, dass sein republikanischer Cousin und Wohltäter Edward Montagu, der einst für eine glanzvolle Karriere in der Armee des Puritaners Oliver Cromwell mit seinem royalistischen Vater gebrochen hat und dem Pepys jetzt als Sekretär dient, nur auf den richtigen Augenblick wartet, um Karl II. noch in dessen Exil auf dem Kontinent seine Loyalität zu erklären. Dass der „ängstliche Gentleman“ George Downing, sein Vorgesetzter im Schatzamt, der gerade noch von den Niederlanden die Vertreibung des Königs erreicht hat, bereits dem Monarchen seine Dienstgeheimnisse andient und für einen Ritter Schlag Schlange steht.

Dafür hört er, wie seine alten Studienkollegen den Jargon der Republik abstreifen wie einen unmodernen Mantel und selbst die Straßenjungen statt „Leck mich am Arsch“ jetzt „Leck mich am Parlament“ rufen. Er erlebt, wie so mancher seiner Kollegen seine Lebensstellung verliert, wie reiche Wendehälse sich mit viel Geld die Gnade der Obrigkeit zurückkaufen, wie an der Börse Freudenfeuer brennen. „Jeder trinkt jetzt ohne Furcht auf das Wohl des Königs“, notiert er, „während man es vorher nur hinter vorgehaltener Hand wagte.“

Pepys aber lebt sein Leben weiter. Was bleibt ihm übrig? Er übt auf dem Flageolet, prügelt das Dienstmädchen, hat ab und zu „Kopfschmerzen und Übelkeit vom unmäßigen Trinken am Vorabend“. Und macht Karriere.

Im Juni 1660 verschafft ihm sein Mentor Montagu, der zukünftige „Earl von Sandwich, Viscount Hinchinbrooke und Baron von St Neot's“, einen hohen Pos-

Theatervorführungen werden nach dem strengen Regiment unter Cromwell zum neuen Zeitvertreib der Wohlhabenden – und Samuel Pepys liebt diese Art der Zerstreuung. In den elf Jahren ihrer Herrschaft hatten die Puritaner alle Bühnen geschlossen, weil ihnen das dort Dargebotene als verwerflich galt. Umso üppiger und frivoler sind nun die Stücke der Restaurationszeit, in denen erstmals auch Frauen auftreten

König Karl II. kehrt 1660 aus dem Exil nach England zurück. Sein zügelloser Lebensstil und seine ausgeprägte Genussucht werden zum Leitbild einer ganzen Epoche – auch für Pepys



ten im Flottenamt, der Pepys 350 Pfund im Jahr einbringt. Dazu ein weiteres Salär im Siegelamt in Höhe von drei Pfund pro Tag, „das Mylord mir zufällig verschaffte, ohne dass er oder ich wissen konnten, wie einträglich es sein würde“.

Er wohnt jetzt mit seiner Frau, seinem Sekretär, seiner Dienstmagd Jane und deren Bruder in einem neuen Haus, das dem Flottenamt gehört, an der Seething Lane. Und er weiß: Dass er sich jetzt „in sehr angenehmen und aufstrebenden Verhältnissen“ wiederfindet, hat er dem neuen Regime zu verdanken.

Und so steht er am 23. April 1661 artig um vier Uhr früh auf, um einen guten Platz für die Krönungszeremonie in der Westminster Abbey zu ergattern. Die Straßen sind mit blauem Tuch ausgelegt, gesäumt von Tribünen und 10 000 Zuschauern. Der König, „barhäuptig in seinem Gewand“, sieht „großartig“ aus. Als die Krone den Kopf des Monarchen berührt, geht ein „Jubelruf durchs Kirchenschiff“. Lords und Bischöfe knien nieder, der Lordkanzler verliest eine Generalamnestie, und ein Adelige wirft silberne Gedenkmünzen in die Menge.

Pepys aber muss „so dringend pinkeln“, dass er die Zeremonie vorzeitig

verlässt. Nach den Feierlichkeiten sieht er Freudenfeuer in seiner Straße brennen, und „vornehme Herrschaften“ nötigen ihn und seine Frau, auf einem Reisigbündel niederzuknien und auf das Wohl des Königs zu trinken: „Uns erschien das eine seltsame Lustbarkeit.“

Dennoch hebt er an diesem Abend noch so oft und so bereitwillig sein Glas auf den neuen Herrscher, dass nachts das Zimmer um ihn kreist und er morgens „von oben bis unten besudelt“ aufwacht.

GERADE ZWÖLF JAHRE ist es her, dass Samuel Pepys als junger, zorniger Repu-

der Generalmajor Thomas Harrison, gehängt, gerädert und gevierteilt wird „und dazu eine so heitere Miene“ macht, „wie es einem Mann in solch einer Situation nur möglich ist“: Kopf und Herz werden „der Menge präsentiert, die in lauten Jubel“ ausbricht.

Pepys mietet eigens ein Zimmer am Tower Hill, um vom Fenster aus den Tod des einstigen Marineschatzmeisters Sir Henry Vane zu begaffen – doch leider übertönen die Trompeter die letzten Worte des Opfers, und das Schafott ist so umdrängt, dass dem Voyeur die Sicht auf das Geschehen versperrt ist.

Doch wenn ein alter Schulkamerad daran erinnert, dass auch Pepys einmal einer jener puritanischen, kurz geschorenen republikanischen „Rundköpfe“ war, bekommt er es mit der Angst zu tun. Und wenn seine Kollegen vom Marineamt beim Umtrunk im „Delfin“ einander ihr Verhalten in den Zeiten der Republik vorrechnen, schweigt er peinlich berührt.

Hat er nicht selbst, geboren von einer müden puritanischen Mutter, die puritanische Kaderschmiede der St-Paul's-Schule besucht? Und hat er nicht seit seinem 17. Lebensjahr die bittere Luft von Oliver Cromwells Gottesrepublik in vollen Zügen eingeatmet?

Das war die Zeit, in der Maibäume und Pferderennen, Hahnenkämpfe und Theater, Spiele und Sportveranstaltungen verboten waren, in der Liebesbriefe so sündig waren wie gestärkte Kragen. Mittwochs durfte kein Fleisch verzehrt werden, und sonntags war es verpönt, ein

DIE BITTERE STRENGE DER REPUBLIK IST VORÜBER

blikaner sich inmitten erregt stöhnender Zuschauer an der Enthauptung Karls I. freute und dem toten Monarchen noch Verwünschungen hinterherschickte.

Jetzt verzeichnet er mit „tiefer Befriedigung“ die Hinrichtung der Männer, die damals das Todesurteil unterschrieben haben und vom neuen Regime als „Königsmörder“ bezeichnet werden. Sieht auch fasziniert zu, wie einer von ihnen,

Beet zu gießen, sich rasieren zu lassen, einen Besuch zu machen oder zu lächeln. Das Weihnachtsfest galt als papistischer Aberglaube und wurde verfolgt: Ein Zeitgenosse berichtet, wie Soldaten eine Kirche umkreisten, die Andacht unterbrachen und alle Teilnehmer festnahmen. Alttestamentarische Strenge drang den Menschen unter die Haut, blähte die Gewissen auf wie Schwämme.



Die Stadt, die Samuel Pepys in allen Einzelheiten beschreibt, ist um die Mitte des 17. Jahrhunderts bereits eine reiche Metropole mit knapp einer halben Million Einwohnern. Von den Anlegeplätzen Westminsters im Südwesten (links) aus erstreckt sie sich am Nordrand der Themseschleife

Jetzt aber bringt Karl II., der „fröhliche Monarch“, den Spaß an der Sünde wieder zurück. Der stattliche, schwarzlockige Schwerenöter sammelt Mätressen wie Schmetterlinge, zeugt mit ihnen 14 Kinder, aber keinen einzigen legitimen Thronfolger mit seiner portugiesischen Frau, denkt nur ans Vergnügen und verachtet die Arbeit. Höflinge berichten von Karls unehelichen Kindern, von der schönen Hofdame Lady Castlemaine, die sämtliche leiblichen Tricks und mit ihnen den König beherrscht, von jenem Hofball, bei dem eine herrenlose Fehlgeburt auf dem Parkett gefunden wird. Und so streift seine Stadt, Karls neues London, mit Macht den Ernst der sauren Jahre ab.

Auch Pepys, der Mann mit den Weinbergsschnecken-Lippen und einer Nase

wie eine Hähnchenkeule, schwelgt jetzt ohne Reue in leiblichen Genüssen. Er lässt sich schon zum Frühstück „ein Fässchen Austern, Rinderzunge, Anchovis, verschiedene Weine und Northdown Ale“ vorsetzen, schreckt auch vor Cocktails aus Bier und Rheinwein nicht zurück. Er nimmt seinen Morgentrunke bei „Harper’s“, „Standing’s“ oder im „Schwan“, zecht tagsüber weiter in der „Sonne“ oder im „Papstkopf“, hebt abends das Glas im „Ochsenkopf“ oder im „Schiff“.

Er frequentiert die Kaffeehäuser, deren Zahl in der Hauptstadt in den 13 Jahren bis 1663 von null auf 82 gewachsen ist, probiert dort ein süßes Zeug namens „Jocolatte“ und befindet es für „sehr gut“, schlürft seine erste Tasse Tee („ein

chinesisches Getränk, das ich noch nie zuvor getrunken hatte“) und sein erstes Glas Orangensaft – „ein gutes Getränk, doch da es neu ist, weiß ich nicht, ob es mir bekommen wird“.

Er begutachtet mit kaum bezähmter Gier die „hübschen Huren“ in der Fleet Alley, besucht die Hahnenkämpfe in der Shoe Lane, wo „Menschen von niedrigstem Stand“ 20 Pfund am Nachmittag verwetten. Labt sich an den öffentlichen Keilereien der Fechter, wo das Publikum „einen solchen Lärm“ macht, dass er „den ganzen Abend Kopfschmerzen“ hat. Genießt in der Tierhatz-Arena die „gute Vorstellung“, in der ein Stier die angreifenden Hunde durch die Luft wirbelt, „einen sogar bis in die Zuschauerloge“. Würdigt auch den Schaukampf

zwischen einem Schlachter und einem Fährmann, der mit einer Massenschlägerei aller anwesenden Schlachter und Fährmänner endet – „ein höchst vergnügliches Schauspiel“. Er lässt nichts aus, bewundert die Puppenspieler in Covent Garden, bestaunt auf Jahrmärkten irische Riesen und das „Große Hollandweib“, die „Frau mit Bart“ und die Stute, die unter den Zuschauern den ärgsten Schürzenjäger herauszufinden vermag: „So kam das Tier geradewegs zu mir.“

28 JAHRE ALT musste er werden, um zum ersten Mal einen Tanz zu wagen: In der Zeit der puritanischen Herrschaft war derart lüsterne Leibesübung verpönt. Erst der begeisterte Tänzer Karl II. hat sie populär gemacht und auch gleich eine Reihe französischer Tänze aus dem kontinentalen Exil mitgebracht. Jetzt findet sich Pepys nach einer kleinen Dinner-Gesellschaft im „Delfin“ – und tanzt, „was ich noch nie im Leben gemacht hatte und ich mich über mich selber wundern musste“.

Der Pflicht zum Genuss, die das neue Regime einsetzt, kommt Pepys mit Eifer nach. London ist ein Rummelplatz, auf dem sich jedes Jahr immer mehr Menschen tummeln: Seit 1500 hat sich die Einwohnerzahl mehr als versechsfacht, hat London Paris als größte Metropole Europas fast eingeholt.

Die Stadt ist zu einer riesigen Jahrmarktsorgel geworden, die niemals zur Ruhe kommt: „Bei Sturm entschlummr' ich, erwach' bei Donner“, dichtet Pepys' Zeitgenosse Sir John Oldham, gebeutelt von „rastlosen Glocken“, von „der Säuer Grölen, der Nachtwächter Reim, der Läden Lärm, wo Höker morgens schrei'n“, vom Lärm der Pferde, Rinder, Katzen, Hunde, Schweine und Schafe, die sich die Stadt mit den Menschen teilen, vom Rattern und Donnern der Wagen, Kutschen und Karren in den hoffnungslos verstopften mittelalterlichen Gassen, in denen auch Pepys manchmal über andert-halb Stunden im Stau schmort.

Ein Pandämonium der Gerüche, in dem Nachttöpfe umstandslos aus den Fenstern über ahnungslose Passanten



In den Kleidern der neuesten Mode treffen sich Ladys und Gentlemen zum Morgenempfang und machen leichte Konversation – wie auf diesem Ölgemälde des 18. Jahrhunderts. Samuel Pepys gehört zu den ersten Londonern, die das puritanische Diktat zur Schlichtheit überwinden und sich eine moderne Perücke zulegen, ein Zeichen von Geschmack – und vor allem von Status. Für Seidenanzug und Schmuckdegen zahlt er ein Vermögen



ausgekippt werden, die Karren der „Abtrittsreiniger“ unterwegs regelmäßig ein knappes Viertel ihrer Fracht auf Straßen und Passanten verteilen und auch der Nachbar unbekümmert seine Jauchegrube in Pepys' Keller überlaufen lässt, sodass der Staatsdiener unversehens „in einen großen Haufen Kot“ tritt.

Pepys führt seinen Ehrgeiz am liebsten in der eleganten Wohngegend um St James's Square, Pall Mall und Piccadilly spazieren und meidet die Elendsviertel von Alsatia, St Giles-in-the-Fields und Southwark. Er pilgert in die Theater, die ihm zur Passion werden. Im „Lisle's Tennis Court“ residiert jetzt die „Duke's Company“ des Dramatikers William Davenant und im „Gibbons's Tennis Court“ das Theater der „King's Company“ von Thomas Killigrew – „das schönste“, vermerkt Pepys, „das wir in England je hatten“.

Nach der Machtübernahme der puritanischen Eiferer hatten die Bühnen den Spielbetrieb einstellen müssen – jetzt zeigen sogar Frauen auf der Bühne ihre Künste, sorgen wechselnde Bühnenbilder für Augenlust, macht die Guckkastenbühne mit Vorhang die Bretter zum Illusionsraum. Die protestantische Herrschaft des Wortes, wie sie zur Theaterblüte unter Elisabeth I. herrschte, ist vorbei. Dafür ist das Theater vom Massenmedium zum Spaß für die Oberschicht geworden: „Alles zivilisiert, keinerlei Grobheit mehr“, freut sich Pepys – und ärgert sich nur über die vier Schreiber aus dem Flottenamt, die auf teureren Plätzen sitzen als er selbst.

Die Seelenzergliederungen William Shakespeares passen nicht mehr in eine Zeit, die mit dem Gewissensterror gerade aufgeräumt hat. Als Pepys im März 1662 „Romeo und Julia“ sieht, das erstmals wieder auf dem Programm steht, ist er entsetzt: „Das schlechteste Stück, das ich jemals gesehen habe.“ Auch den „Sommernachts Traum“ findet er „abgeschmackt und läppisch“, tut „Heinrich VIII.“ als „belangloses, aus lauter Flickern zusammengeschustertes“ Produkt ab.

Ein Urteil, das viele seiner Zeitgenossen teilen: „Ein Affe versteht sich besser



Im Gegensatz zum Adel, der sein Vergnügen – wie hier dargestellt – auf der Jagd vor den Toren Londons sucht, bleibt Pepys, der Bürger, in der Stadt: um lange Spaziergänge zu machen oder in den Pubs und Kaffeehäusern der City zu zechen

auf die Natur“, schreibt der Historiograph Thomas Rymer, „und ein Pavian besitzt mehr Geschmack als Shakespeare.“

MODERN IST JETZT die *restoration comedy* mit ihren ironischen Verführungs- und Liebesintrigen, die das lose Leben und die frivole Konversationskultur der besseren Kreise feiert und jede Anspielung auf Moral oder Religion vermeidet. Die neuen Frauenfiguren ergehen sich in derbsten Zoten – und erliegen dann regelmäßig dem unvermeidlichen Wüstling des Stücks, der mit List von Verführung zu Verführung jagt. Und auch die Schauspielerinnen erobern nicht nur die Bühnen, sondern auch die Hinterzimmer so manches Adligen und auch des Königs.

Das Theater spiegelt die Spaßgesellschaft des 17. Jahrhunderts, in der nur die Pointe zählt. Es ist Resonanzkörper für den blendenden, aber prinzipienlosen Monarchen, der auch das Parlament nur zum Spaß besucht und eine politische Debatte wie eine Komödie goutiert.

Karl II. hat das Glück aus dem Himmel auf die Erde zurückgeholt – und so ist es vielleicht kein Zufall, dass zur gleichen Zeit ein fallender Apfel den Wissenschaftler Isaac Newton zu der Theorie inspiriert haben soll, dass es die Schwerkraft ist, die das Universum zusammenhält. Und dass die Trägheit der natürliche Zustand eines jeden Körpers ist.

Auch die moralische. Wenn der Bischof beim Weihnachtsgottesdienst in

Whitehall die Sünden seiner Schäflein verdammt, brechen die Zuhörer in Gelächter aus. Zwar streiten in dem Beamten Pepys oft noch die alten puritanischen Reflexe mit der neuen royalistischen Sinnenfreude. Etwa wenn er mit Wonne hübschen Tanzschülerinnen zusieht – und hinterher murr, „dass junge Mädchen sich einem so eitlen Treiben widmen“. Wenn er beglückt in die Polster einer Kutsche sinkt – und dabei „Gewissensbisse wegen meines zügellosen Lebensstils“ verspürt. Oder wenn er feierlich beschließt, dem Schauspiel und dem Trunk ganz zu entsagen – um schon einen guten Monat später nach einem feinen Glas gezuckerten Rheinweins eine „ausgezeichnete Aufführung“ von „Rule a Wife and have a Wife“ zu genießen.

Doch dann setzt sich die neue Lebensart durch. Bei seinem Buchhändler am Strand kauft er einen pornografischen Schmöcker, „ein liederliches Buch, aber ganz ungefährlich für mich, da ich es nur zu Studienzwecken lese“. Er nimmt es mit aufs Zimmer – und muss erleben, wie es seinen Körper zu ganz unwissenschaftlichen Reaktionen anregt. „Nach der Lektüre warf ich es gleich ins Feuer, damit es nicht zwischen meinen Büchern gefunden wird und ein schlechtes Licht auf mich wirft.“

Denn nicht mehr das Gewissen ist es, das Gut und Böse bestimmt, sondern die öffentliche Meinung. An Weihnachten 1664 zerreißt Pepys alle Papiere, die ihn kompromittieren könnten, „sollte ich unerwartet sterben“. Als sein Bruder im Sterben liegt, rechnet Pepys dessen Schulden durch: „Selbst wenn er durchkommt, kann er sich in der Öffentlichkeit nicht mehr sehen lassen, was auch für mich eine große Schande bedeutet.“ Nachdem er seiner Frau das Auge blau geschlagen hat, grämt es ihn nur, dass „alle im Haus es sehen“, und als sie ihm schriftlich ihre Einsamkeit klagt, verbrennt er ihre gesammelten Papiere – „aus Angst, der Brief könne in die Hände Unbefugter gelangen“. Nur einen Schuldschein verschont er, die Heiratsurkunde und seinen ersten Liebesbrief. „Danach ganz aufgewühlt ins Büro.“

Dabei ist die Verbindung, die er Ende 1655 mit der noch nicht 15-jährigen Tochter eines armen französischen Hugonotten eingegangen ist, eine Liebes-

menhalten und die Welt zum Teufel gehen lassen“.

Er quält sie mit seiner Eifersucht auf ihren Tanzlehrer – und lässt zugleich keine Gelegenheit aus, anderen Frauen nachzustellen. Seine Erfolge vertraut er in einem aufgewühlten Gemisch aus Französisch, Spanisch, Latein und Englisch dem Tagebuch an: „Sensa alguna Umstände willigte sie ein, dass wir monter los degres und uns comme jo es wünschte auf lo lectum legten und la cosa con viel voluptas taten.“ Die Libertinage, die einst den niederen Klassen und dem Adel vorbehalten war, hat sich jetzt das

Maschine aus Fress- und Greifinstinkten, sein zentraler Antrieb die Selbsterhaltung, die guten Sitten eine Schimäre, die natürliche Seinsform der Krieg aller gegen alle.

Hobbes, einst im Pariser Exil Mathematiklehrer des späteren Königs Karl II., scheint den Gebildeten Londons aus der Seele zu sprechen: Seine Bücher sind „jetzt sehr gefragt“, vermerkt Pepys, und so werden für ein Exemplar des „Leviathan“ im Herbst 1668 „statt der ursprünglichen acht Shilling“ schon „inzwischen 30 Shilling“ verlangt – er zahlt 24 Shilling für ein gebrauchtes Exemplar.

Auch Samuel Pepys, der treuherzige Narziss, kreist ja auf den 3100 Seiten seiner Tagebücher um nichts als sein „bezauberndes Ego“, wie es der Schriftsteller Robert Louis Stevenson 200 Jahre später formulieren wird. Um dieses „unvergleichliche Selbst“ angemessen darzustellen, ist dem Aufsteiger nichts zu teuer.

Gleich im Wendejahr 1660 beschließt er, seinen langen Mantel gegen einen kurzen zu tauschen, wie es die neue Mode verlangt; kauft sich auch einen Kamelottmantel mit Goldknöpfen und den ersten Seidenanzug seines Lebens: „Beide kos-



Pepys verdankt seine Karriere Edward Montagu, einst Kommandant unter Cromwell und danach Admiral Karls II. Der spätere Earl of Sandwich verschafft seinem Protegé 1660 einen hohen Posten im Flottenamt

EINE SPASSGESELLSCHAFT DES 17. JAHRHUNDERTS

ehe – keine Selbstverständlichkeit im 17. Jahrhundert. Es ist nicht zu ändern, dass die Ehe kinderlos bleibt – obwohl er fleißig Rezepte einholt: Starkbier mit Zucker, dünne holländische Unterhosen, Füße hochlegen und „die Frau nicht zu fest und zu oft drücken“. Im Streit nennt er sie „Bettlerin“ und sie ihn „Stopflaus“ – doch dann wieder wünscht er sich bisweilen, dass „ich und meine Frau zusam-

Bürgertum erobert: Da will Pepys nicht abseits stehen – auch wenn die meisten seiner Jagdgeschichten mit Misserfolgen enden. Von etwa 20 Verführungsversuchen, die er in seinem Tagebuch schildert, führen nur drei oder vier zum Ziel.

So ist sie, die moralfreie Welt, wie sie der von Pepys geschätzte Philosoph Thomas Hobbes 1651 in seinem „Leviathan“ proklamiert hat: der Mensch eine

ten mich ein Vermögen, und ich bitte zu Gott, dass ich alles bezahlen kann.“

Er trägt als einer der ersten Engländer eine Perücke – jenes Abzeichen männlicher Alterslosigkeit, das den Träger schon zu Lebzeiten zur Mumie macht. Er geht in Rock und Degen aus, „wie es jetzt unter Gentlemen Mode ist“, und befolgt im übrigen eisern den Ratschlag des populären Lebenshilfe-Autoren Francis Osborne, ein Gentleman dürfe an allem sparen, nur nicht an seiner Kleidung. Pepys' Ziel: „Adelig werden und eine eigene Kutsche anschaffen.“

Nach den Exzessen der Rechtschaffenheit sind es handfestere Werte, die nun zählen. Jetzt regiert der Pragmatismus des Königs, den vor allem die 300 000 Pfund Mitgift nebst Tanger und Bombay als Zugabe zur Heirat mit der portugiesischen Prinzessin Katharina bewogen haben und der für klingende Münze auch Friedensschlüsse und Glaubensgrundsätze verkauft.

Die Korruption floriert – und bringt auch Pepys zum Blühen: Er verkauft eine Schreiberstelle für 100 Pfund, nimmt „mit großem Vergnügen“ zwei kostbare Trinkpokale von einem Proviantlieferanten entgegen für einen Auftrag, „den ich ihm vermutlich nicht geben werde“. Und erpresst einen Kuss der jungen Mrs Daniel mit dem vagen Versprechen, sich für die Beförderung ihres Mannes zum Leutnant zu verwenden.

Als sein Onkel Robert stirbt, empfindet er „einerseits Trauer, andererseits aber auch Freude über das zu erwartende Erbe“. Mit seiner Frau kann er sich über 20 Shilling leidenschaftlich zanken – „und so zerstritten zu Bett“. Sorgfältig notiert er auch die Kosten seiner Liebschaften: Um mit seiner Konkubine Betty tun zu können „ce que je voudrais“, genügen „zwei Shilling für Wein und Kuchen“ und ein bisschen Verachtung: „Danach ging ich, angewidert von ihrer Schamlosigkeit.“

Eine verwitwete Bittstellerin in seinem Büro entführt er in ein Restaurant in Lisson Green, darf sie küssen, „so oft ich wollte – und musste für den Tag und ihre Gesellschaft nur fünf Shilling bezah-





So wie die Menschen auf diesem Jahrmarkt in Southwark scheinen fast alle Londoner in den Zeiten der neuen Monarchie nur nach Amüsement zu streben. Pepys meidet die Wohnviertel der Armen, doch auch er entdeckt die leiblichen Genüsse: das lange Zeit verbotene Tanzen, die »hübschen Huren« in der Fleet Alley, die Austern zum Frühstück und ein neues chinesisches Getränk namens Tee

len“. Und wenn wieder einmal eine „Mrs Diana“ ihm „nichts verweigert“, wie er auf Latein notiert, entschädigt er anschließend seine Gattin mit einem Perlenhalsband im Wert von vier Pfund zehn Shilling.

Doch wie jede Spaßgesellschaft lechzt auch jene in Zeiten Karls II. insgeheim nach Strafen, nach Apokalypsen. „Überall ist jetzt die Rede davon, dass einige religiöse Fanatiker das Ende der Welt nahen sehen“, notiert Pepys. Und am 7. Juni 1665 sieht er kommen, was kommen musste.

Es ist der „heißeste Tag“, den er „erlebt“ hat. Pepys geht zur neuen Börse, fährt mit dem Boot nach Vauxhall, geht in den neuen Gartenanlagen spazieren und gibt „ganze sechs Shilling aus“. Über London flackert ein mächtiges Wetterleuchten. Und in der Drury Lane sieht er rote Kreuze an mehreren Haustüren. Darunter die Schrift „Herr, erbarme dich unser“.

PEPYS WEISS, WAS DAS HEISST: versiegelt wegen Pestbefall. Pepys bildet sich ein, er selbst rieche bereits nach der Seuche; erst ein Stück Rollltabak besänftigt sein Grauen. Zehn Tage später, auf dem Weg vom Lordschatzkanzler nach Holborn, hält der Kutscher plötzlich an: Er fühle sich schwach und könne kaum noch sehen. Schaudernd wechselt Pepys das Gefährt – „voller Mitgefühl für den armen Mann und in Sorge um mich selbst“.

Längst hat sich London an den Schwarzen Tod gewöhnt, der immer wieder seine Opfer fordert. Manchmal schlägt er strenger zu, wie zuletzt im Jahr 1625, als 40 000 Bürger der Stadt starben. Die Menschen rauchen Pfeifen oder kauen Tabak, um die Krankheit fern zu halten, öffnen die Latrinen, damit der Gestank die Seuche vertreibe. Sie stecken sich Goldstücke in den Mund, tragen Amulette mit Krötengift, und manche versuchen sogar, sich gegen die Seuche zu impfen, indem sie sich mit Syphilis infizieren. Jetzt aber wächst die Pest zur größten Epidemie des Jahrhunderts heran.

Die Armen, in deren Slum St Giles-in-the-Fields die Seuche ausgebrochen ist,

Das 17. Jahrhundert ist eine Zeit wissenschaftlicher Blüte. Bedeutende Gelehrte wie der Physiker Isaac Newton sind Zeitgenossen von Pepys, der später als Präsident der Royal Society die Forschung fördert



haben keine Wahl: Sie sterben ergeben. Wer kann, verbirgt sich in einem Schiff auf der Themse. Der König und die Elite flüchten aufs Land. „Die Stadt verlässt die Stadt“, schreibt Pepys; er aber bleibt und versieht seinen Dienst; verbringt nur die Nächte bei seiner Frau, die er flussabwärts in Woolwich untergebracht hat.

Tag und Nacht dröhnen die Kirchenglocken, holpern die Räder der Totenkarren über das Pflaster, bellen die Leichenkutscher ihre rauen Rufe: „Bringt eure Toten heraus!“ Man erzählt von derben Gesellen, die schwarze Scherze mit Kinderleichen treiben, sie an den Füßen halten und zum Verkauf anbieten, von Halbtoten, die weinend und brüllend an den Fenstern stehen oder durch die Straßen laufen, wahnsinnig und mit Schaum vor dem Mund.

Die Gesichter der Londoner sind starr vor Angst, die Straßen menschenleer; Gras sprießt zwischen den Pflastersteinen. Leichen stapeln sich in den Gassen, und bisweilen bleiben sie im Sarg vor den Häusern stehen, weil keiner sie abholt: „Ein höchst rohes Verhalten“, tadelt Pepys, „das zeigt, dass wir durch die Seuche gefühlloser gegeneinander werden, als wir es gegen Hunde sind.“

Seine eigenen Gefühle aber schaukeln sich während der schwarzen Tage in einen wollüstigen Rausch. Er betastet „con gran plaisir“ die Kellnerin im „Schwan“, befigert, während das Dienstmädchen ihn kämmt, die „dos choses de son Brust“. Er träumt von einer Liebesnacht mit der königlichen Mätresse Lady Castlemaine. Und er schlürft Austern, glänzt in seinem farbigen Seidenanzug und singt im Ruderboot auf der Themse.

Im Dezember, als die Seuche endlich abklingt, hat sie nach offiziellen Angaben 68 000 Londoner getötet: ein Sechstel der

Bevölkerung. Aber Pepys zieht seine eigene Bilanz: „Ich selbst habe nie besser gelebt und hatte auch nie mehr Vermögen als zur Zeit der Pest.“

Doch die nächste Prüfung steht schon vor der Tür. Am 2. September 1666 weckt ihn gegen drei Uhr morgens sein Dienstmädchen Jane: ein Feuer im Südwesten, in der Gegend von Billingsgate. Pepys schaut aus dem Fenster, sieht die

Flammen, die offenbar nur bis zum hinteren Ende der Mark Lane, gut 100 Meter entfernt, vorgedrungen sind, und legt sich wieder zu Bett. Als er um sieben aufsteht, ist das Inferno nicht mehr zu leugnen. Das Feuer, berichtet Jane, habe in der Nacht 300 Häuser zerstört und fresse sich gerade die Fish Street hinab bis zur London Bridge.

Pepys hält es nicht mehr im Haus. Der Kommandant des Tower sagt ihm, das Feuer sei im Königlichen Backhaus in der Pudding Lane ausgebrochen. Der August war heiß, Dachstroh und Gebälk der Nachbarhäuser waren durch die außerordentliche Dürre bereits halb verbrannt. Da ist es kein Wunder, dass die Flammen durch diese enge, labyrinthische, hölzerne Stadt mit den dünnen Fachwerkmauern und strohbedeckten Fußböden eilen wie ein Gerücht.

JETZT IST DIE APOKALYPSE DA, und sie wälzt sich durch die Stadt. Sie entzündet sogar das Mauerwerk der Kirchen, deren Glocken panisch läuten. Der Wind bläst die Flammen Richtung Westen, zu den Lagerhäusern für Holz, Teer, Hanf und Flachs an der Thames Street.

Nur zögernd machen die Londoner Anstalten, sich gegen ihr Schicksal zu wehren. Ihre Eimer, Handspritzen und Feuerhaken haben keine Chance gegen das fauchende Inferno. Häusertrümmer auf der London Bridge behindern den Nachschub von Rettungskräften aus Southwark, Löschfahrzeuge bleiben in den engen Gassen stecken. Frauen

EIN JAHR NACH DER PEST KOMMT DIE FEUERSBRUNST

schöpfen Wasser aus den Kanälen, um sich gleich darauf mit Bier zu betrinken.

Sir Thomas Blutworth, der Bürgermeister, ist hoffnungslos überfordert. Als man ihn früh aus dem Bett holte, hat er dem Feuer nur einen verächtlichen Blick und ein knappes Wort geschenkt („Eine Frau könnte es ausspissen“) und sich wieder schlafen gelegt. Den Vorschlag, einen Laden und vier Häuser niederzureißen,



Von einem Themseboot aus beobachtet Samuel Pepys im September 1666, wie London nach einem Feuer im Königlichen Backhaus in Flammen aufgeht. Der Große Brand fordert zwar nur wenige Menschenleben, doch fast die gesamte City wird zerstört

um den Brand zu stoppen, hat er abgelehnt: Wer solle denn wohl für den Schaden aufkommen?

Jetzt läuft Pepys zum Whitehall-Palast und drängt den König, den Befehl zum großflächigen Abriss zu geben. Er übermittelt die Order dem Bürgermeister in der Cannon Street. Doch Bludworth, „völlig erschöpft und mit einem Tuch um den Hals“, schreit nur „wie eine Frau kurz vor der Ohnmacht: ‚Mein Gott, was soll ich tun? Ich bin verloren. Die Leute werden mir nicht mehr gehorchen.‘“

Vom Themseboot aus sieht Pepys, wie Bürger ihr Hab und Gut in Kähne oder gar in den Fluss werfen, um es vor den Flammen zu retten – und staunt, „dass fast bei jedem dritten Boot, das Hausrat geladen hatte, auch ein Spinett dabei

war“. Er beobachtet, wie arme Leute von einer Ufertreppe zur nächsten flüchten, wie Tauben panisch vor ihren Schlägen flattern, bis ihre Flügel Feuer fangen.

Schwer gepackte Bürger schleppen ihre Schätze auf Karren oder auf dem Rücken davon, hieven Kranke in ihren Betten durch die Straßen, stapeln Hausrat in den Kirchen, vergraben Geld, Papiere und Wein in den Gärten. Auch Pepys vertraut seine Schätze dem Erdreich an, nicht zuletzt „meinen Parmesankäse“, und starrt in den flammengeröteten Himmel – „ein schrecklicher Anblick, der einen um den Verstand bringen“ kann.

Flammen fauchen, Häuser krachen zusammen, der Wind peitscht Funkenregen in die Gesichter. Steine fliegen wie Granaten von den Gebäuden herab, ge-

schmolzenes Blei fließt durch die Straßen, das Pflaster glüht rot. Pepys verharrt in Schrecken und Faszination, notiert, was er sieht, auf losen Blättern, um es anschließend ins Tagebuch einzutragen.

Von einer Bierschenke am Südufer der Themse aus sieht er zu, wie die Stadt zur Flammenhölle wird: Hier lodert ein Turm auf, dort eine Kirche. Als die Dunkelheit hereinbricht, sieht Pepys, „so weit das Auge reichte“, eine „schreckliche blutrote Feuersbrunst, ganz anders als das harmlose Züngeln eines gewöhnlichen Feuers“.

Er muss weinen und kann sich doch von dem Schauspiel nicht losreißen. Und so bleibt er, bis er im Schwarz der Nacht das Feuer „wie einen einzigen Flammenbogen“ sieht, „der sich von einem zum

anderen Ende der Brücke spannte, und einen weiteren, etwa eine Meile lang, der sich über dem Hügel der City“ wölbt.

In der Nacht zum 5. September erreicht das Feuer die Kirche am Süden der Seething Lane, an der sein Haus steht. Pepys bringt sich mit seiner Frau, seinem Sekretär, seinem Dienstmädchen und 2350 Pfund im Haus des Werftangestellten William Sheldon in Woolwich in Sicherheit. Dann läuft er durch die Stadt, die Füße glühend von der heißen Asche, stolpert zwischen den Ruinen der Börse, der Fenchurch Street, der Gracechurch Street, der Lombard Street hindurch. Das Dach von St Paul's ist eingestürzt, das Mittelstück des Chors in die Krypta gefallen. Und die Guildhall glüht wie ein riesiger Palast aus Gold.

In Moorfields, nördlich der Stadtmauer, drängen sich die Armen unter freiem Himmel und bewachen ihr gerettetes Gut. Plünderer stehlen Zucker aus Fässern und mischen ihn in ihr Bier. Das Brot kostet bereits doppelt so viel wie vor dem Feuer, und vergebens müht sich Pepys, noch einen Laden zu finden, der ihm ein frisches Hemd oder ein Paar Handschuhe verkauft.

Nach fünf Tagen erst ist das Feuer unter Kontrolle. Doch noch am 17. September brennt die Stadt an mehreren Stellen. Der Horror vor der Katastrophe ruiniert Pepys' Nachtschlaf noch bis ins folgende Jahr. Zwar melden die offiziellen Statistiken nur sechs Feuertote, doch vier Fünftel der City sind zerstört, jedes dritte der rund 40 000 Häuser, 87 Kirchen und 400 Straßen. Rund 80 000 Menschen sind obdachlos, das mittelalterliche London gibt es nicht mehr.

Die Kathedrale und rund 50 Pfarrkirchen werden in moderner Form wiedergeboren. Planer entwerfen bereits eine neue Stadt mit breiten und prächtigen Boulevards. Doch die Hauseigentümer sind nicht willens, ihre Besitzstände zu opfern. So bleibt der Wiederaufbau unter der Leitung des Baumeisters, Astronomen und Naturwissenschaftlers Sir Christopher Wren in den Fesseln der alten, engen und verwinkelten Gassen – auch wenn jetzt Stein statt Holz verbaut



Die sorglose Völlerei, Sittenlosigkeit und Korruption der ersten Jahre unter Karl II. haben viele Bürger empört. Nach dem Großen Brand ziehen nun randalierende Gruppen durch die Straßen und fordern Buße und Besinnung. Allmählich leeren sich die Theater, der Pomp der Eliten verschwindet. Und selbst Pepys geißelt bald das »alberne Gehabe« des Königs



werden muss. Die Stadt verändert ihr Gesicht und bleibt sich dabei gleich: Nur die Mieten steigen.

Doch wenn die Elite des „fröhlichen Monarchen“ die „Generation Golf“ des 17. Jahrhunderts ist, dann ist das Feuer von London ihr 11. September. Der Ernst des Lebens ist über England hereingebrochen. Die Fettlebe ist bestraft worden durch einen Brand, der an der Pudding Lane begann und an der Pie Corner, der Pastetenecke, endete.

Mit dem Kater kommt die Paranoia. Die Frau des Vizekämmerers hat einen versengten Fetzen Papier gefunden, auf dem soll gestanden haben: „Die Zeit ist da; es ist geschehen.“ Man munkelt von Verschwörungen, ausländischen Drahtziehern. Der Mob verprügelt einen holländischen Bäcker, schlägt einen Franzosen mit einer Eisenstange nieder, ergreift den Diener des portugiesischen Geschäftsträgers und schickt sich an, einen schwedischen Botschaftsangehörigen zu hängen, bis die Miliz des Herzogs von York den Unglücklichen befreit.

Im Zweifelsfall sind auch hier wieder einmal die Papisten schuld: Ende September werden alle Katholiken, die keine Sondergenehmigung vorweisen können, aufgefordert, die City zu verlassen. Andere haben eine Gruppe von Empörern in Verdacht, die für den 3. September den Sturz der Regierung geplant haben soll: „Tatsächlich brach das Feuer am 2. September aus“, grübelt auch Pepys, „was mir höchst ungewöhnlich scheint und was ich weiter verfolgen will.“

DIE FETTEN JAHRE sind vorbei. Das Parlament beschließt die Überwachung der königlichen Staatsausgaben; die Theater leeren sich. Der König verordnet dem Adel eine Einheitstracht, um ihn „zur Sparsamkeit zu erziehen“: einen langen, eng geschnittenen Rock aus schwarzem Tuch. Und auch Pepys muss 1669 erfahren, dass man bei Hofe über seine prächtigen Pferde, seine Kutsche und seine goldbesetzten Spitzenärmel mittlerweile die Nase rümpft: Er beschließt, „sie umgehend entfernen zu lassen, um nicht weiter aufzufallen“.



Am Horizont leuchtet die wiedererrichtete Metropole. Als zu Beginn des 18. Jahrhunderts der Neubau Londons vollendet wird, hat Pepys bereits lange aufgehört, sein Tagebuch zu führen. Nach genau acht Jahren und fünf Monaten hat er am 31. Mai 1669 den letzten Eintrag notiert

Die Sorglosigkeit des Königs, einst eifrig imitiertes Vorbild, wird jetzt zum Makel. Ein Handstreich der Holländer, deren Schiffe im Juni 1667 auf der Themse fast bis in die Stadt vordringen, Werftanlagen und große Teile der englischen Flotte zerstören, wird seiner Regierung angelastet.

Kurz darauf sägen Randalierer vor dem Haus des Lordkanzlers die Bäume ab, werfen die Fenster ein und richten einen Galgen auf. Die Reichen schicken sich an, ihren Besitz ins Ausland zu schaffen, „da keine Aussicht auf Rettung mehr besteht und das Königreich bis zum Hals in Schulden steckt“.

Die Sünde hat ihren schlechten Ruf wieder. Auch Pepys kann nur noch klagen über die „Albernheiten des Königs, der die ganze Zeit mit seinem Hund oder seiner Schamkapsel spielt und sich nicht ums Geschäft kümmert“. Ein Quäker läuft nackt durch die West-

minster Hall, auf dem Kopf eine Pfanne mit brennendem Schwefel, und ruft: „Tut Buße! Tut Buße!“ Ostern reißen Lehrlinge in Moorefields Bordelle ein, bewerfen die anrückenden Milizen mit Steinen, drohen, sich auch „das große Hurenhaus in Whitehall“ vorzunehmen, und skandieren Slogans: „Umkehr und Besinnung!“

Sie vertreten „die Meinung des breiten Volkes“, glaubt Pepys; doch „es sollen auch einige gebildete Männer darunter sein“. Ein Feuerball erscheint nachts über dem Londoner Himmel, „und man befürchtet, dass jetzt auch der andere Teil der Stadt niederbrennt und die Papisten uns die Kehle durchschneiden, was Gott verhindern möge“.

Doch aller schlimmen Dinge sind drei. „Der größte Kummer“, den „ich je erlitten habe“, steht Pepys noch bevor. Er ereilt ihn nicht in der Stadt, nicht im Büro. Er erwischt ihn in seinem Haus in

der Seething Lane. Es ist ein Sonntagabend im Oktober 1668. Pepys lässt sich gerade von dem 18-jährigen Dienstmädchen Deborah Willet die Haare kämmen und hat die Hand schon „sub su Rock“ – als seine Frau plötzlich im Zimmer steht. „Ich war völlig perplex, das Mädchen genauso. Zuerst wollte ich so tun, als sei nichts gewesen, doch nachdem meine Frau sich von dem ersten Schreck erholt und ihre Sprache wiedergefunden hatte, fiel sie außer sich vor Wut über mich her.“

Tagelang tobt die Gattin. Sie droht, ihn „öffentlich zu blamieren“. Sie belauert jeden Blickkontakt zwischen ihm und dem Mädchen. Nachts reißt sie ihn aus dem Schlaf und brüllt – bis Pepys ihr verspricht, das Dienstmädchen zu feuern: „Ich war darüber sehr betrübt, denn um ehrlich zu sein, hätte ich dem Mädchen gern die Jungfräulichkeit genommen.“

Pepys kann sich mit der Trennung nicht abfinden. Nach Deborahs Abschied pirscht er durch die Stadt, sucht ihre neue Unterkunft. Er hat gehört, sie sei in Holborn, fragt die Laufburschen in Somerset House, setzt sich auf eine Spur, die nach Lincoln's Inn Fields führt. Endlich findet er sie, zerrt sie zu sich in die Kutsche. Er betastet sie, steckt ihr 20 Shilling zu – und ermahnt sie, „auf ihre Ehre zu achten“ und keinen Mann das tun zu lassen, was er mit ihr tat.

ben, und mir dies viele Sorgen und Ausgaben erspart“. Und er nimmt es auch hin, dass seine Gattin fortan nachts bisweilen mit einem raschen Griff unter die Bettdecke prüft, ob den Gatten im Traum „schlimme Gedanken“ heimsuchen.

DIE ZEIT DER BEICHTEN ist vorüber. Am 31. Mai 1669 gibt Pepys sein Tagebuch auf – angeblich wegen seiner Augen, die der Anstrengung nicht mehr gewachsen seien. Den Abend hat er in

den. Wird nach der „Glorious Revolution“, dem unblutigen Putsch gegen den katholischen Herrscher Jakob II., den neuen Monarchen Maria II. und Wilhelm III. den Eid verweigern und zum ersten Mal in seinem Leben ein Held sein.

Und schließlich wird er sich zurückziehen in sein Haus am Ende der Buckingham Street mit dem Blick auf die Themse, in seine Bibliothek mit den fast 3000 Bänden, uniformiert mit Leder Rücken und Wappenprägung, katalogisiert, nummeriert und nach Größe geordnet. Mit seinen Assistenten, die ihm die gewünschten Bände bringen oder in die Regale zurückstellen; mit den „Erinnerungen betreffend den Zustand der königlichen Flotte“, die er verfasst; mit der gelegentlichen Zuneigung seiner Gefährtin Mary Skinner, die er zum Dank für die „vielen wichtigen Wirkungen ihrer stetigen Freundschaft und Unterstützung“ in seinem Testament mit einer jährlichen Rente von 200 Pfund bedenkt.

Doch für Sünden, so glaubt er jetzt im Mai 1669, ist in seinem Leben, „da meine Affäre mit Deb vorbei ist“, kein Platz mehr. Und so beendet er sein Tagebuch mit 36 Jahren. Und es kommt ihm dabei vor, „als ginge ich in mein eigenes Grab“. □

FÜR 20 TAGE MUSS PEPYS IN DEN KERKER

Doch Elizabeth erfährt von dem Treffen. Sie traktiert ihn mit Drohungen, Flüchen und einer Forderung von „£ 300 oder £ 400“ – „andernfalls würde sie es aller Welt erzählen“. Sie zerrt ihn an den Haaren, schwört, dem Mädchen die Nase aufzuschlitzen, und verlangt von Pepys, Deborah zu schreiben, dass sie eine Hure sei, er sie hasse und nie mehr wiedersehen wolle.

Jetzt ist die Nemesis Pepys bis auf die Haut gerückt. Er gehorcht – und stellt fest, dass „es gewiss das Beste für meinen Leib und meine Seele ist, zum Wohlgefallen Gottes und meiner armen Frau zu le-

einem Gasthaus namens „Weltende“ verbracht. Jetzt schreibt er in sein Tagebuch: „Und hier endet alles.“

Zwar verfügt Pepys, der zu Beginn seines Tagebuchs kaum 25 Pfund besaß, jetzt, nach neun Jahren, über ein Vermögen von 10 000 Pfund. Zwar wird er noch 34 Jahre leben, wird ins Marineministerium versetzt, ins Parlament gewählt und 1684 zum Staatssekretär der Admiralität ernannt werden. Er wird die Marine modernisieren, den Tod seiner Frau betrauern und wegen „Verrat, Seeräuberei und Papisterei“ angeklagt und für 20 Tage in den Tower geworfen wer-



Der Plusbrief – für unvergessliche Erinnerungen.

Persönliche Briefe versenden ist jetzt ganz einfach möglich!
Plusbrief – der Umschlag mit der Marke drauf.
Jetzt direkt unter **0 18 05/01 80 05*** bestellen.

PLUSBRIEF®

Deutsche Post 
BRIEF KOMMUNIKATION

* (12 Cent je angefangene 60 Sek. im Festnetz)



Lebensader: Über die Themse kommen all die Waren an, die London zur wichtigsten Handelsmetropole der Welt machen

Sturm über der Stadt



London glänzt, London ist reich. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts wird es zum wichtigsten Finanzzentrum der Welt: unter anderem durch die Bank of England und die East India Company. Und durch den noch jungen Aktienhandel, als Broker beginnen, mit den Anteilen immer neuer Gesellschaften Geschäfte zu machen. Einer von ihnen, der Sohn eines Schuhmachers, verspricht den Anlegern seiner South Sea Company gigantische Gewinne – und löst einen hysterischen Boom aus. Bis der Traum vom Reichtum zerplatzt





Ganz London ist ein großer Markt: Straßen und Plätze, wie hier Charing Cross, dienen im 18. Jahrhundert dem Warenumsschlag. Fuhrleute verladen Güter, wohlhabende Bürger flanieren zu den Auslagen der Händler in den Ladenlokalen. Und überall zeugen prächtige Bauwerke wie das löwengeschmückte Northumberland House vom Wohlstand der Stadt



Anleger drängen sich in den Tavernen der Exchange Alley, wo Makler Wertpapiere feilbieten und Gerüchte von sagenhaften Gewinnen die Runde machen. Im Juni 1720 erreichen etwa die Anteile der South Sea Company, die angeblich großartige Geschäfte in Südamerika macht, das Zehnfache ihres Ausgabekurses. Viele Londoner verpfänden ihre letzten Güter, um am Aktienboom teilzuhaben







In den Hafenanlagen an der Themse werden Waren aus aller Welt umgeschlagen – Holz aus Norwegen, Pfeffer aus Indien, Zucker aus der Karibik und Tabak aus Nordamerika. Die South Sea Company erhält das königliche Monopol für den Südamerikahandel. Doch die versprochenen Erträge aus dem Geschäft mit den reichen spanischen Kolonien bleiben aus



Ein erheblicher Teil der in London anlandenden Handelsgüter wird nicht in andere Regionen Großbritanniens weitergeleitet, sondern gleich vor Ort konsumiert – etwa in Covent Garden, einem der elegantesten Viertel Londons. Vor hölzernen Ständen breiten auf dem dortigen Markt Spezialitätenhändler Früchte und Gemüse für ihre vermögenden Kunden aus



Etwa 500 000 Menschen leben 1710 in London, vielleicht auch 600 000 – mehr als zehnmal so viel wie in der zweitgrößten Stadt Britanniens, in Norwich. Wegen der schlechten Straßen ist es deutlich mühsamer, nach Norwich zu reisen als nach Paris oder Amsterdam, drüben auf der anderen Seite des Kanals.

Meistens herrscht Krieg. Zwischen 1688 und 1713 gibt es für das entstehende britische Weltreich gerade mal vier Friedensjahre. Von 1702 bis 1713 heißt der Hauptfeind Frankreich. Niemand ahnt, dass die Kriege dieser Epoche 300 Jahre später den Menschen beinahe unwichtig vorkommen werden – kaum dass man sich an ihre Namen erinnert. Denn im Herzen der Gesellschaft bereitet sich eine Revolution vor, die auf lange Sicht viel wichtiger sein wird. Eine neue Welt, ein Segen, ein Fluch, je nachdem: Der junge Kapitalismus räkelt und streckt sich, er erprobt seine Muskeln.

Die Revolution der Finanzmärkte, sagen Historiker, ging der Industriellen Revolution um etwa 50 Jahre voraus. Vor den Fabriken kommen die Wertpapierhändler und Bankiers. Ihre wichtigste Stadt wird lange Zeit London sein.

London steigt auf, weil Britanniens Schiffe immer deutlicher die Weltmeere beherrschen und weil überall in der Welt Britanniens Flagge weht. Die East India Company bringt Seide aus China und Gewürze aus Indien nach London, britische Schiffe schaffen billige Textilien nach Afrika. Dort nehmen die Kapitäne Sklaven an Bord, die sie in Amerika verkaufen, in der Karibik laden sie Zucker, Tabak und Rum. Voll sind die Schiffe ausgefahren, voll kehren sie zurück.

So entstehen die großen Vermögen in der Londoner City. Und das Geld wollen dessen Besitzer, wie heute, immer wieder neu investieren.

1694 wird die Bank of England gegründet, eine frühe Form der Zentralbank. Sie darf Banknoten ausgeben und

verwaltet einen Teil der Staatsschulden. Der Finanzbedarf der Krone wächst immer schneller. Aber der König gilt als riskanter Kunde für Kreditgeber – noch 1672 hat Karl II. die Rückzahlung einer Anleihe von einer Million Pfund einfach eingestellt. Nun garantieren die Bank of England und das Parlament für die Bedienung der staatlichen Schulden.

DER FINANZDISTRIKT von London besteht 1720 aus einem Gassengewirr rund um Exchange Alley. Es ist dort laut, eng, rau und dreckig, ein Paradies für Taschendiebe, nicht alle Straßen sind gepflastert. In den Kneipen der Vorstädte finden Tierkämpfe statt, bei denen Hunde auf einen gefesselten Bären losgelassen werden, um ihn allmählich totzubeißen.

Die Aktienhändler, die *stockjobbers*, sind ein paar Jahre zuvor von den ehrbaren Kaufleuten aus der Handelsbörse gleich nebenan, der Royal Exchange, herausgeworfen worden – wegen rowdyhaften Benehmens. Das Establishment wehrte sich gegen die Newcomer. Aktienhandel war erst vor kurzem aus Amsterdam nach England importiert worden, die erste AG der Welt hieß Niederländische Ostindische Kompanie, gegründet 1602.

Hohe Rendite, hohes Risiko – staatliche Auflagen: keine. Alle paar Tage wird in London nun eine neue Gesellschaft erschaffen.



Der Schatzkanzler Robert Harley betreibt 1711 die Gründung der South Sea Company. Denn die will nicht nur in Südamerika Gewinne machen, sondern auch Staatsschulden übernehmen

Das Jahreseinkommen eines Steinmetzen liegt bei 50 Pfund – ein gut situierter Händler dagegen verdient im Jahr 200 bis 400 Pfund. Wer 10 000 Pfund besitzt, ist reich. In der Politik stehen die Tories, die Partei der Landbesitzer, den Whigs gegenüber, der Händlerpartei.

Der Aktienhandel findet meist in den Cafés statt. Mindestens 500 Kaffeehäuser gibt es in London, in denen nicht nur Kaffee ausgeschenkt wird, auch Tee, Schokolade, Sherry oder Bier. Zu einem Café gehören ein großer Kamin, lange Tische und Tabakspfeifen, die sich die Gäste ausleihen können.

Die Börsenmakler, oft magere, abgerissene Gestalten, zahlen ein paar Münzen am Tresen, dafür bekommen sie Tinte, Papier, eine Tasse Schokolade sowie das Recht, einen Tag lang ihr Büro an einem der Tische aufzuschlagen.

Viele Geschäftsleute besitzen kein eigenes Büro. Sie geben einfach eine Anzeige in einer der Zeitungen auf, in der sie ihre Geschäftszeiten bekannt geben und das Café, in dem sie anzutreffen sind. Die wichtigsten Cafés für den Handel mit Wertpapieren heißen „Garraway's“, mit einem Extraraum im zweiten Stock für Geldgeschäfte, und „Jonathan's“. „Lloyd's“ – so heißt ursprünglich ein Kaffeehaus, in dem die Reeder zusammenkommen und Versicherungen für ihre Schiffe akquirieren.

Ohne Zeitungen geht nichts in der Finanzwelt. Fast nirgendwo in Europa sind die Zeitungen so frei wie in England, wo 1695 die Zensurgesetze fortgefallen sind. Um 1700 herum erscheinen allein in London 18 Blätter; ihre wöchentliche Auflage liegt bei 44 000, wobei jedes Exemplar zehn bis 20 Leser findet. Dabei kann nur etwa die Hälfte der männlichen Engländer lesen. Zeitungen und Gespräche sind fast die einzigen Informationsquellen für den Geschäftsmann.

Das System ist nicht perfekt, bei weitem nicht. Noch gibt es keine zentral ermittelten, verbindlichen Aktienkurse. Es kann vorkommen, dass für ein Wertpapier in verschiedenen Cafés

unterschiedliche Preise bezahlt werden, manchmal sogar an verschiedenen Tischen desselben Cafés.

Die Investoren suchen den schnellen, spekulativen Gewinn. Das Leben ist kurz, denken sie, und es stimmt ja auch. Gerüchte lassen den Markt sofort nach der einen oder anderen Seite kippen, und sie werden nicht selten gezielt gestreut – da gibt es viele Methoden. Man

kann ganz nebenbei einen Brief liegen lassen, der eine vertrauliche, hochexplosive Information enthält, selbstverständlich eine gefälschte.

Oder man lässt einen Zeitungsschreiber scheinbar zufällig ein vertrauliches Gespräch mithören. Königin Anna ist gestorben! Eine spanische Invasion steht bevor! Ein Hirngespinnst jagt das andere.

Dann geschieht, wie aus dem Nichts, etwas Unerhörtes. Der Kapitalismus zeigt plötzlich seine Kraft – und seine Unberechenbarkeit. Er erschüttert London, England und die Welt. Der erste Börsenboom. Der erste Börsencrash. Ein Skandal, der uns Heutigen sonderbar modern vorkommt, erinnert er doch kurios an den Internet-Boom der vergangenen Jahre.

Historiker vermuten: Der Crash von 1720 hat die Entwicklung des Kapitalismus womöglich um ein halbes Jahrhundert verzögert. Noch jahrzehntelang danach hatten die Reichen Angst vor Papiergeld, vor Aktien, vor Spekulation, glaubten nur noch an Landbesitz und Edelmetall.

South Sea Bubble – Südseeblase. So heißt der Fachbegriff für das, was sich 1720 in London abspielt.

Die andauernden Kriege kosten Geld. Dieses Geld haben sich die englischen Monarchen zu einem nicht geringen Teil geliehen. Die Staatsverschuldung wird zum Problem – damals schon. 35 Millionen Pfund betragen die Schulden 1713, am Ende des Spanischen Erbfolgekrieges. Die Zinsen schnüren den Bewegungsraum des Staates ein, fast wie heute, nein, sogar schlimmer. Bis zu 50 Prozent des Haushalts gehen für Zinszahlungen drauf.

Ein Mann behauptet, die Lösung für dieses Problem des britischen Staates zu kennen, eine Lösung, die wunderbar einfach klingt. Der Mann heißt John Blunt. Blunt sagt: Ich übernehme die Schulden des Staates. Ich kaufe sie euch ab, zahle sogar Geld dafür. Der Staat überweist mir und meinen Kompagnons fünf, später sogar nur noch vier Prozent Zinsen im Jahr – also deutlich weniger, als er zurzeit seinen diversen Geldgebern zahlen muss.

Blunt bietet weiterhin an, dass er die Schuldscheine der Gläubiger in Anteile an der South Sea Company umtauschen wird, zum jeweils aktuellen Kurs der Aktie. Diese Anteile werden infolge der glänzenden Geschäfte des Unternehmens stark im Wert steigen, doppelt, dreifach, während ein Schuldschein nur



In der Royal Exchange an der Straße Cornhill wickeln respektable Kaufleute ihre Geschäfte ab. Die Aktienhändler dagegen sind dort wegen rowdyhaften Benehmens unerwünscht. Deshalb weichen sie auf die Tavernen der Nachbarschaft aus



Das »Jonathan's« ist nur eines der Kaffeehäuser, in denen sich Aktienhändler und Käufer treffen – und zugleich Motiv für Karikaturisten, welche die »schädliche Kunst« des neumodischen Gewerbes kritisieren

ein paar Prozent Zinsen bringt und nicht handelbar ist. Deswegen werden die Gläubiger nur zu gern in den Tausch einwilligen.

Alle, so verspricht Blunt, werden von der Sache etwas haben. Die Regierung ist ihre komplizierte Schuldenwirtschaft los und zahlt an eine einzige Adresse deutlich weniger Zinsen. Die Gläubiger verdienen Geld durch die Wertpapiere. Die South Sea Company kauft Schulden zum Nennwert von 100 Pfund pro Anteil, verwandelt die Anteile in Aktien, die rasch im Wert steigen und zu einem viel höheren Preis als 100 Pfund verkauft werden können. Der Preisunterschied gehört als Profit der Company.

Es hört sich an wie die Geschichte vom Perpetuum mobile. Aber wer ist John Blunt? Und was ist die South Sea Company?

Blunt, Sohn eines Schuhmachers, ein rundlicher Mann in seinen Fünfzigern, laut, selbstbewusst, energiegeladen, aber nicht sehr gebildet, gehört seit Jahren zu

den Glücksrittern, die in der Gegend um Exchange Alley mal dieses, mal jenes ausprobieren. Er hat sich mal an einer Leinenmanufaktur beteiligt und war in der Wasserversorgung von London geschäftlich tätig, er hat für Geld Briefe geschrieben, im staatlichen Lotteriewesen und in der Kommunalpolitik mitgemischt. Ein paar Jahre zuvor ist er in die Sword Blade Company eingetreten, die anfangs Schwertklingen im französischen Stil produzierte, sich aber bald auf Landspekulationen in Irland konzentrierte und zu einer Bank wurde.

Dass jemand wie Blunt mit einer so fantastischen Idee wie der South Sea Company tatsächlich den Segen des Königs und des Unterhauses bekommt, hat mindestens drei Gründe. Zum einen glauben fast alle fest an die unbegrenzten Ressourcen Südamerikas – ungefähr so,

wie fast alle von uns vor ein paar Jahren an die unbegrenzten Möglichkeiten der Internet-Unternehmen geglaubt haben. Denn 1711 hat die South Sea Company das Monopol für den Handel mit Südamerika bekommen. Südamerika! Der Kontinent, wo Silber und Gold so alltäglich sind wie in Europa das Eisen. Fast jeder hat davon gehört. Natürlich weiß fast niemand etwas Genaues.

Zweitens spricht die Erfahrung der Menschen durchaus für Blunt – sagenhafte Profite sind kein Hirngespinnst. Ein gewisser Kapitän Phipps, Seefahrer, hat erst vor kurzem seinen Investoren 10000 Prozent Gewinn verschafft, als es ihm gelang, aus gesunkenen spanischen Schiffen unerhörte Schätze zu heben.

Und in Frankreich, vor der Haustür also, führt ein Schotte für den König die Finanzpolitik, ein verurteilter Mörder,

Berufsspieler und Geldtheoretiker namens John Law, der kurz vor seiner Hinrichtung aus dem Gefängnis in London geflohen ist.

Im Vergleich zu Law wirkt Blunt hochseriös. Laws Methoden aber erinnern stark an die Vorschläge von Blunt, sie scheinen in Frankreich großen Erfolg zu haben. Auch Law benutzt eine Gesellschaft, die Mississippi-Kompanie, um im Tausch gegen ein staatliches Handelsmonopol und Schürfrechte, in diesem Fall für Louisiana, einen großen Teil der Staatsschulden zu übernehmen.

Der dritte Grund dafür, dass Blunts Idee funktionierte, heißt Bestechung. Zahlreiche Politiker und Parlamentarier, bis in allerhöchste Ämter, werden mit Geld oder Aktienpaketen zum Nulltarif oder zu Vorzugspreisen versorgt, darunter nicht weniger als 27 Unterhausabgeordnete, mindestens sechs Peers, mehrere Minister, womöglich der König selbst, bestimmt aber seine beiden Lieblingsmätressen, die große, knochige Baronin von der Schulenburg und die wohlbeleibte Madame Kiellmannsegge.

DIE SOUTH SEA COMPANY ist 1711 gegründet worden, unter Federführung der Sword Blade Bank, mit Blunt als wichtigstem Manager. Schon damals hat sie einen Teil der staatlichen Schulden übernommen, allerdings mit einem solideren Finanzierungsmodell.

Die Sword Blade Bank genießt in diesen Jahren einen fast unbegrenzten politischen Kredit. Warum? Ganz einfach: weil sie nicht die Bank of England ist. Die Bank of England wird von den Whigs beherrscht. Der Schatzkanzler und South-Sea-Company-Gründer Robert Harley aber ist ein Tory. Er will der wachsenden Macht der Bank of England etwas entgegensetzen.

Im Jahr 1719 gibt die South Sea Company ein unerhörtes Angebot ab. Sie will fast die gesamten Schulden des Staates auf ihre Schultern laden, 31 Millionen Pfund. Diese Summe entspricht mehr als der Hälfte des englischen Sozialproduktes. 1720 gibt das Parlament der South Sea Company tatsächlich den Zuschlag;



Der Politiker Robert Walpole misstraut der South Sea Company – und investiert dennoch riesige Summen

das Spiel kann beginnen. Blunt triumphiert. Und wie auf Befehl beginnen die Aktien zu steigen.

Dem Deal ist eine hysterische Versteigerung vorausgegangen, denn plötzlich stieg sogar die Bank of England, eifersüchtig auf den Rivalen, auf Blunts Idee ein und versuchte, die South Sea Company auszubooten. Beide Konkurrenten haben dem Staat immer geringere Zinsen und immer höhere Ablösesummen angeboten.

Zwei Unternehmen wetteifern darum, Schulden zu kaufen, geht es verrückter? Vielleicht. Als – vor nicht allzu langer Zeit – auf dem Höhepunkt des Internet-Booms in Tokio für eine einzige Aktie des Internet-Portals „Yahoo Japan“ eine Million Dollar verlangt wurde, war das jedenfalls nicht viel vernünftiger.

In den Jahren des Aufstiegs der Company ist eine Regentin gestorben, Königin Anna. Georg I. aus Hannover hat ihre Nachfolge angetreten; die Tories sind von den Whigs aus der Regierung verdrängt worden, 1713 haben Britannien und Frankreich Frieden geschlossen; 1718 hat Britannien einen neuen Krieg gegen Spanien begonnen, dem sich Frankreich anschließt. Nichts davon kann Blunt und seine South Sea Company bremsen.

Wer sich heute die geschäftlichen Aktivitäten der South Sea Company anschaut, kommt aus dem Staunen nicht heraus. Im Grunde unternimmt die Company – gar nichts.

Südamerika gehört größtenteils zum Einflussgebiet der Spanier. Die Spanier haben wenig Interesse daran, ausgerechnet britischen Händlern den Weg zu ebnen. Zunächst gestatten sie, dass pro Jahr ein Handelsschiff der Briten – eines! – südamerikanische Häfen anläuft; zudem darf die Company in einem der widerlichsten Geschäfte des Jahrhunderts ein wenig mitmischen, im Sklavenhandel, in einem Umfang, der kaum der Rede wert ist.

Kein einziger der 30 Direktoren der Company hat auch nur die geringsten Erfahrungen im Amerikahandel, ihre Geschäfte sind Fantasiegebilde. Aber ist das bei vielen Internet-Firmen nicht auch der Fall gewesen?

BLUNT SAGT zu seinen Direktoren: „Alle Nationen der Erde werden euch Tribut zahlen.“ In Londons Kaffeehäusern kursiert ein Gerücht: Britannien gibt den Spaniern Gibraltar, im Tausch dafür bekommt es Handelsrechte. Ende Februar 1720 kostet eine South-Sea-Aktie, die 100 Pfund Schulden entspricht, 175 Pfund; einen Monat später 380 Pfund, Ende Juni mehr als 1000 Pfund.

Ganz London spekuliert, sogar Kleinverdiener machen mit. Die Gier nach dem schnellen Geld ergreift den Lord wie den Diener, den Kaufmann wie den Fischer. Auch Frauen versuchen, Gewinn zu machen. Sie allerdings betreiben ihre Geldgeschäfte meist nicht in Cafés, sondern beim Hutmacher oder in Kurzwarenläden. Auf der Themse liegen 100 Schiffe, die zum Verkauf angeboten werden, vergeblich. Wer kauft in solch einer Situation schon Schiffe?

Auch Ausländer kommen und pumpen Geld in die neue Company, zum Beispiel Beauftragte des Kantons Bern. 30 000 Menschen investierten, darunter der Physiker Isaac Newton und der Autor Jonathan Swift. Daniel Defoe, der Erfinder der Romanfigur Robinson Crusoe, kaufte stattdessen Anteile einer Tauchfirma und einer Zibetkatzenzucht.

Denn im Gefolge der South Sea Company blühen plötzlich Dutzende anderer Gesellschaften auf und bieten Aktien an,

seriöse, halbseriöse und völlig verrückte. Es genügt, eine Anzeige in der Zeitung aufzugeben und einen Tisch im Café zu mieten, wo Optionsscheine für die meist erst noch zu gründende Gesellschaft verkauft werden.

Dabei geht es unter anderem um Companys für den Import von Walnussbäumen aus Virginia, für Grönlandfischerei, für Perückenproduktion, zur Entwicklung eines Perpetuum mobile und einer Luftpumpe für das Gehirn zur Verbesserung der Denkfähigkeit, für ein Gewehr, das eckige Kugeln verschießt – besonders schmerzhaft Wunden! –, zur Destillation von Silber aus Blei, Versicherungen gegen Piraterie und diebische Dienstboten.

Die bizarrste aller Firmengründungen trägt den Namen „Gesellschaft für die Durchführung eines sehr vorteilhaften Geschäfts, von dem aber niemand wissen darf, was es ist“. Ihren Aktionären

wird ein Gewinn von sagenhaften 100 Prozent pro Jahr versprochen. Der Firmengründer – seinen Namen hat uns die Geschichte nicht überliefert – eröffnet eines Morgens um neun Uhr ein Büro, vor dem den ganzen Tag willige Investoren Schlange stehen, angelockt durch Zeitungsanzeigen. Als das Büro um 15 Uhr schließt, hat er durch die Ausgabe von Optionsscheinen 2000 Pfund eingenommen. Noch am gleichen Abend besteigt er ein Schiff, Richtung Kontinent, und wird nie wieder gesehen.

All diese Unternehmen, deren Lebensdauer oft nur Tage beträgt, bis sich ihr Erfinder mit dem Geld der Investoren absetzt, heißen im Volksmund *bubbles* – Blasen, die schnell aufsteigen. Wissen die Leute nicht, dass jede Blase irgendwann platzt?

DER KURS der South Sea Company steigt aber nicht nur wegen der Leicht-

gläubigkeit des Publikums. Es gibt auch Tricks. Beispielsweise leiht die Company ihren Käufern großzügig Geld zum Aktienkauf und heizt so die Nachfrage und den Kurs künstlich an – das Kapital, das in die Company hineinfließt, wird also zum Teil als Kredit gleich weitergereicht.

Solange immer neues Geld hereinkommt und der Kurs steigt, klappt die Sache auch, ähnlich wie bei einem Kettenbrief. Und wie bei einem Kettenbrief verdienen diejenigen, die am Anfang stehen, tatsächlich eine Menge Geld.

Ein anderer Trick besteht darin, mit großem Tamtam „Subskriptionen“ für neue Aktien auszugeben. Für diese Aktien muss der Käufer nur eine bescheidene Anzahlung leisten, zum Beispiel 20 Prozent, den Rest darf er über langfristige Raten abstottern. Wenn der Kurs über den ursprünglichen Kaufpreis der Subskription steigt, kann der Kunde die



Auch die East India Company an der Leadenhall Street übernimmt wie die South Sea Company Staatsschulden und gibt Aktien aus. Doch im Gegensatz zum Konkurrenten treibt sie erfolgreich Handel mit Indien, China und den nordamerikanischen Kolonien



Als die Kurse der South Sea Company – und kurz darauf auch vieler anderer Unternehmen – kollabieren, stehen Tausende Londoner vor dem Ruin. Weinend zeigt dieser Mann auf einem Druck von 1720 seinen leeren Geldbeutel. Die Suizidrate in der Stadt steigt um 40 Prozent

Subskription weiterverkaufen wie eine bezahlte Aktie.

Am Ende sind South-Sea-Papiere im Kurswert von 340 Millionen Pfund im Umlauf, eine unfassbare Summe – der gesamte Grundbesitz Britanniens und alles Gold der Nation sind nicht so viel wert.

Eine Kleinigkeit löst nun den Zusammenbruch aus, wie so oft. Vier unwichtige, unscheinbare Aktiengesellschaften gehen Pleite – deren Aktionäre aber haben zum Kauf der Wertpapiere Kredite aufgenommen und müssen, um ihre Kreditgeber zu bezahlen, wieder andere Aktien verkaufen. Eine Kettenreaktion beginnt. Außerdem hat John Law, der Schotte in Frankreich, inzwischen auf spektakuläre Weise Schiffbruch erlitten.

Die Gier der Investoren verwandelt sich nun blitzartig in Angst. Der Kurs der South Sea Company sinkt jetzt genauso schnell und unaufhaltsam, wie er vorher gestiegen ist. In der Lobby des Unterhauses toben Menschen, deren Vermögen zerronnen ist, Demon-

stranten nageln eine große Ratte an den Ohren auf ein Schild und schreiben „Direktor der South Sea Company“ darüber.

Der König, der sich zur offiziellen Galionsfigur der Company hergegeben hat, als „Präsident“, ist gezwungen, aus seiner deutschen Heimatstadt Hannover ins ungeliebte London zurückzukehren. Ein Untersuchungsausschuss wird eingesetzt, die Hälfte der Unterhausabgeordneten besitzt ja Aktien, das politische System wankt.

Der Postminister James Craggs begeht durch eine Überdosis Opium Selbstmord, bevor das Unterhaus seine Beteiligung an dem Fall offiziell untersuchen kann. Blunts Neffe schneidet sich die Kehle durch. Schatzkanzler John Aislabie – ein Sprachrohr Blunts, der im Namen der Regierung die Zustimmung zu den Plänen der South Sea Company gegeben hat – landet im Tower.

Der ganze Umfang der Korruption kommt nie heraus, denn Robert Knight, Chefbuchhalter der Company, hat sich mit seinem berüchtigten „grünen Buch“ auf den Kontinent abgesetzt – jenem Buch, in dem alle legalen und illegalen Transaktionen vermerkt sind.

Heute wissen die Historiker aus geheimen Dokumenten, dass sich König Georg I. persönlich darum kümmert, eine Auslieferung des Flüchtlings Knight an England zu verhindern – er sendet einen flehentlichen Brief an den habsburgischen Kaiser. Knight soll auf keinen Fall auspacken.



Prominentes Opfer: Der Postminister James Craggs fördert die Spekulation – er begeht nach dem Crash Selbstmord

Der Abgeordnete und spätere Premier Robert Walpole arbeitet nun mithilfe der Bank of England Sanierungspläne aus, um wenigstens einen Teil der Investorengelder zu retten. Die stattlichen Vermögen der Company-Direktoren werden zu großen Teilen beschlagnahmt. Der Vorschlag des Parlamentsabgeordneten Lord Molesworth, die Schuldigen in Säcke zu nähen und in der Themse zu versenken, setzt sich aber nicht durch.

Im Gegenteil: Blunt darf 5000 Pfund behalten, er stirbt 1733 als wohlhabender Mann.

Statt der Kurse steigt jetzt die Zahl der Notverkäufe, die Arbeitslosigkeit, die Selbstmordrate. Erneut sehen die Londoner Dinge, die man bis dahin für unmöglich gehalten hatte. Einer der reichsten Männer des Landes, der Duke of Portland, vormals Besitzer ganzer Straßenzüge, muss einen Job annehmen, um sein Leben zu fristen (er wird Gouverneur von Jamaika).

Die Erben des Duke of Chandos sind genötigt, ihr Stadtschloss stückchenweise zu verkaufen – die Kolonnaden stehen heute vor der National Gallery, die Tore werden ins Oxforder Trinity College eingebaut.

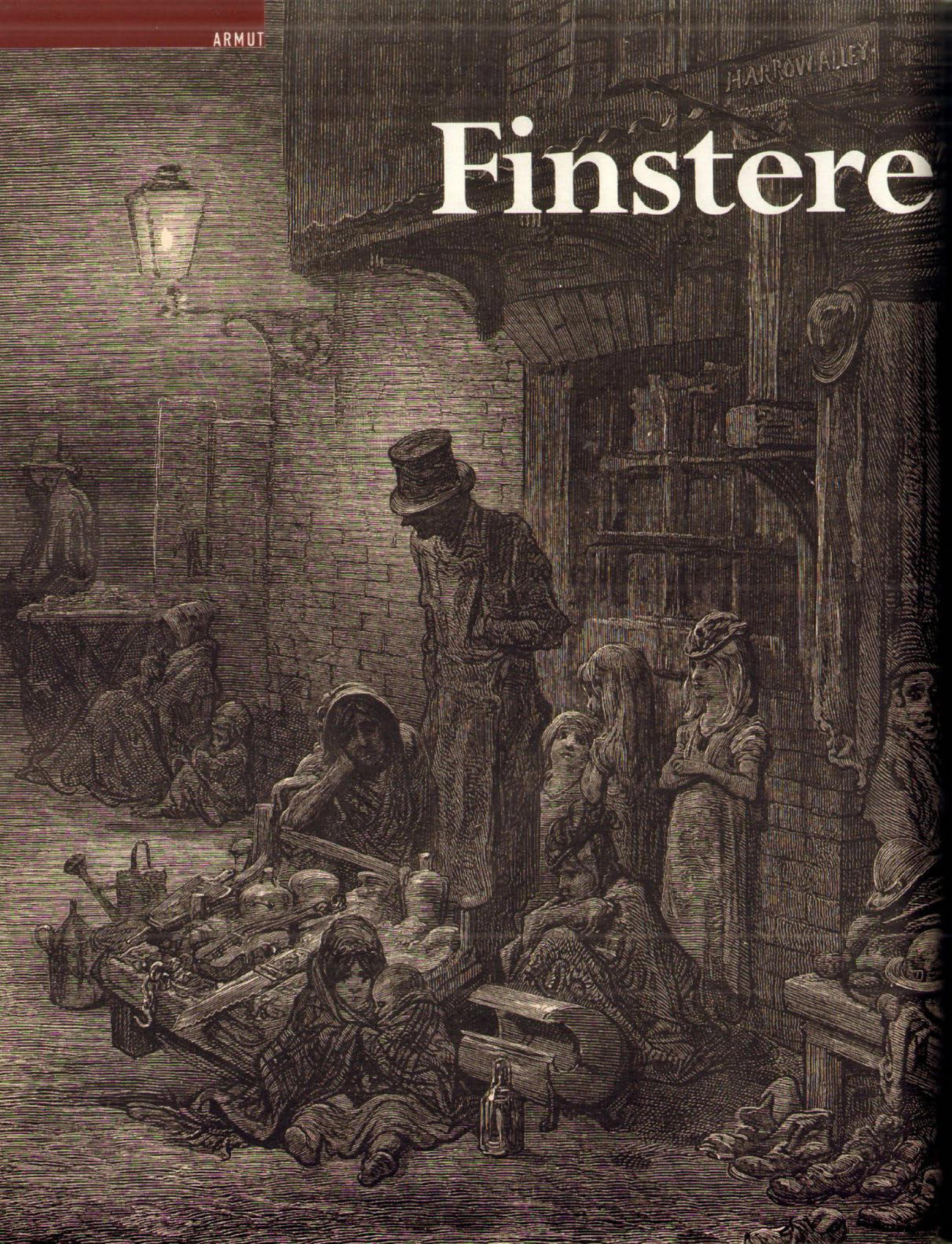
WENN HISTORIKER über die South Sea Bubble nachdenken, sehen sie darin eine Art Menetekel, eine Schrift an der Wand. Das Zeitalter der Vernunft beginnt mit einem Akt grober Unvernunft. Und ist Ähnliches nicht seither wieder und wieder passiert? Der Kapitalismus besteht eben nicht nur aus Rationalität, er besteht auch aus Wahnsinn und irrationalen Erwartungen.

Nach der South Sea Bubble will in Europa von Papiergeld und Aktien fast niemand mehr etwas wissen. Etwa 50 Jahre dauert es, bis so ein Schock vergessen ist. Das ist eine Art Faustregel.

Danach ist die Zeit reif für den nächsten Crash. □

Harald Martenstein, 51, ist Redakteur beim Berliner „Tagesspiegel“ und Träger des Egon-Erwin-Kisch-Preises für Reportage. Für GEOÉPÔCHE hat er zuletzt im Heft „Der Erste Weltkrieg“ über den Kampf um die deutschen Kolonien geschrieben. Mitarbeit: Frank Otto.

Finstere



Geschäfte

Die *body snatchers* verbinden das moderne, der Zukunft zugewandte London mit der düsteren Schattenwelt der Metropole: Es sind Leichendiebe, welche die Ärzte der anatomischen Fakultäten versorgen. Mehr als 1000 Tote sezieren die Mediziner im Jahr – und sie zahlen gut für jeden Körper, der ihnen geliefert wird. Gut genug jedenfalls für einige Männer aus den Elendsvierteln, in denen immer wieder Seuchen ausbrechen und die Lebenserwartung nur 22 Jahre beträgt. Und so werden zum Nutzen der Wissenschaft in der Kapitale des British Empire, wo so viele Arme leben wie an keinem anderen Ort der Welt, Tote entführt, von Friedhöfen etwa oder aus Leichenhäusern – und schließlich sogar Lebende. Bis zu einem spektakulären Prozess im Jahr 1831

John Bishop erwacht vor Morgengrauen in seiner Zelle aus kurzem, tiefem Schlaf. Er fährt sich mit der Hand durch das Haar und sagt, so erinnert sich später der Wärter: „Ich verdiene, was auf mich zukommt.“ Dann nimmt er eine letzte Mahlzeit zu sich, etwas Toast und Tee, scheinbar gleichgültig.

In seinem Kerker nebenan fleht Thomas Williams verzweifelt um Vergebung. Er stammelt den Anfang eines Gebetes, bricht ab, beginnt ein anderes, dessen Text er aber ebenfalls vergessen hat. So geht es eine Weile. Mit jedem Stocken der Worte wächst seine Furcht. Als er herausgeführt wird, muss er gestützt werden.

So gehen John Bishop und Thomas Williams, Leichendiebe und Mörder, dem Galgen entgegen. Der eine entrückt und beinahe in Trance, der andere zitternd vor Angst.

Draußen treibt ein kalter Wind Nebelschwaden durch die Straßen der Stadt. Dennoch haben sich seit fünf Uhr morgens mindestens 30 000 Schaulustige vor Old Bailey, dem Strafgericht, versammelt, wo die beiden Mörder gehängt werden sollen. Die besten Plätze sind längst verkauft. Zehn Pfund und mehr – das Jahresgehalt eines Seidenwebers – zahlen Herren in feinen Kleidern für einen Fensterplatz in einem der umliegenden Häuser. Der „King of Denmark“, ein Pub gleich gegenüber dem Schafott, macht seit den Morgenstunden beträchtlichen Umsatz, weil der Wirt die herandrängenden Zuschauer nur gegen eine Gebühr in sein Gasthaus lässt. Doch nun ist das Lokal überfüllt. Nicht einmal Reporter kommen jetzt noch nahe an den Galgen heran.

Es ist der 5. Dezember 1831. Niemand kann sich daran erinnern, jemals eine solch aufgewühlte, wütende Menge bei einer Hinrichtung erlebt zu haben. Gesühnt wird der Tod eines Straßenkindes wahrscheinlich italienischer Herkunft, das in den Zeitungen unter dem Namen „The Italian Boy“ bekannt geworden ist. Es ist von John Bishop und Thomas Williams ermordet worden, die seinen Körper anschließend an die anatomische



Fakultät des King's College verkaufen wollten – zu Lehrzwecken. Der Tod des Jungen ist ein Medienereignis. Die Zeitungen sind voller Zeichnungen des schönen kleinen Knaben, voller Geschichten über dessen angebliche Herkunft und sein Leben als Vagabund in den Straßen.

Gegen acht Uhr verstummt das Geknurre der Menge. William Calcraft, der Henker, betritt mit seinem Assistenten das Schafott. Er ist dafür bekannt, sich vor öffentlichen Auftritten mit Brandy zu betäuben – und auch dafür, die Fallhöhen schlecht zu berechnen: Mehr als einmal schon hat er sich an den Rücken eines Verurteilten klammern müssen, damit dessen Genick durch das zusätzliche Gewicht auch tatsächlich brach.

James May, einem dritten Leichenräuber und Komplizen von Bishop und Williams, bleibt der Strick erspart – er war an dem Mord nicht beteiligt und wird zwei Wochen später mit der „Justitia“ in die australische Verbannung segeln.

John Bishop betritt das Gerüst über eine Treppe. Sofort beginnen die Zuschauer zu kreischen und Verwünschungen auszustoßen. Bishop nimmt dies hin, ohne sich zu bewegen. Als Calcraft ihm den Sack über den Kopf zieht und die Schlinge um den Hals legt, geht ein Jubelschrei

Oftmals muss ein Blumenmädchen nicht nur Veilchen verkaufen – sondern auch seinen Körper. Es wird geschätzt, dass 80 000 Frauen in der Metropole als Prostituierte arbeiten

durch die Menge. Bishop steht ruhig da und wartet.

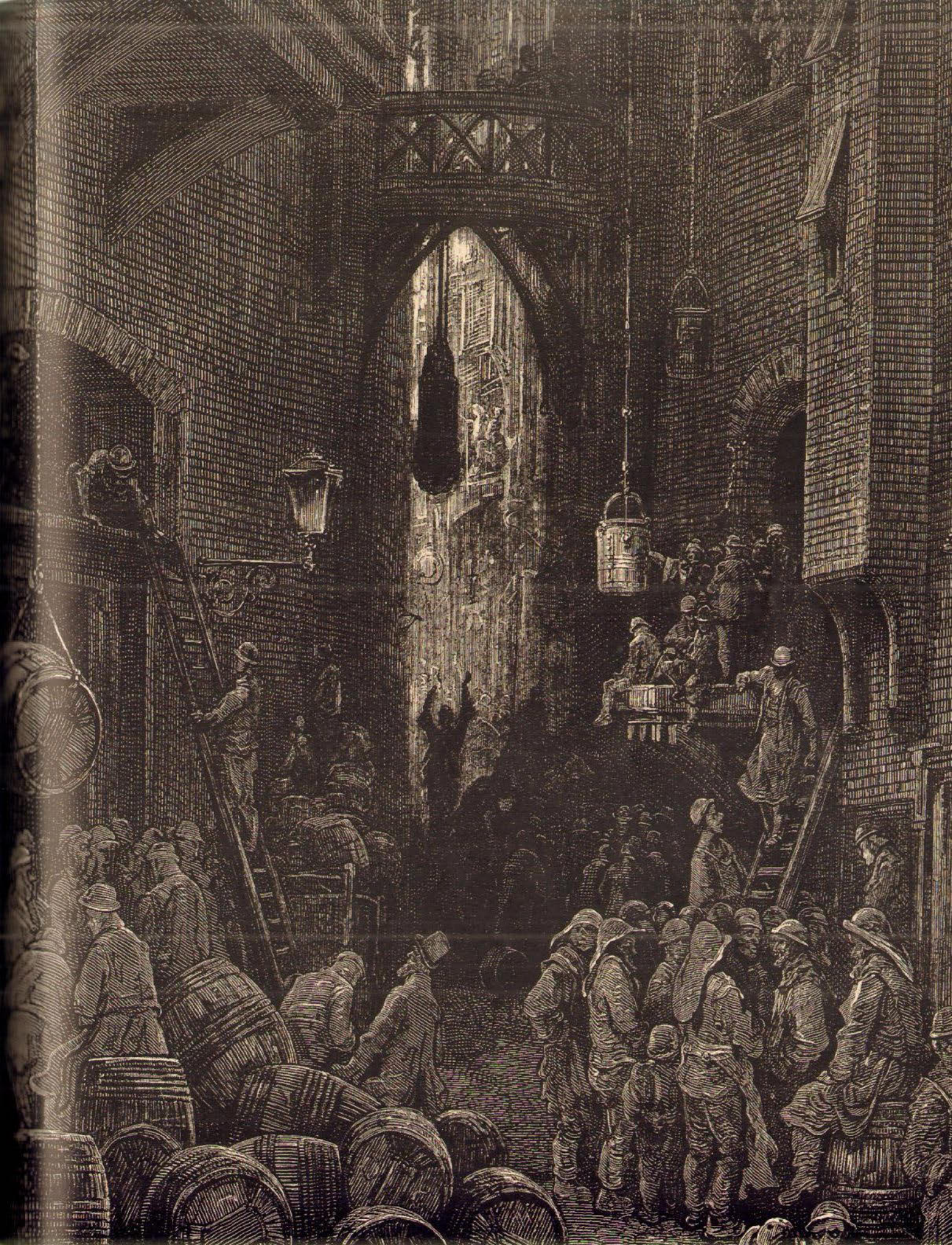
Zwei Minuten später wankt Thomas Williams auf das Schafott. Obwohl sein Körper bebt, verbeugt er sich vor den Massen wie ein Schauspieler nach einer gelungenen Premiere. Schließlich legt Calcraft auch ihm die Schlinge um den Hals. Dann öffnen sich die Falltüren mit einem Knacken.

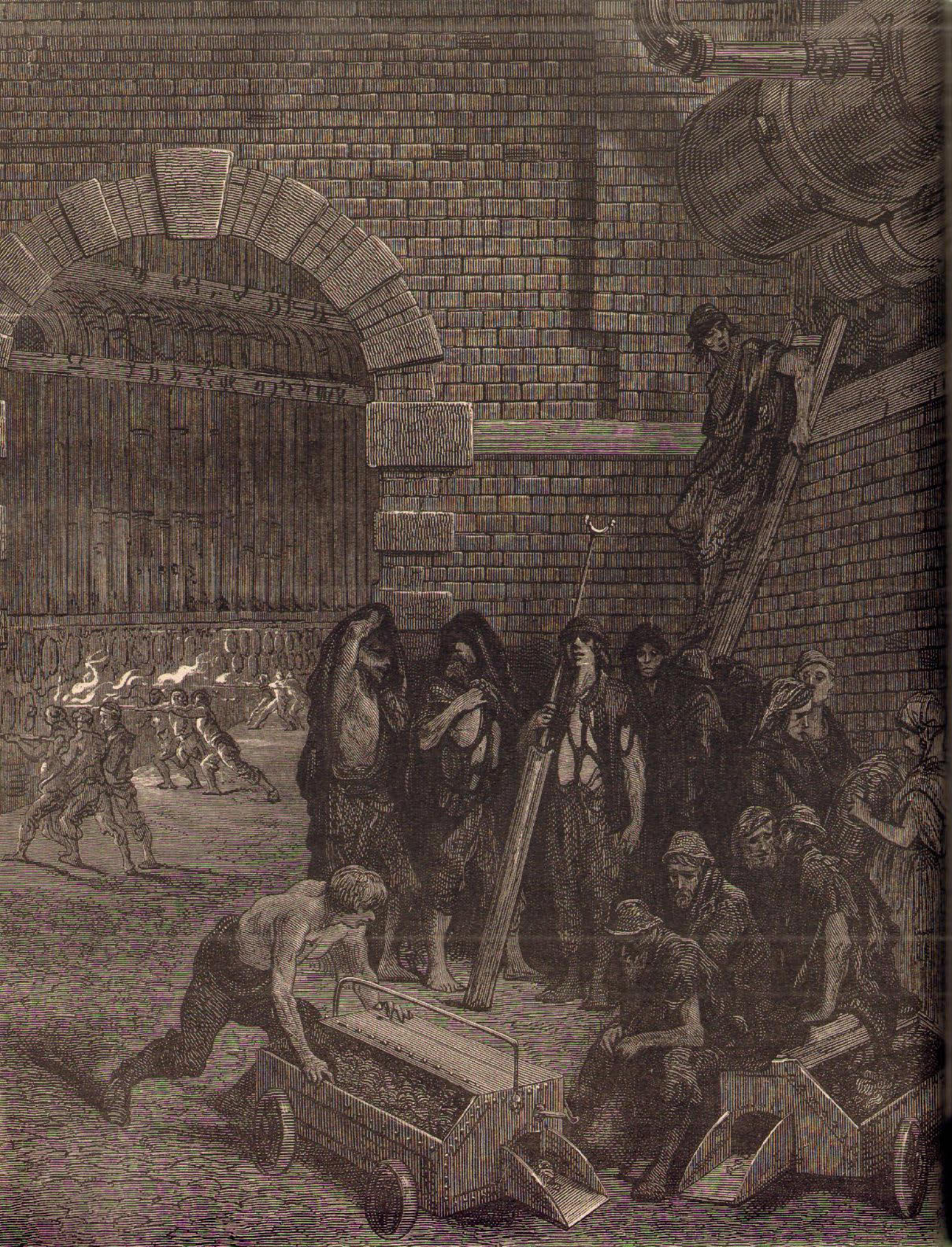
Bishop ist sofort tot. Aber Williams strampelt und kämpft. Fünf schreckliche Minuten dauert es, bis auch sein Körper reglos am Galgen hängt. Das Publikum ist entzückt.

LONDON 1831: Die größte und wohlhabendste Stadt der Welt ist auch eine der unruhigsten. Regelmäßig machen die Armen ihrer Wut über Preiserhöhungen in Tumulten und Plünderungen Luft. Drei Viertel der Bevölkerung sind verelendet. Trotz staatlicher Lohnzuschüsse müssen schätzungsweise mehr als die Hälfte der Familien mit einem Jahreseinkommen von weniger als 25 Pfund auskommen; damit leben sie unter dem Existenzminimum. Schon ein geringer Anstieg der Lebensmittelpreise, beispielsweise nach Missernten, führt dazu, dass sie sich noch nicht einmal mehr mit Grundnahrungsmitteln versorgen können.

Doch auch in besseren Jahren reicht ihr Einkommen kaum aus, um etwa frisches Obst kaufen zu können. Mangelkrankheiten wie Skorbut sind die Folge: Den Kranken fallen die Zähne aus, ihre Gelenke entzünden sich, sie leiden unter Muskelschwund und können schließlich nicht mehr arbeiten. Zwar steht schwer Kranken und Behinderten eine geringe Unterstützung aus der kommunalen Kasse zu, doch weil die Zahl der Arbeitsunfähigen stetig steigt, verweigern die

Arbeiter beladen die Speicher am Hafen. Zwei Drittel von ihnen sind Tagelöhner, die jeden Morgen aufs neue um einen Job anstehen müssen. Abends treffen sie sich in Pubs wie dem »Fortune of War«, wo auch die Leichenhändler verkehren





Behörden oft auch Gebrechlichen jede Hilfe, sodass sie ihren Lebensunterhalt durch Betteln bestreiten (was verboten ist) oder in einem der städtischen Arbeitshäuser Zuflucht suchen müssen.

Dennoch leben Zehntausende Londoner auf der Straße; ihnen bleibt lediglich die Hoffnung, ein paar Nächte in einem der von karitativen Organisationen bewirtschafteten Obdachlosenheimen zu schlafen.

Weil das Trinkwasser ungefiltert aus der Themse gepumpt wird, grassieren in den dicht besiedelten Armenvierteln zudem Durchfallkrankheiten wie die oft tödlich verlaufende Ruhr. In diesen Stadtteilen stirbt ein Fünftel der Kinder noch vor dem ersten Geburtstag. Die dort wohnenden Arbeiter haben eine Lebenserwartung von 22 Jahren, während Angehörige der Oberschicht durchschnittlich 45 Jahre alt werden.

Dennoch wächst die Stadt explosionsartig: Seit der Jahrhundertwende hat sich die Zahl der Einwohner im Großraum London auf rund zwei Millionen fast verdoppelt – vor allem durch den Zuzug von Landarbeitern und Kleinbauern, deren Höfe nicht mehr rentabel waren.

Nur langsam beginnen Politiker und Versorgungsunternehmen mit der Modernisierung der Region. Die Chelsea Waterworks etwa reinigen das Themsewasser seit 1829 mit einem Sandfilter, in dem die größeren Verunreinigungen hängen bleiben. Doch pro angeschlossenes Haus verlangt das Unternehmen jährlich eine Gebühr von zehn Pfund.

1826 wird das University College gegründet, die erste öffentliche Universität Londons, zwei Jahre später folgt das King's College. 1831 studieren allein 800 Medizinstudenten an 21 – meist privaten – anatomischen Lehranstalten: so viele wie nie zuvor, doch zu wenige, damit auch künftig eine angemessene ärztliche Versorgung für die Unterschicht gewährleistet werden kann.

Um die Grundbegriffe der Anatomie und die notwendigen Operationstechni-



ken zu erlernen, müssen die Studenten an Leichen üben; insgesamt werden mehr als 1000 Tote pro Jahr benötigt. Doch die einzigen Leichname, die den Medizinern per Gesetz zur Verfügung stehen, sind die von hingerichteten Mördern.

Im Jahr 1831 sind das genau zwölf Leichen in ganz England und Wales – zu wenige. Und so ist in der Halbwelt ein neuer, für Angehörige der Unterschicht attraktiver Wirtschaftszweig entstanden: *Resurrection men*, „Männer, die die Toten wiederauferstehen lassen“, stehlen Verstorbene aus frischen Gräbern, von

Totenwachen und aus Krankenhäusern und verkaufen die Leichen für acht bis zwölf Pfund pro Stück an Anatomen und Chirurgen der Stadt.

Männliche Leichen haben einen höheren Marktwert als weibliche, weil deren Muskulatur anschaulicher ausgebildet ist; zur Not akzeptieren die Chirurgen auch Babyleichen. Spitzenpreise erzielen die verstorbenen Insassen von Psychiatrien. Für die Leiche eines jungen Geisteskranken bieten Chirurgen, wohl auf self-

Auf Londoner Plätzen kämpft um Aufmerksamkeit, wer etwas verkaufen will: dieser Limonadenhändler ebenso wie Straßenkinder mit dressierten Affen

same Verformungen des Gehirns hoffend, schon mal 20 Pfund. Eine enorme Summe – fast das halbe Jahresgehalt eines gut bezahlten Dieners.

Bei den Preisen, die von den Ärzten für Leichen gezahlt werden, ist die Versuchung für die Resurrection Men groß, selbst für Nachschub zu sorgen

Es ist unklar, wie viele Leichenräuber 1831 ihrer Arbeit nachgehen. Möglicherweise sind es mehr als 200, die gelegentlich ein „Ding“, wie sie es nennen, verkaufen, ansonsten aber gewöhnliche Diebe und Betrüger sind. Ein guter *body snatcher* benötigt für die Bergung einer Leiche etwa 30 Minuten. Auf manchen Friedhöfen liegen die Leichen so dicht unter der Erdoberfläche, dass die Arbeit schon fast der eines Pilzsammlers gleicht.

Der Kirchhof der St Clement Danes Church etwa, südlich des Clare Market, ist chronisch überfüllt. Die frisch beerdigten Toten liegen meist nur 30 Zentimeter unter der Oberfläche. Es ist nicht ungewöhnlich, dass Besucher der Kirche in Ohnmacht fallen, betäubt von dem Ge-

Um eine Leiche zu rauben, benötigt ein guter Body Snatcher nur 30 Minuten

stank, welcher der Krypta entweicht, wo 12 000 Körper in Stapeln bestattet sind.

Wirkliche Spezialisten, denen die Anatomen vertrauen und die ihre Ware pünktlich liefern, gibt es vielleicht zehn in der Stadt. Gut möglich, dass John Bishop und Thomas Williams dazu zählen. Bis zu seiner Verhaftung hat John Bishop zwischen 500 und 1000 Leichen an die medizinischen Lehranstalten Londons geliefert.

Am 5. November 1831 präsentieren die beiden gemeinsam mit James May den Ärzten des King's College die Leiche eines etwa 14-jährigen Jungen. Doch der Körper, der aus einem Sack auf den

Wer kein Zuhause hat, schläft
schutzlos im Freien. Eine obdachlose
Frau und zwei Jungen gehören
zu den Opfern der Leichenbeschaffer



steinernen Boden gleitet, macht einen verdächtig frischen Eindruck.

Einen Tag zuvor haben sich die zwei schon morgens von ihrem winzigen Cottage im Viertel Nova Scotia Gardens auf den Weg in ihre Stammkneipe „Fortune of War“ gemacht, wo sich Londons Leichenräuber mit ihren Informanten und Trägern treffen, um Details über bevorstehende Todesfälle oder Beerdigungen auszutauschen. Bishop, 33 Jahre alt, ein wenig untersetzt, hat eine spitze, gekrümmte Nase und leicht hervorquellende, grügraue Augen. Darüber dichtes dunkles Haar, das sich an den Wangen zu buschigen Koteletten kräuselt. Williams ist Ende 20, sein Gesicht wird von schmalen, verkniffenen Lippen bestimmt.

Ein lehmiger Pfad führt von Nova Scotia Gardens westwärts in Richtung City, vorbei an verrotteten Gebäuden aus

gebung, in denen sich die Body Snatcher treffen, ist es das berühmteste. Es soll Zeiten gegeben haben, da lagerten die Leichenräuber ihre „Dinge“ einfach, mit einem Namensschildchen versehen, unter den Bänken oder hinter den Tresen, während sie die medizinischen Schulen abgingen, um herauszufinden, wer bereit war, den besten Preis zu zahlen.

Leichendiebstahl wird nur milde bestraft. John Bishop etwa ist 1825 zu zwei

May, der gute Kontakte hat, um Hilfe beim Verkauf der Leiche. May hat erst am Tag zuvor zwei „Dinger“, die er sich auf dem Land besorgt hat, an Guy's Hospital verkauft. Er hat keine Ahnung, wie Bishop und Williams an die Leiche gekommen sind. Als er den Körper besichtigt, ist er über dessen erstaunliche Frische verwundert – und sicher, einen guten Preis dafür zu bekommen.

Später am Abend stellt sich May im „Fortune of War“ an den Tresen und beginnt, etwas Wasser über sein Taschentuch zu schütten. Henry Lock, der Barman, beugt sich über den Tresen, um zu sehen, was May in dem Tuch hält. Es ist ein Satz guter, gesunder Zähne, wie die eines sehr jungen Menschen. „Die sind sicherlich einiges wert“, sagt Lock.

May, der mit dem Stoff Blut und Zahnfleischreste abzureiben versucht, sagt, er hoffe, für den ganzen Satz zwei Pfund zu bekommen. Neben Zahnärzten gehören auch Perückenmacher zu den Kunden der Body Snatcher. Ein Frauenkalp mit gesundem, langem Haar bringt den Leichenräubern ein ordentliches Handgeld. Die Händler in der Field Lane wiederum bieten die Kleidungsstücke der Toten, gewaschen und ausgebessert, in ihren Schaufenstern an.

Am nächsten Morgen kurz vor neun Uhr betritt James May den Laden des Zahnarztes Thomas Mills am Bridge House Place, südlich der Themse. Einer der Schneidezähne weist eine Kerbe auf, sagt Mills, und sähe aus, als gehöre er nicht zu den anderen. May schwört, dass alle Zähne aus demselben Mund stammen und dass der Körper dazu niemals beerdigt gewesen sei – ein Satz, der ihn später fast an den Galgen bringt.

„Tatsache ist“, sagt May, „dass sie einem jungen Kerl von 14 oder 15 Jahren gehörten. Bei Gott, die gehörten vor kurzem noch alle zum gleichen Kopf.“ Doch es ist ein schlechter Tag für Geschäfte. Als James May den Laden verlässt, hat er kaum mehr als ein halbes Pfund eingenommen.

Neben Anatomen fragen auch Zahnärzte und Perückenmacher nach der Ware Mensch

der Zeit der Stuart-Dynastie (1603–1714) und König Georgs I. (1714–1727). Manchmal, wenn hier der Fleet River über die Ufer tritt, überschwemmt er ganze Straßenzüge mit morastigem Abwasser und hinterlässt in den Hauseingängen zähen, braunen Schlamm.

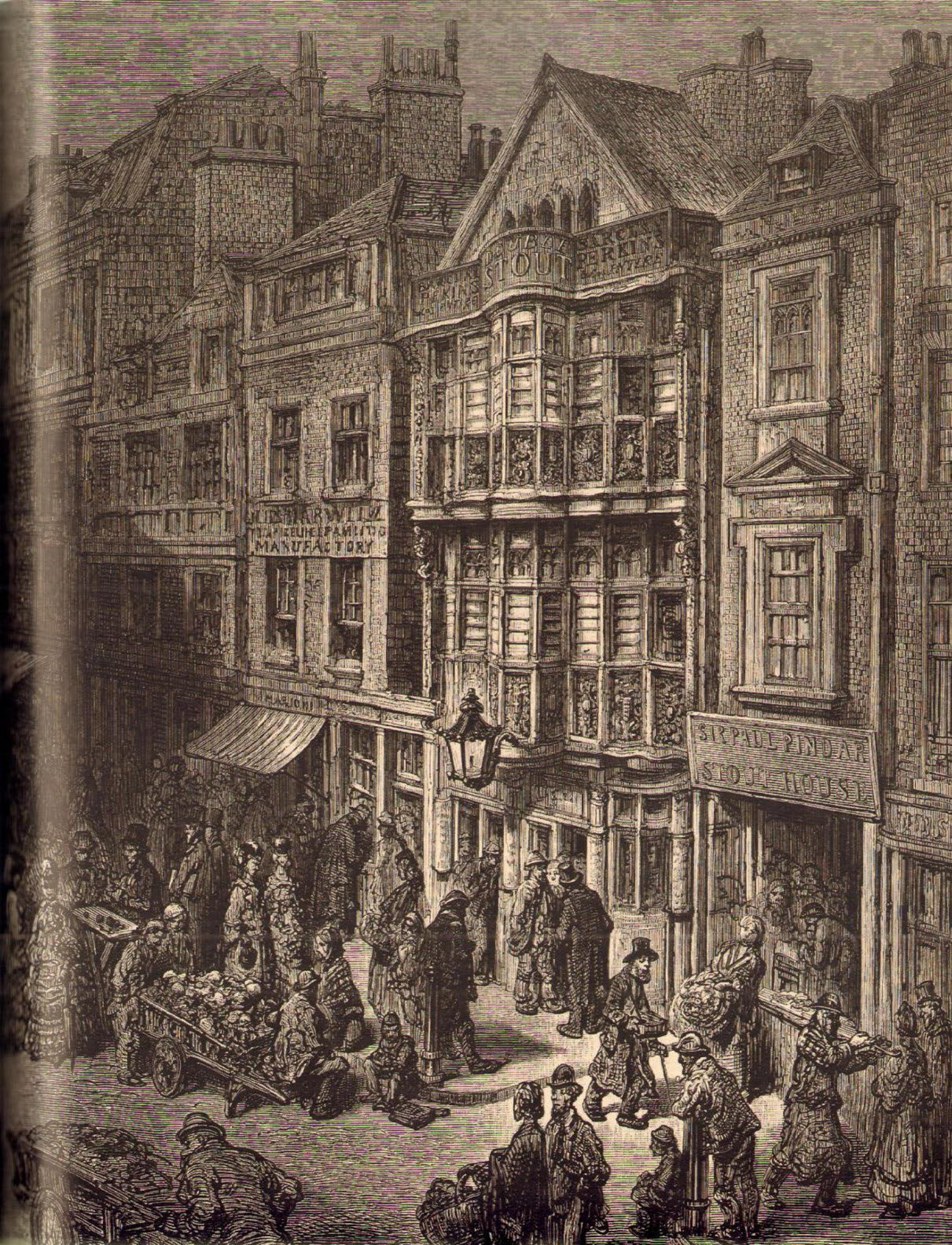
In dieser Gegend verpestet der Gestank aus dem Tiermarkt von Smithfield die Luft. Jedes Jahr werden hier etwa 1,5 Millionen Schafe, 150 000 Rinder und 60 000 Schweine verkauft – und auch geschlachtet. Aus den Hinterhöfen sickert Blut auf die Straße, aus den Kellerfenstern dringen die Ausdünstungen von sterbenden Tieren in die Gassen.

Der Pub „Fortune of War“ liegt mitten in Smithfield, an der Ecke Giltspur Street und Cock Lane – jener Kreuzung, an der das große Feuer von 1666 Halt gemacht hat. Unter den Wirtshäusern in der Um-

Monaten Gefängnis verurteilt worden, nachdem er beim Transport eines exhumierten Leichnams ertappt worden war. Doch weitere Strafen fürchtet er nicht. Eines Tages hat er sich vor dem Gerichtsgebäude an der Bow Street aufgestellt, eine Hand voller Geldstücke in die Höhe gehalten und den herumstehenden Polizisten zugerufen: „Seht ihr? Ihr könnt mich nicht davon abhalten. Letzte Nacht habe ich wieder einen Steifen geholt und neun Pfund dafür bekommen.“ Für den Jungen will er mindestens zehn haben.

IM „FORTUNE OF WAR“ sitzt an diesem Morgen der Leichenräuber James May am Tresen und trinkt Rum. Bishop bittet

Dichtes Gedränge herrscht in der Londoner Innenstadt. Mitten unter den Passanten versuchen 15 000 Straßenjungen, mit Betteln, Taschendiebstahl und der Präsentation von Kuriositäten zu überleben – oft im Auftrag eines erwachsenen Patrons



Ladys beim Krocket-Spiel. Aus besseren Kreisen stammen auch die Anatomen und Chirurgen, die bereit sind, bis zu 20 Pfund für einen außergewöhnlichen Leichnam zu zahlen

Am King's College läuft es nicht besser. Richard Partridge, ein Anatomieprofessor, will den drei Leichenräubern, die bei ihm erschienen sind, nur neun Pfund für den Körper zahlen, obwohl der Leichnam ungewöhnlich frisch aussieht, als wäre er niemals beerdigt gewesen – der Lehm an Torso und Schenkel ist offensichtlich draufgeschmiert worden.

Das Kind ist 1,37 Meter groß, hat blondes Haar und graue, blutunterlaufene Augen. Der linke Arm ist eigentümlich nach oben gebogen, die Hand zur Faust geballt. Auf seinem linken Unterarm finden sich längliche blaue Flecke, als hätte ihn jemand mit großer Kraft gepackt. Die Zähne fehlen.

Partridge, der gerade einen Artikel über einen spurlos verschwundenen 14-jährigen Jungen gelesen hat, wird misstrauisch. Er habe nur eine 50-Pfund-Note bei sich, teilt er den Body Snatchern mit, er müsse kurz weggehen, um sie zu wechseln.

20 Minuten später kehrt er mit Superintendent Joseph Sadler Thomas von der

hatten. Die Zeitungen nehmen die mögliche Spur schnell auf – aus dem unbekannten Toten wird „The Italian Boy“.

Seit Jahren haben Menschenhändler Hunderte italienischer Jungen in die Stadt geschleust. Meist stammen die Kinder aus ärmlichen Verhältnissen und wurden ihren Eltern gegen ein Handgeld abgekauft. In London stehen sie zumeist an Straßenecken und gewähren Passanten für ein paar Pennys einen Blick auf Kuriositäten oder exotische Tiere, die sie bei ihren Herren mieten müssen. Eine

Im Haus der Body Snatcher findet die Polizei einen Skalp mit langem Haar

Londoner Polizei und einigen Beamten zurück. Auf die Frage, woher er den Jungen habe, antwortet Bishop: „Wenn Sie wissen möchten, wie ich ihn bekommen habe, finden Sie es doch heraus, wenn Sie können.“ Bishop, May und Williams werden wegen Mordverdachts verhaftet.

Niemand kennt die Identität des Toten. Mehrere Elternpaare kommen, auf der Suche nach ihren vermissten Söhnen – vergebens. Unter ihnen sind auch italienische Immigranten. Sie glauben, in dem toten Jungen ein italienisches Straßenkind zu erkennen, das sie häufig mit einem Mäusekäfig um den Hals und einer Schildkröte in Covent Garden gesehen

Schachtel mit aus Wachs geformten siamesischen Zwillingen oder ein uniformierter Affe bringen dem Vermieter etwa zwei Shilling pro Tag, für vier tanzende Hunde in Kostümen mit Flöte und Tamburin verlangt er fünf Shilling.

Auf den Straßen der Stadt leben schätzungsweise 15 000 obdachlose Jungen. Die meisten von ihnen schlafen unter den Dächern des Marktes von Covent Garden, in den Büschen des Hyde Park, in den Heuhaufen von Marylebone: aus-

gezehrte, hungrige Körper im Schatten der Stadt.

Die Italian Boys mit ihren langen dunklen Wimpern, den leuchtenden Augen und der olivfarbenen Haut erregen die Aufmerksamkeit der Passanten, sodass ihre Geschäfte florieren. Als die Polizei 1826 einen italienischen Jungen verhaftet, der gerade einen Passanten mit seinem tanzenden Affen unterhält, finden sie in seinen Taschen die erstaunliche Summe von 21 Pfund, sieben Shilling und sechs Pennys.

SUPERINTENDENT Joseph Sadler Thomas von der neu gegründeten Metropolitan Police ist jung und ehrgeizig. Seine hohen Verhaftungsquoten sind legendär, und er ist fest entschlossen, den offenbar gewaltsamen Tod des Jungen aus dem King's College aufzuklären. Der „Italienische Junge“ ist sein erster Mordfall.

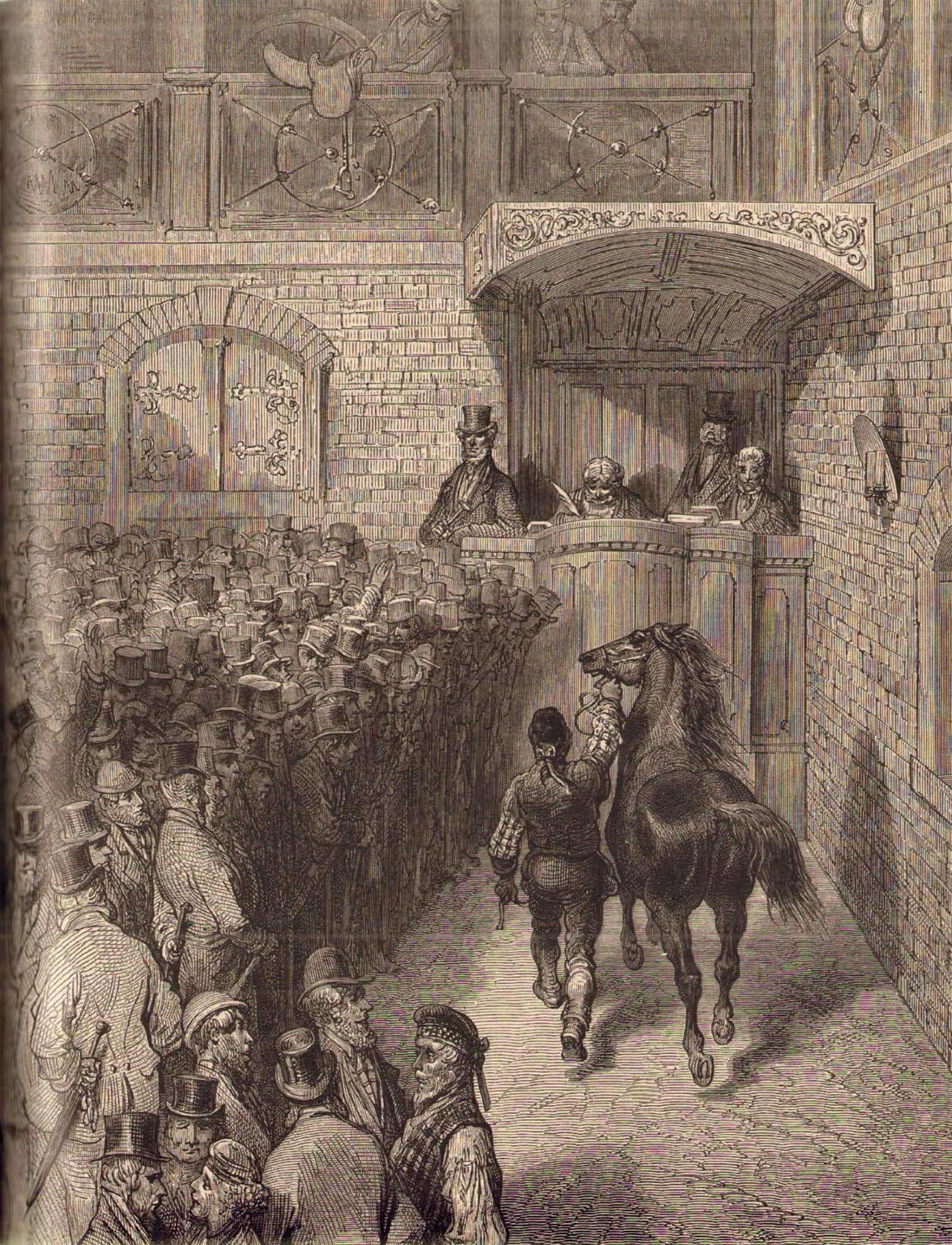
Er ordnet eine Hausdurchsuchung an – im Jahre 1831 noch ausgesprochen ungewöhnlich. Im Garten von Nova Scotia Gardens Nr. 3 finden seine Männer vergrabene Kinderkleidung, einen Skalp mit langem, braunem Haar sowie einige Stücke Menschenfleisch. Auch das Haus Nr. 2 untersucht der Superintendent; im Abtritt findet er ein Bündel Frauenkleider, eine schwarze Haube und Strümpfe.

In den Zeitungen – in der „Times“, dem „Morning Advertiser“ oder der „Sun“ – heißen Bishop, Williams und May schon bald „Die Mörder des italienischen Jungen“. Die gezeichneten Porträts der Männer erscheinen von Mal zu Mal düsterer. Gleichzeitig sorgt der Tod des Jungen für eine neue Attraktion in der kargen Gegend von Spitalfields und Bethnalgreen: Die Polizei bietet für fünf Shilling Führungen in „Bishop's House of Murder“, um zu verhindern, dass Hunderte von Schaulustigen das Gelände überrennen.

Doch auch dieses handverlesene Publikum – „nur die Eleganteren dürfen an



Jeden Montag ist Pferdeauktion bei »Tattersall's«. Die Londoner Pferde sind berühmt dafür, selbst im größten Gedränge ruhig zu bleiben. Das schätzt auch die Polizei: Bald patrouilliert sie beritten durch die Armenviertel der Stadt





der Tour teilnehmen“, schreibt der „Morning Advertiser“ – ist so erpicht auf Erinnerungsstücke aus dem Haus der Mörder, dass von zwei kleinen Bäumen im Garten nur noch Stümpfe übrig bleiben, nachdem Souvenirjäger Borke und Äste abgekratzt haben.

AM 2. DEZEMBER 1831 ist Old Bailey besetzt bis auf den letzten Platz, obwohl die Preise von den üblichen zehn Shilling auf mehr als ein Pfund angehoben wurden. Unter den Zuschauern sind viele Ärzte, aber auch zwei Söhne des Premierministers Earl Grey und sogar der jüngere Bruder des Königs, der Duke of Sussex.

Old Bailey ist bekannt für den unerträglichen Gestank, der aus den Sickergruben des angrenzenden Newgate-Gefängnisses herüberweht. Die Gerichtsdienner haben bereits morgens um acht Uhr begonnen, eine Mischung aus aromatischen Kräutern zu verstreuen, in der Hoffnung, wenigstens die Ausdünstungen des Publikums nach altem Gin, Käse und Zwiebeln zu überdecken.

Über den drei Angeklagten ist ein Spiegel angebracht. Man sieht die Rücken der Männer, vom Haarschopf bis hinunter zu den Stiefeln. John Bishop starrt mit tief liegenden Augen vor sich hin. Thomas Williams zappelt wie ein Kind. Nur James May wirkt ruhig.

John Curwood und J. T. Barry – ein Anwalt, der für die Abschaffung der Todesstrafe eintritt – stehen den Angeklagten zur Seite. Ihre Möglichkeiten sind begrenzt; sie dürfen zwar Zeugen aufrufen und Kreuzverhöre führen sowie von den Angeklagten vorbereitete Stellungnahmen vorlesen, sich aber nicht mit einem Plädoyer an die Geschworenen wenden. Erst fünf Jahre später wird ein Anwalt in einem Kriminalfall erstmals vor einer Jury plädieren dürfen.

Zudem wissen die Anwälte nicht, welche Beweise die Staatsanwaltschaft vorlegen wird. In der Regel dauert ein Prozess in Old Bailey nicht einmal zehn

Minuten, selten länger als einige Stunden. Doch diesmal vergehen neun Stunden, ehe die Geschworenen Bishop, Williams und May des Mordes für schuldig erklären. Denn es sind ungewöhnlich viele Zeugen gehört worden: Der Staatsanwalt hat 40 Belastungszeugen benannt, die Verteidigung sechs Entlastungszeugen.

Die drei Angeklagten, die bis zuletzt ihre Unschuld beteuern, werden zum Tod durch den Strang am kommenden Montag verurteilt. Ihre Körper sollen anschließend den Anatomen zur Sektion zur Verfügung gestellt werden. Die Nachricht sorgt unter den Zuschauern auf der Straße für so großen Jubel, dass die Gerichtsdienner die Fenster schließen müssen.

Die Mörder des Straßenjungen werden hingerichtet – und danach selber seziert

Zwei Tage später legen Bishop und Williams, ermutigt durch einen Geistlichen, ein Geständnis ab und bekennen sich des Mordes an einer obdachlosen Frau und zwei Jungen für schuldig. „Der Italian Boy“, so Bishop, sei in Wirklichkeit „ein Lincolnshire Boy“.

Sie geben zu, die Opfer mit Rum und Laudanum, einem opiumhaltigen Medikament, betäubt und schließlich in einem Brunnen im Garten ihres Hauses ertränkt zu haben. Sie erklären auch, dass James May mit den Morden nichts zu tun hat.

Als May erfährt, dass seine Hinrichtung aufgeschoben (und später zu einer Verbannungsstrafe umgewandelt) werden soll, fällt er vor Erleichterung in nervösen Krämpfen zu Boden, unfähig, auch nur eine einzige verständliche Silbe herauszubringen.

NACH DER HINRICHTUNG der beiden Body Snatcher wird Richard Partridge, dem Anatom des King's College, die Ehre zuteil, John Bishop zu sezieren. Während er dessen Leib vor Studenten mit einem langen Schnitt von der Kehle

bis zum Unterleib auftrennt, hält er einen Vortrag über Gerichtsmedizin.

Es stellt sich heraus, dass Bishop von ungewöhnlich guter Konstitution war. „Ein gesünderes oder muskulöseres Subjekt ist in den Anatomie-Schulen lange nicht gesehen worden“, schreibt später der „Morning Advertiser“. Der Körper wird schließlich, mit dickem Garn zugenäht, als Ausstellungsstück in einem Nebenraum gezeigt; viele kommen, um sich ihn anzusehen.

Ob John Bishop und Thomas Williams noch mehr Menschen ermordet haben, wird niemals geklärt. Und auch die wahre Identität des Jungen aus dem King's College bleibt im Dunkeln.

Superintendent Joseph Sadler Thomas verlässt knapp zwei Jahre später die Metropolitan Police, um in Manchester einen Polizeiposten für das Dreifache seines früheren Gehaltes anzunehmen.

Der Mord an dem Italian Boy führt zum Ende der Body Snatcher. Im Unterhaus sagt ein Parlamentarier während einer Aussprache: „Je elender, je einsamer der Mensch sein mag, desto begehrenswerter erscheint er diesen Schuftten. Es ist der Mensch, der nackte Mensch, den sie verfolgen.“

Am 11. Mai 1832 wird ein Anatomiegesetz verabschiedet, das den Ärzten erlaubt, von Anverwandten nicht beanspruchte Leichen aus den staatlichen Arbeitshäusern zu Sektionszwecken zu benutzen. Seither wacht „Her Majesty's Inspector of Anatomy“ darüber, dass keine Leichen mehr illegal seziert werden.

Zwei Jahre später zwingt ein neues Gesetz die Armen zu Tausenden in die Arbeitshäuser, wo sie unter gefängnisähnlichen Bedingungen leben und arbeiten müssen. Den Medizinstudenten stehen schon bald mehr Leichen zur Verfügung als jemals zuvor. □

Susanne Frömel, 31, ist Journalistin in Berlin. Der französische Illustrator Gustave Doré (1832-1883) hat um 1870 in London gelebt und die Gegensätze der Großstadt porträtiert. Mitarbeit: Olaf Mischer.

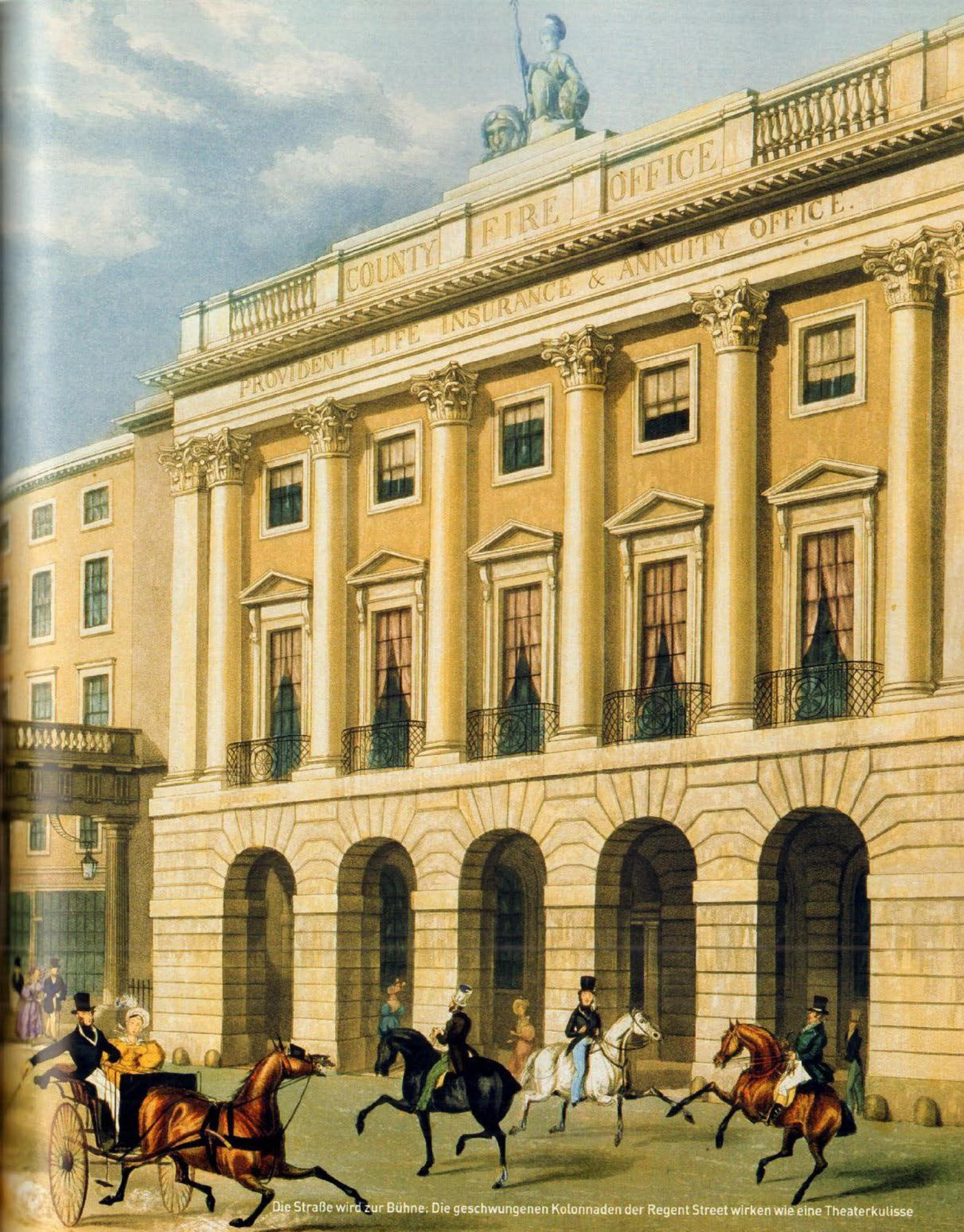
Helfer haben einen ausgezeichneten Jungen von der Straße gerettet. Die Kindersterblichkeit ist hoch: Fast die Hälfte aller Londoner Toten ist unter zehn Jahre alt. Selbst deren schwächliche Körper werden den Leichenhändlern von Ärzten abgekauft

London zu Beginn des 19. Jahrhunderts: In den engen, dunklen Gassen des West End stauen sich Kutschen und Karren, drängeln sich Fußgänger und fliegende Händler. Anders als etwa in Paris führen keine Prachtstraßen durch die Stadt. John Nash, der Lieblingsarchitekt des Königs und der High Society, soll das Chaos beenden und eine Kulisse erschaffen, die den Glanz jeder anderen Kapitale übertrifft. Nash entwirft die drei Kilometer lange Regent Street, dazu Parks und Paläste. Doch seine kühnsten Träume werden niemals realisiert



Der Baumeister der Metropole





Die Straße wird zur Bühne: Die geschwungenen Kolonnaden der Regent Street wirken wie eine Theaterkulisse

Der König will seinen Stadtplaner adeln

VON REYMER KLÜVER

Es war ein schöner Brief. Einen schöneren konnte sich John Nash, der Architekt des Königs, nicht wünschen. Denn Britanniens Herrscher Georg IV. schrieb dem Premierminister am 14. Juni 1829, er werde diesen John Nash, Sohn eines Mühlenbauers, unverzüglich in den erblichen Adelsstand erheben. Einen Akt der Gerechtigkeit nannte Georg diese Angelegenheit. Gar seine persönliche Ehre verknüpfte er damit. „Denn wenn die, die für mich durchs Feuer gehen, nicht geschützt werden“, schrieb er voller Pathos, dann sei seine Gunst „schlimmer gar als eitel Tand“.

Es kam anders, als der Monarch es wollte. Denn in Großbritannien hatte zu dieser Zeit nicht mehr der König allein das Sagen, sondern mit ihm sein Premier. Und der war dagegen. John Nash wurde die Ehre nie zuteil, die Georg IV. ihm zugeacht hatte. Im Gegenteil.

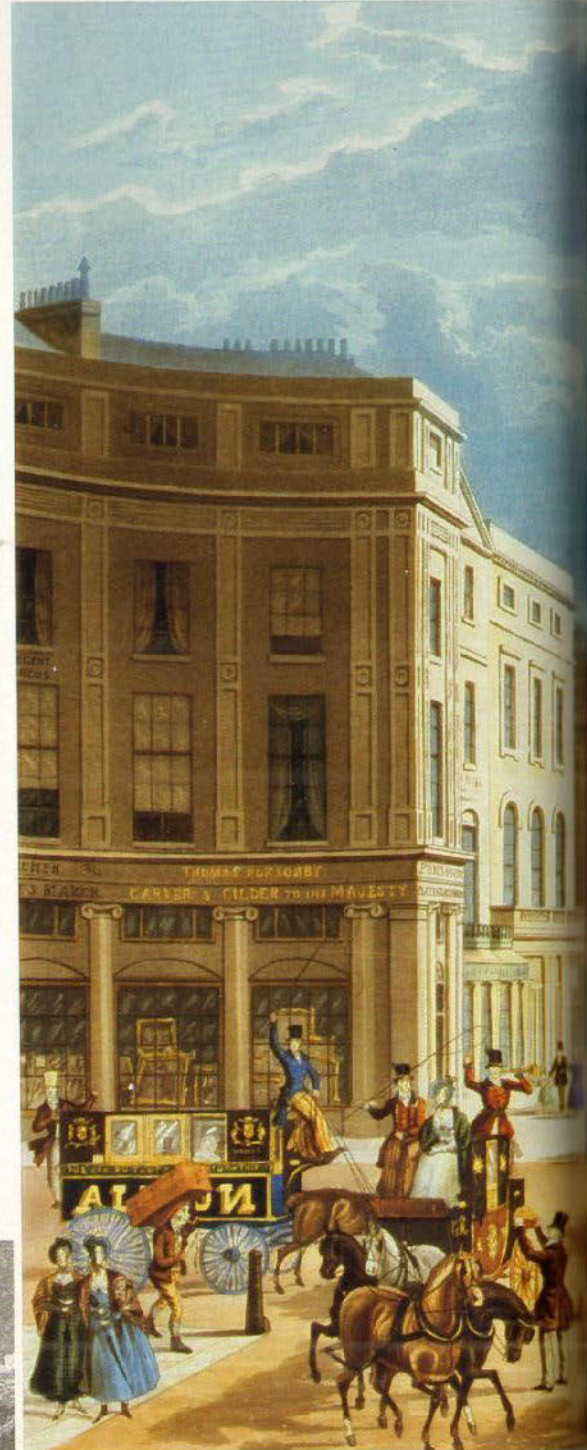
Dabei war er unbestritten ein Architekt von Rang. Der Gestalter eines neuen, herr-

schaftlichen Londons. Schöpfer von Trafalgar Square und Piccadilly Circus, Planer des Buckingham Palace, des berühmten Marble Arch und des Regent's Park.

John Nash war ein Baumeister, der das Gesicht der Weltstadt London grundlegend veränderte und eine ganze Ära prägte. Er wurde zum wichtigsten Gestalter des *Regency Style*, jenes prächtigen Architekturstils zu Beginn des 19. Jahrhunderts, zu dem stets die große Geste gehörte – mit mächtigen Säulen und Giebeln und viel weißem Stuck.

Und doch endete der Lebensweg des John Nash tragisch: Zuletzt erschien er seinen Zeitgenossen gar als Mann von eher zweifelhaftem Ruf. Im hohen Alter musste er erleben, wie sein Wirken öffentlich verspottet wurde. Und seine Karriere schloss so, wie sie begonnen hatte: in einem finanziellen Desaster.

JOHN NASH KOMMT 1752 als Sohn walisischer Eltern in London zur Welt. Sein Vater stirbt früh. Der Junge aber hat Glück. Er wird Gehilfe im



Die fast drei Kilometer lange Regent Street, Nashs erstes Großprojekt, soll als Gesamtkunstwerk wirken. Dazu gehören spektakuläre Perspektiven – hier auf den Waterloo Place am südlichen Ende der Straße. König Georg IV. bewundert diese Entwürfe. Doch bei den Zeitgenossen



doch der Premierminister verhindert die Ehrung



Ist Nash umstritten. Manche Kritiker sprechen gar von »Barbarei«: Die Fassade der von seinem Assistenten entworfenen St Philip's Chapel (li.) etwa zeigt keine christlichen Szenen, sondern Bullenschädel – heidnische Tieropfer also

Der Sohn eines Mühlenbauers errichtet

Büro des berühmten Architekten Sir Robert Taylor. Er lernt zu zeichnen, kennt bald die Grundregeln der Konstruktion und Gestaltung. Das prägt ihn fürs Leben.

Er heiratet früh – und unglücklich. Seine Frau macht Schulden. 300 Pfund, die Hälfte dessen, was er im Jahr verdient. Später ist das für ihn eine fast lächerliche Summe. Damals nicht. Er fordert die Scheidung: ein zu jener Zeit unerhörtes Verlangen. Gerade mal drei Scheidungen pro Jahr lässt das Oberhaus im Durchschnitt zu. Nashs Begehren wird abgelehnt.

Und er verspekuliert sich als Bauherr. Errichtet in London auf eigene Rechnung acht Häuser und kann sie nicht verkaufen. 1783, mit 31 Jahren, ist er bankrott.

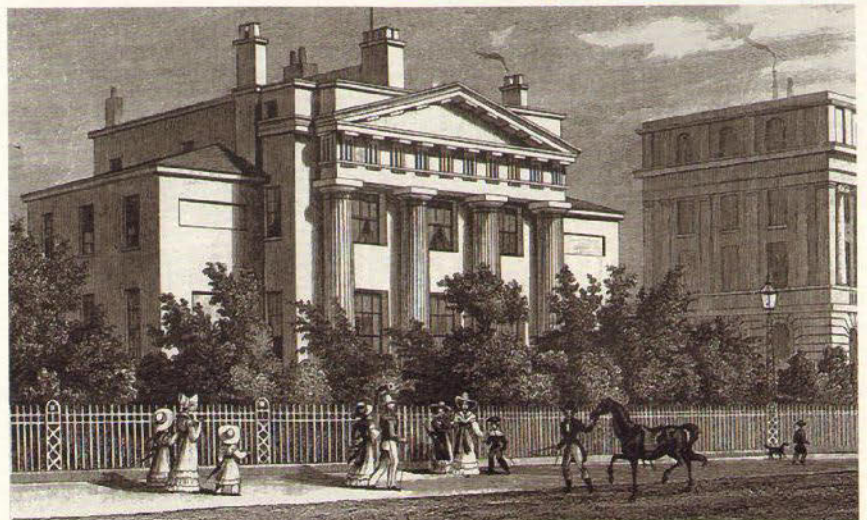
Nash flüchtet in die walisische Provinz. Führt das Leben eines Dandy. Woher er das Geld dafür hat, ist nicht bekannt, möglicherweise von Verwandten. Nach ein paar Jahren aber erhält er wieder Bauaufträge. Ein paar öffentliche: drei Gefängnisse, drei Brücken, ein Kirchendach. Vor allem aber errichtet er Landhäuser, zwölf allein in Wales.

Es sind schlichte zweigeschossige Villen, aber sie sind eleganter als die Häuser, die sonst in dieser Gegend für den Landadel gebaut werden. Bald ist Nash über Wales hinaus bekannt. Er versteht es, seine Häuser als Teil der Landschaft zu inszenieren, indem er einen Gartenbaumeister beauftragt, zu seinen Gebäuden passende Grünanlagen zu entwerfen. Mit dieser fast wie natürlich

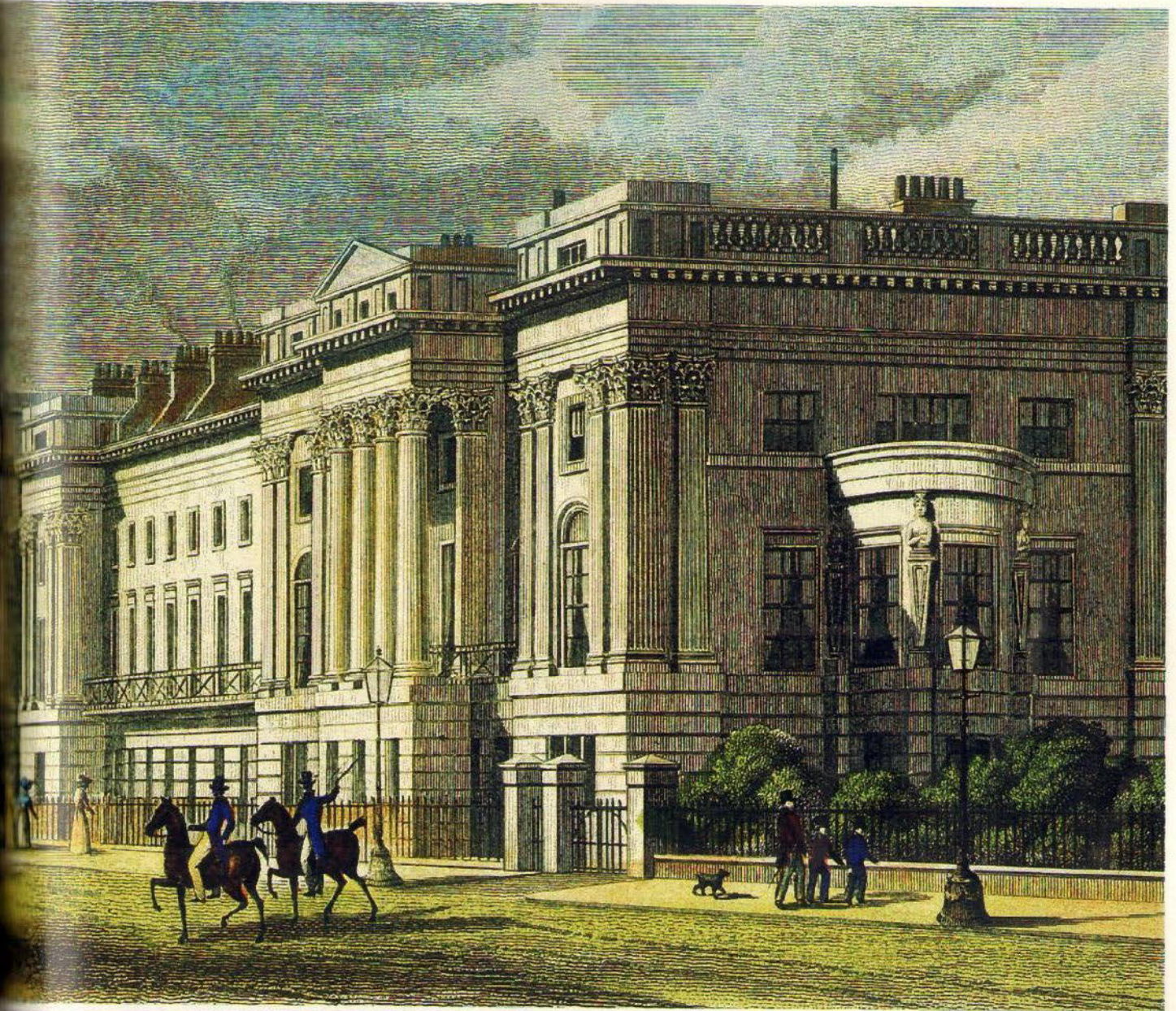
gewachsen wirkenden Architektur trifft er den Geist der Zeit. Seine Kunden nennen den Architekturstil „pittoresk“, also malerisch. Er entwirft Landhäuser und kleine Schlösser. Mal baut er gotisch, mal italienisch oder antikisierend griechisch, später auch indisch oder chinesisches. So wie es gerade gefällt. Nash kann alles.

Die Architektur des Regency lebt von diesen Zitate der Vergangenheit. Es gibt etwa das *Gothic Revival*, das die gotische Steinmetzarbeit, die Spitzbögen und filigranen Verzierungen in Stuck dupliziert. Nash beherrscht auch diese Kunst, doch er wird später vor allem den klassizistischen, also von antiken griechischen und römischen Bauten inspirierten Stil pflegen: Häuser mit triumphalen Portalen und Gesimsen, mit Rotunden und korinthischen Säulen.

13 Jahre nach seiner Pleite kehrt Nash wieder nach London zurück – und reißt nun im großen Stil. Er wird der Architekt für die neuen Reichen und den alten Adel. Sechs Lords und drei Barone zählen schon bald zu sei-



die Prunkbauten der Reichen



Bauwerke am Regent's Park:
Nash dekoriert Häuserreihen, als
seien sie Paläste (oben) – und
lässt Villen (links außen) nach dem
Vorbild toskanischer Landhäuser
aus der Renaissance ausführen.
Selbst das Parktor wird zum griechi-
schen Tempel mit dorischen
Säulen. Diese Kombination antiki-
sierender Stile ist Programm:
Der Architekt will seinen Kunden
die Illusion einer Idylle mitten
in der Großstadt bieten

Das West End soll schöner werden als



Zwar herrscht John Nash dank königlicher Protektion über mehrere Baubehörden. Aber er schafft es dennoch nicht, im Wirrwarr der Bürokratie Londons eine einheitliche Stadtplanung

durchzusetzen. Und so bleibt es ihm auch versagt, etliche von Kollegen bereits bebaute Straßen umzugestalten – etwa Piccadilly. Dort stehen nüchterne Zweckbauten direkt neben der antikisierenden »Egyptian Hall«, einem Museum (oben, im Bild rechts). Und »Burling-

das Zentrum von Paris, fordert der König



ton Arcade« (rechts), eine geschlossene Einkaufspassage, die eine Gasse ersetzt, wird nur deshalb errichtet, weil ein Grundherr es leid war, dass Spaziergänger Austernschalen in seinen dort angrenzenden Garten warfen

ner Klientel. In den ersten zwölf Jahren des 19. Jahrhunderts baut er etwa 20 Landsitze neu, gestaltet ein halbes Dutzend völlig um; bei unzähligen weiteren wird er für Anbauten engagiert. In London errichtet er für sich ein Stadthaus, auf der Isle of Wight ein Landschlösschen. Er kommt zu Vermögen und bewegt sich bald in den besseren Kreisen.

Und er hält selber Hof – in East Cowes, seinem Landsitz. Politiker und Künstler, Anwälte und Schauspieler besuchen ihn. Nash gilt als guter Gastgeber. „Er ist ein sehr kluger, eigenartiger, lustiger Mann mit einem Affengesicht“, schreibt eine Besucherin über den Kleingewachsenen und fügt beruhigend hinzu: „Aber er ist höflich und äußerst gutmütig.“

Als der Prince of Wales, der spätere König Georg IV. – ein verschwendungssüchtiger Dandy, den das Volk verachtet –, im Februar 1811 die herrschaftlichen Geschäfte von seinem umnachteten Vater übernimmt, hat Nash es endgültig geschafft. Er zählt bald zum engsten Kreis und

wird der Lieblingsarchitekt des Regenten.

JETZT FINDET JOHN NASH zu seiner Lebensaufgabe. Offiziell ist er Architekt des „Amts für Wälder, Forsten und Staatsdomänen“ und bekommt 1813 den Auftrag, eine neue Straße durch das Großstadtdickicht Londons zu schlagen: die Regent Street. Zudem wird Nash beauftragt, ein großes Areal am nördlichen Ende der geplanten Straße als Park mit großzügiger Villenbebauung zu gestalten, den Regent's Park.

Der 61-jährige Architekt macht sich sofort daran, ein herrschaftliches London zu entwerfen, das Regency London. Es ist ein Großunternehmen, das erst gut zwei Jahrzehnte später beendet sein wird. Sein Patron glaubt, mit Nashs Plänen „Napoleon in den Schatten stellen“ zu können, und der Architekt lässt sich fortan gern am Glanz der französischen Hauptstadt mit ihren Prachtstraßen und großzügigen Bauten messen.

Beim Stil der Carlton House Terrace etwa – zweier palaisartiger Häuserreihen



London wird radikal umgestaltet – doch

in der Nähe des St James's Park – orientiert er sich an der Zwillingsbebauung der Place de la Concorde. Und die Chester Terrace, so vermerkt Nash stolz in seinen Notizen, ist mit 282 Metern „fast so lang wie die Tuileries“.

Geld spielt, so scheint's, keine Rolle – zumindest nicht für Nash. Seine öffentlichen Auftraggeber dagegen sehen die Sache ein wenig anders. Das führt schon bald zu Konflikten, etwa beim Bau der Regent Street. Nicht weniger als 741 Häuser sollen für die zu schlagende Schneise abgerissen werden – doch Nash hat den Aufwand für die Entschädigung der Eigentümer viel zu niedrig taxiert.

400 000 Pfund, so hatte er anfangs geschätzt, würde der Bau der Straße kosten. Tatsächlich sind es am Ende 1,5 Millionen Pfund. Als sich einflussreiche Grundeigentümer zudem gegen die drohende Enteignung wehren, muss die Straße in ihrem nördlichen Teil einen ungeplanten Schlenker um deren Immobilien machen.

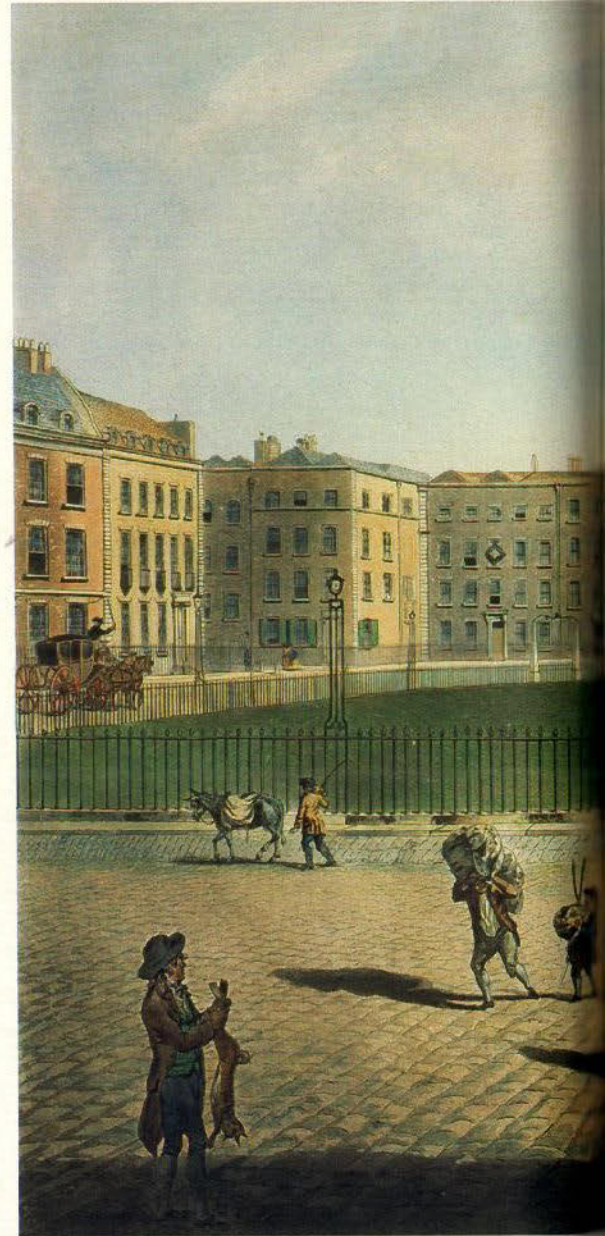
Die knapp drei Kilometer lange Regent Street schlägt zwar eine Schneise in das Gassengewirr zwischen Soho und heutigem West End – aber die Verbindung zwischen dem Carlton House, der Residenz des Regenten, und dem neuen Regent's Park verläuft keineswegs schnurgerade, wie sonst bei einem Paradeboulevard.

Die Planungen werden dennoch im Unterhaus gebilligt und Anleihen für die Entschädigungszahlungen sowie die Infrastruktur genehmigt. Doch Bauherr der Häuser an

der Regent Street ist nicht der Staat. Sie werden vielmehr von privat errichtet – und schon bald zu Spekulationsobjekten. Ein jeder Auftraggeber kann seinen eigenen Architekten unter Vertrag nehmen, Nash aber hat zumindest die letzte Aufsicht über die Entwürfe der Häuser. Er achtet darauf, dass zwischen eher schlichten Fassaden große, von Säulen gesäumte Prachtbauten errichtet werden.

Er sorgt dafür, dass die Regent Street in ihrem Verlauf immer wieder voller überraschender Perspektiven ist, vor allem am Piccadilly Circus und am Langham Place. Die Straße wird so zum wichtigsten Projekt der *metropolitan improvements*, der ersten groß angelegten Stadtplanung in der britischen Kapitale überhaupt.

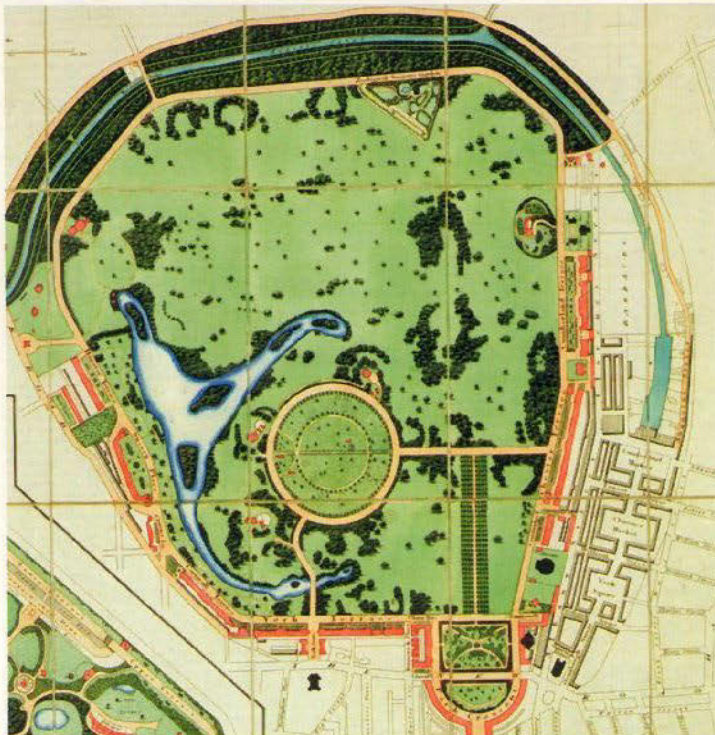
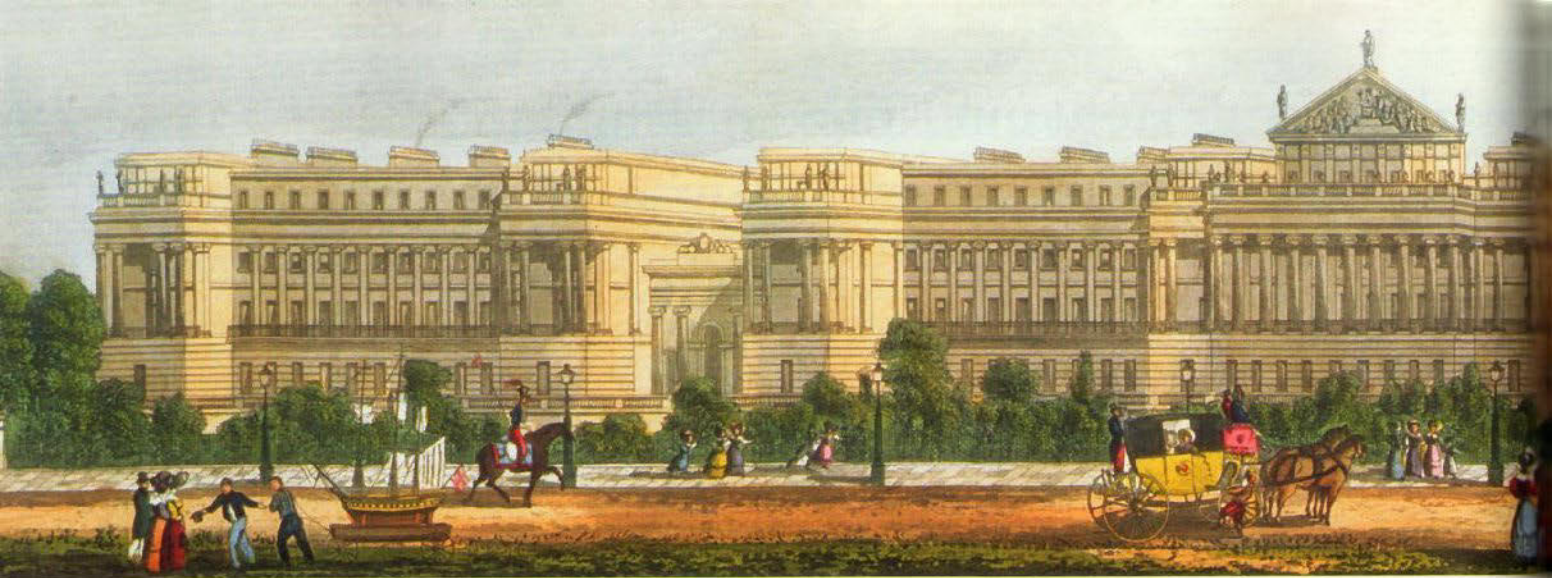
BIS DAHIN IST LONDON gewachsen, wie es den jeweiligen Bauherren gerade passte: wild, wirr, widersprüchlich. Auch die Pläne des berühmten Christopher Wren, des Architekten der St Paul's Cathedral, der die Stadt nach dem Großen Brand von 1666



nicht immer steht ein Konzept dahinter



Das Ende der Kriege gegen Napoleon löst in der Hauptstadt einen Bauboom aus. Manche Stadtviertel überdauern zwar fast unverändert die Zeiten – so der Hanover Square aus dem 18. Jahrhundert (oben). Andernorts jedoch entstehen prunkvolle öffentliche Gebäude neu: das 1825 modernisierte, 150 Meter lange Zollhaus an der Themse etwa (links außen). Oder die Kolonnaden am Covent Garden, die den Gemüsehändlern als Markt dienen



Eine Idylle mit abgezielten Wegen, umgeben von einem Kranz prachtvoller Wohnanlagen wie etwa Cumberland Terrace (oben):

Nur im Regent's Park kann Nash seine Pläne vollständig verwirklichen. Ans Geld – auch an das anderer Leute – denkt er dabei nicht: »Ich bin kein amtlich bestellter Buchprüfer«, sagt er. Diese Sorglosigkeit führt schließlich zu seinem Untergang

zu ordnen versuchte, waren nicht verwirklicht worden.

Nash dagegen kann seine architektonischen Vorstellungen wenigstens zum Teil umsetzen. Die *improvements* im damaligen Nordwesten Londons sind dringend nötig. Es gibt eine einzige schmale Straße, die Wardour Street, im Mittelalter ein Feldweg, welche die dortigen Viertel

von Nord nach Süd durchquert. Ansonsten führt eine Gasse nur in die nächste Gasse. Es gibt kaum ein Durchkommen, der Verkehr ist chaotisch.

Das Vorhaben, dieses Durcheinander neu zu ordnen, ist schon fast ein halbes Jahrhundert alt, als Nash die Regent Street endlich bauen kann. Auch die Idee für eine Durchgangsstraße von Norden nach Süden geht nicht allein auf ihn zurück. Bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts gab es zwei ähnliche Entwürfe. Doch es ist Nash, der endlich die Investoren gewinnt und die Widerstände überwindet.

Es ist nicht sein einziges Großprojekt. So entwirft er auch den Park am Ende der Regent Street, betreibt die Verlängerung des Grand Junction Canal von Paddington zu den Docks im Osten Londons – weil der Kanal angeblich so gut in seine Landschaftsplanung passt – und

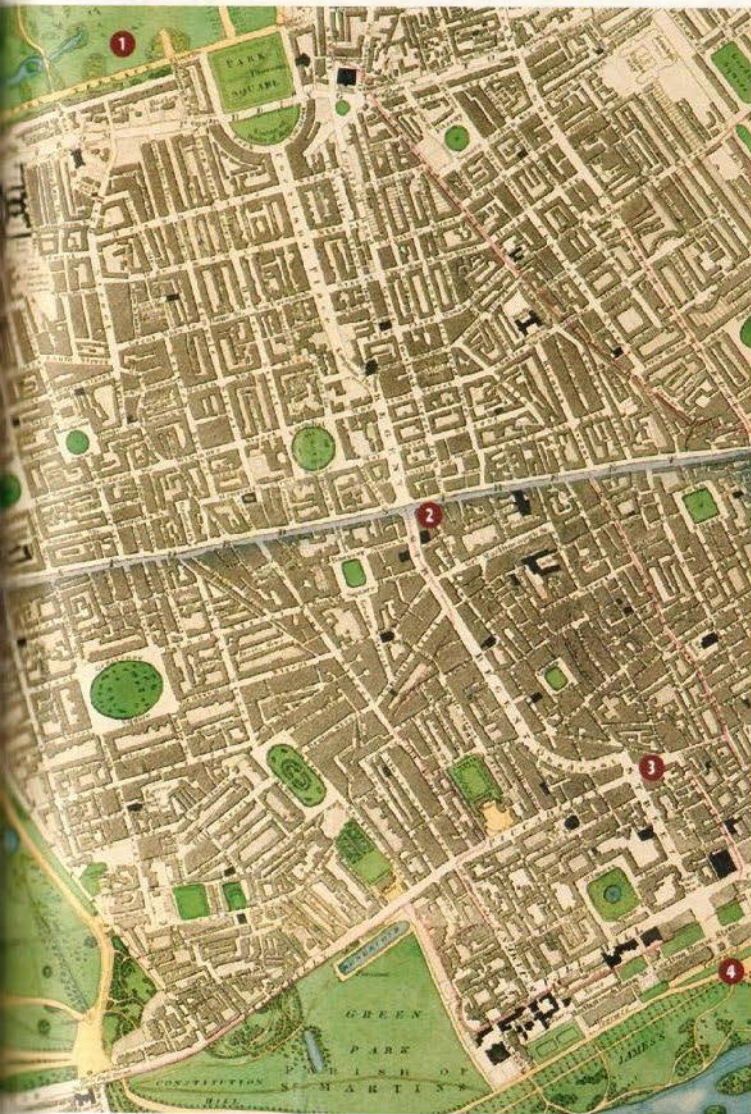
baut für seinen königlichen Gönner dessen Sommersitz, den Brighton Pavilion, mit großem Aufwand um.

Der wird in seiner Mischung aus klassischen und gotischen Bauelementen, mit seinen Anleihen bei indischen Mogul-Palästen und chinesischer Architektur zu einem der eigenwilligsten Bauwerke der europäischen Architekturgeschichte.

In dieser Zeit erhält Nash jenen Auftrag, der ihn später die Karriere kosten wird.

DIE ERSTEN ANZEICHEN, dass sein Ansehen in der öffentlichen Gunst gesunken ist, zeigen sich nach der Eröffnung der Regent Street: Er soll vom Grundstückskauf entlang der von ihm selbst geplanten Straße heimlich profitiert haben. Ein Abgeordneter nennt Nash im Unterhaus einen „hochverdächtigen Charakter“. Im Sommer 1828 tritt schließlich ein parlamentarischer Untersuchungsausschuss zusammen.

Zwar wird Nash nach der Befragung von 25 Zeugen von allen Vorwürfen freigesprochen. Und der König



Prunkvolle Hauptverkehrsader: Als einzige Straße des West End verbindet die von Nash konzipierte Regent Street – von Regent's Park (1) über Oxford Circus (2) und Piccadilly (3) bis Carlton House Terrace (4) – Norden und Süden der Stadt

schreibt seinen Brief an den Premier. Doch das Schreiben bleibt ohne Folgen – und der Ruf ist ruiniert.

Kurz darauf stirbt der König, und wieder setzen Vorwürfe ein.

Diesmal geht es um den Buckingham Palace, dessen Umbau von einem Landhaus zu einem prächtigen Schloss mit etwa 600 Räumen und Sälen er begonnen hat – und das Touristen noch heute im Zentrum Londons bestaunen. Tatsächlich hat der Architekt bei diesem letzten Projekt für seinen königlichen Gönner die Kosten komplett aus dem Blick verloren: Bis 1829 hat er bereits 613 000 Pfund ausgegeben – das Zweieinhalbfache des ursprünglich veranschlagten Betrages – und kann dem unruhig gewordenen Schatzkanzler die Mehrausgaben nicht erklären.

Gutachter bezweifeln seine statischen Berechnungen für den Palast. Ingenieure missbilligen den Einsatz von Gusseisenträgern. Und wieder wird ein Untersuchungsausschuss eingesetzt. Man kritisiert, dass die Maurer-

meister ihre Steine in Nashs eigener Ziegelei eingekauft haben – zu einem höheren Preis als marktüblich.

John Nash werden „unentschuldbare Unregelmäßigkeiten und große Nachlässigkeit“ vorgeworfen. Er verliert den Auftrag, er verliert seine öffentlichen Ämter. 1835 stirbt er im Alter von 82 Jahren.

Der Geist des Erneuerers von London aber, die große Geste, mit der er das Stadtbild umgestaltet hat, bleibt. John Nash gilt heute als einer der eigenwilligsten, kreativsten Köpfe der britischen Architekturgeschichte – auch wenn schon einige Jahre nach seinem Tod die ersten der von ihm entworfenen Häuser an der Regent Street abgerissen werden, um anderen, prächtigen Bauten zu weichen. Nach dem Ersten Weltkrieg wird die Straße dann völlig neu gebaut.

Von den Bauten an der Regent Street, die Nash selbst entworfen hat, steht heute nur noch die Kirche All Souls am Langham Place. □

Reymer Klüver, 44, ist Korrespondent der „Süddeutschen Zeitung“.

Im Februar 1854 beginnen an der Themse die Bauarbeiten an der »Great Eastern«, dem größten Passagier

Traum eines Ingenieurs

VON TILL HEIN

SELBST WENN ER einen Zylinder trug, konnte man leicht über Mr. Brunel hinwegsehen. Doch das zierliche Männlein mit der ewigen Zigarre im Mundwinkel hatte mehr Energie als alle Dampfmaschinen Großbritanniens zusammen. Man nannte ihn den „kleinen Giganten“. Zuweilen leitete Isambard Kingdom Brunel ein Dutzend Bauprojekte gleichzeitig. Und wenn er nachts nicht schlafen konnte, nutzte er die Zeit, um Pläne



Isambard Kingdom Brunel posiert vor den Ketten der »Great Eastern«. Den Atlantik hat er bereits überquert, mit der »Great Western«

zu schmieden. Er baute unter anderem 25 Eisenbahnlinien durch Großbritannien, Irland, Italien, Indien und Australien, 130 Brücken, acht Häfen, drei Ozeandampfer.

Brunel hatte eine Schwäche für üppige Schiffe. Seine wahre Liebe fand er erst im reifen Alter von Ende 40. Es war die „Great Eastern“. Brunel nannte den Dampfer zärtlich sein *great babe*.

Im Februar 1854 beginnen in den Londoner Docks gegenüber Greenwich die Bauarbeiten. Brunels Riesenschiff soll nicht nur Platz für 4000 Passagiere bieten – es soll die Welt umrunden, ohne ein einziges Mal Kohlen nachladen zu müssen. 2000 Mann arbeiten an der „Great Eastern“. 30 000 Eisenplatten, jede um die 300 Kilogramm schwer, werden allein im Rumpf verarbeitet. Sie müssen mit Seilzügen und Muskelkraft hochgehievt werden. Zwölf Stunden täglich, sechs Tage die Woche wird geschuftet. Dreieinhalb Jahre lang.

Doch nicht nur Brunel ist wie verzaubert von diesem Schiff: Die Docks werden zu einer der größten Touristenattraktionen Europas. Und London feiert Volksfeste. Überall ertönen „Great Eastern“-Polkas. „Great Eastern“-Porzellan kommt auf den Markt. Kinder lernen mit dem „Great Eastern“-Alpha-

bet lesen. Gekrönte Häupter reisen an, um einen Blick auf das geheimnisvolle Schiff zu werfen, das – weil kein Trockendock der Welt groß genug wäre – direkt am sanft abfallenden Ufer der Themse erbaut wird.

Schon bald gilt die „Great Eastern“ als Symbol für die britische Vorherrschaft auf dem Meer. Die „Times“ jubelt, der Dampfer rechtfertige die britischen Ansprüche auf die „moralische Vormachtstellung in der Welt“.

Seit den 1820er Jahren tuckern Dampfschiffe durch die Küstengewässer Großbritanniens. Doch Fernreisen schienen lange undenkbar. Man glaubte, die benötigte Energie, um ein Schiff anzutreiben, sei direkt proportional zu seiner Größe. Statt über einen New-York-Trip mit dem Schiff könne man genauso gut über „eine Reise zum Mond“ nachdenken, behauptete ein Dampfmaschinen-Experte.

Brunel rechnete anders: Mit jeder Registertonne steige der Energiebedarf zwar an, der relative Verbrauch, erkannte er richtig, sinke jedoch. Für besonders weite Reisen müsse man daher besonders große Dampfer bauen. Mit der „Great Western“ bezwang er 1838 den Atlantik. Und nun soll es die noch größere „Great Eastern“ bis nach Australien und zurück schaffen.

Als Antrieb entscheidet Brunel sich für eine einzig-

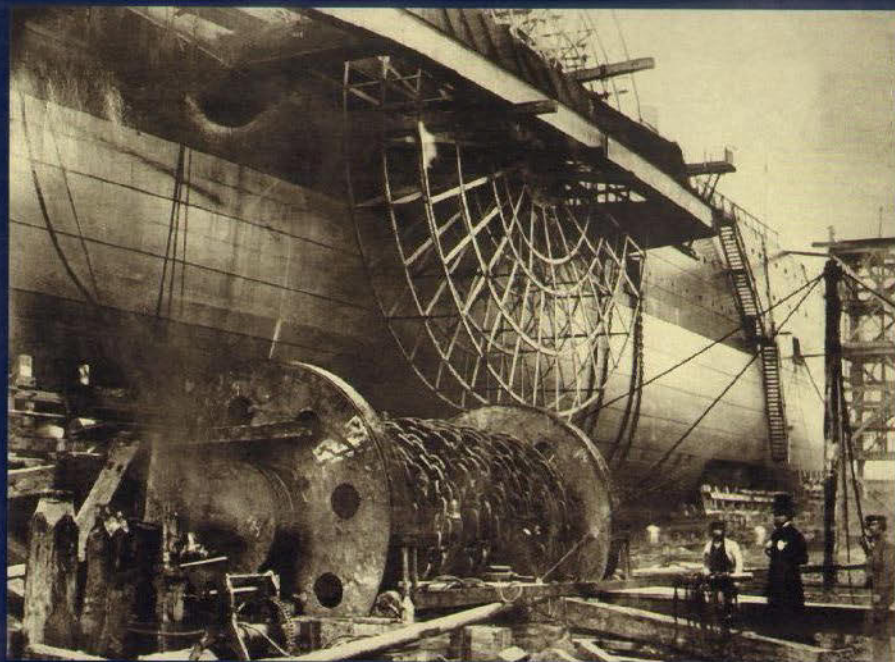
tige Kombination aus Schiffsschraube und seitlichen Schaufelrädern. Letztere haben einen Durchmesser von 17 Metern, der des Schiffspropellers beträgt mehr als sieben Meter. Zusätzlich kann der Sechsmaster den Wind nutzen.

Das Schiff ist ein Koloss. Der gewaltigste Dampfer des 19. Jahrhunderts: 211 Meter lang, 25 Meter breit, 18 Meter hoch, 17 682 Tonnen Gewicht. Gewöhnlich lässt man Schiffe mit dem Heck voran vom Stapel. Doch bei den Docks ist die Themse kaum breiter als Brunels „Baby“ lang. Daher entscheidet er sich für einen seitlichen Stapellauf. Das Schiff liegt parallel zur Themse auf Kiel, gewaltige Hydraulikpressen sollen es ins Wasser drücken.

IM HERBST 1857 ist die „Great Eastern“ endlich klar zum Stapellauf. Zur Sicherheit ordert Brunel Rückhaltekettens mit Gliedern, dicker als seine Oberarme. Der Dampfer darf beim Stapellauf auf keinen Fall außer Kontrolle geraten. Brunel richtet ein Memorandum an alle Mitarbeiter: Er fordert höchste Konzentration – und vor allem „absolute Stille“.

Doch als er am 3. November 1857 am Themse-Ufer eintrifft, muss er sich erst

dampfer der Welt. Dessen Konstrukteur Isambard Kingdom Brunel will mit dem Koloss bis nach Australien reisen



Haushoch sind die beiden Schaufelräder der »Great Eastern«. Zusammen mit der Schiffs-schraube bilden sie den neuartigen Antrieb des 211 Meter langen Ozeanriesen

durch eine Menschenmenge kämpfen. Hinter seinem Rücken hat die Schiffsbaugesellschaft Eintrittskarten verkauft. 10 000 begeisterte Fans tummeln sich auf dem Werftgelände, Musikkapellen spielen auf.

Brunel versucht, die Nerven zu bewahren. Hoch oben auf einer Plattform gibt er mit Flaggen das Signal zum Stapellauf: Die Hydraulikpressen laufen an – doch das Schiff wackelt nicht einmal.

Dann bewegt es sich plötzlich mit einem Ruck, mehrere Arbeiter werden durch die Luft geschleudert. Einer stirbt. Als Brunel die Maschinen stoppen lässt, hat sich das Schiff lediglich anderthalb Meter bewegt. Die „Great Eastern“ sitzt fest. Und statt des Triumphs erlebt Brunel ein Desaster.

Er lässt die Anzahl der hydraulischen Pressen verdoppeln. Zentimeter um Zentimeter geht es vorwärts.

Doch erst am 31. Januar 1858 – nach immer neuen Rückschlägen – gleitet das Schiff in den Fluss. Zu diesem Zeitpunkt hat die „Great Eastern“ 732 000 Pfund gekostet, fast doppelt so viel wie geplant. Brunel schießt einen Großteil seines Privatvermögens zu.

Er beginnt zu kränkeln: Auf einen Gehstock gestützt, schleppt er sich übers Deck und überwacht, wie sich der Dampfer in ein Luxushotel verwandelt. Salons mit gewaltigen Spiegeln, Kronleuchtern, goldenen Ornamenten, Kabinen mit Badewanne.

AM 5. SEPTEMBER 1859, zwei Tage vor der ersten Probefahrt, posiert der Ingenieur für einen Fotografen auf dem Schiff seiner Träume. Schwer gezeichnet von den Strapazen, steht er neben einem der gewaltigen Schornsteine. Er ist alt geworden, doch er blickt voll Stolz in die Kamera. Kurz darauf bricht er mit einem Schlaganfall zusammen.

Brunel liegt krank im Bett, als sein Riesenbaby am

7. September auf seine erste Fahrt geht. Zwei Tage später steuert der Luxusdampfer mit 13 Knoten durch den Ärmelkanal. Tausende Menschen jubeln ihm vom Ufer aus zu.

Doch plötzlich, kurz nach 18 Uhr, ein unfassbares Getöse. Ein „Times“-Reporter an Bord berichtet später: „Beinahe gelähmt von der überwältigenden Erschütterung, standen die Leute, bis ihnen ins Bewusstsein kam, dass sie Schutz suchen mussten vor diesem Schauer von Trümmern – Glas, vergoldeter Zierrat, Salonornamente und Holzstücke, die wie Regentropfen in alle Richtungen zu fallen begannen.“ Eine Explosion im Maschinenraum, die fünf Todesopfer fordert. Als Brunel davon erfährt, erleidet er einen Rückfall. Eine Woche später ist er tot.

Die technischen Probleme auf seinem Schiff sind bald behoben. Aber dann stellt sich heraus, dass kein Hafenbecken in Australien groß

genug ist, um den Dampfer aufzunehmen.

Am 17. Juni 1860 läuft das Schiff Richtung New York aus, wo es nach elf Tagen und zwei Stunden anlegt. Es folgen einige weitere Atlantiküberquerungen. Doch der Dampfer ist für wirkliche Langstrecken geschaffen und auf diesen vergleichsweise lächerlichen Distanzen nicht konkurrenzfähig. Als 1865 der Bau des Suezkanals beginnt – für den die „Great Eastern“ zu breit ist –, wird sie für Reisen nach Australien oder Indien endgültig obsolet.

Schließlich wird das stolze Schiff für 25 000 Pfund verschrottet. Die neuen Besitzer reißen die Luxuskabinen heraus und bauen es zu einem Kabelleger um. Die „Great Eastern“ verlegt Telegrafleitungen, unter anderem zwischen England und den USA: eine Aufgabe, für die jedes andere Schiff zu klein gewesen wäre.

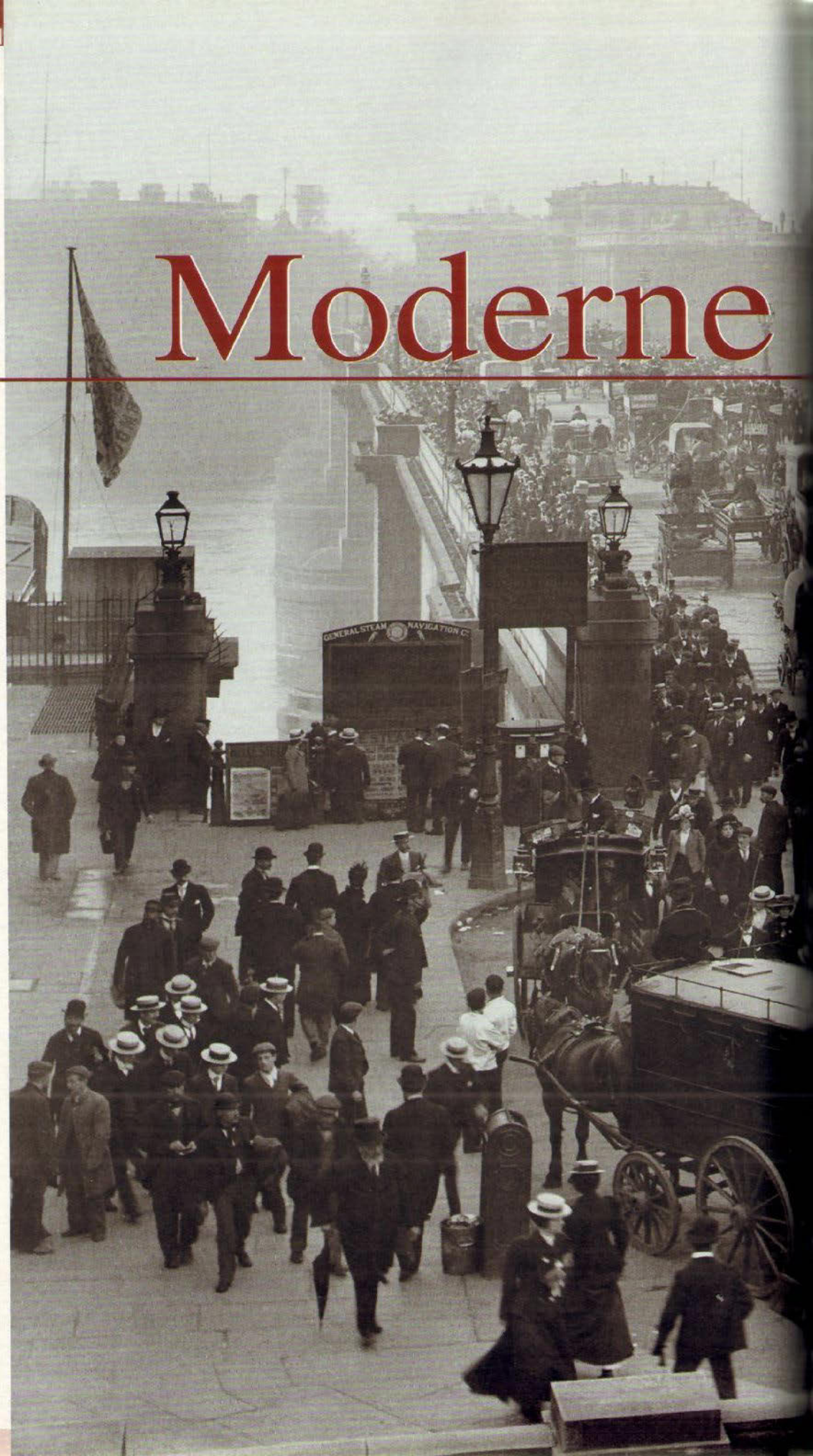
1888 wird die „Great Eastern“ im Hafen von Liverpool verschrottet: 200 Mann brauchen 24 Monate, um den Koloss auseinander zu nehmen. Das *great babe* des kleinen Isambard Kingdom Brunel war zu groß für diese Welt. □

Der Historiker Till Hein, 35, ist Journalist in Berlin

Moderne

Um 1800 wohnen eine Million Menschen in der Hauptstadt des British Empire – 100 Jahre später werden es sechsmal so viele sein, wird sich die Kapitale in eine Megacity verwandelt haben: mit Omnibussen und Eisenbahnen, Gasnetzen, Kraftwerken und einer hochmodernen Kanalisation.

1863 bauen Ingenieure die erste U-Bahn der Welt. Sie soll das zunehmende Verkehrschaos, wie hier auf der London Bridge, abwenden. Doch gerade die Metro treibt die Expansion der Großstadt noch weiter voran



Zeiten



Das Ganze klingt nicht sehr verlockend: „Düstere, übel riechende Tunnel, viele Klaffer weit entfernt von Licht und Leben; Abschnitte, die von Ratten bevölkert sind, durchtränkt mit Abwässern und von den Entweichungen der Gasleitungen vergiftet.“ So stellt sich ein Reporter der „Times“ im November 1861 die zukünftige Untergrundbahn vor. Selbst der Premierminister wird der Eröffnungsfeier fernbleiben. In seinem Alter, lässt der 78-jährige Lord Palmerston ausrichten, sei er bestrebt, so lange wie möglich oberhalb der Erde zu bleiben.

Vielleicht ist es weniger das Alter, sondern vielmehr der Argwohn, der den Politiker bremst. Die Kühnheit, eine Bahn unter einer Stadt zu bauen, hat bisher noch kein Mensch irgendwo auf der Welt besessen. Doch beide Institutionen, die „Times“ und die Regierung unter dem Premier, werden sich irren.

Die Metropolitan Railway ist vom ersten Tag an eine technische Sensation, die Tausende in den Untergrund lockt. Es ist der 10. Januar 1863, die Bahnsteige sind voller Menschen. Die Züge werden nicht stillstehen an diesem Tag: 30 000 Neugierige warten in den sieben Stationen auf der 6,5 Kilometer langen Strecke zwischen Paddington und Farringdon, um in den von Dampflokomotiven gezogenen dunkelgrünen Wagen mitzufahren.

Auf dem Bahnsteig hängt an diesem Tag ein schweflicher Geruch in der Luft – auch Dampf und Rauch, der in den Augen brennt. Doch stößt die eigens für die *subway* von dem Ingenieur Daniel Gooch konstruierte Lokomotive weit weniger Abgase aus als etwa eine Zugmaschine der Fernbahn: Eine Art Kühler reduziert den Ausstoß von Wasserdampf; und weil die Lok mit Koks und nicht, wie üblich, mit Kohle befeuert wird, ist auch die Rauchentwicklung geringer.

An den Versuchen, das Rauchproblem zu lösen, hatte sich zuvor auch der berühmte Ingenieur Robert Stephenson beteiligt – seine Idee, mithilfe von Hitze speichernden Backsteinen Druck auf die

Kessel der Lokomotive zu bringen, erwies sich allerdings nach mehreren Testläufen als höchst unzuverlässig. Auch der Vorschlag von John Fowler, dem Chefingenieur der Metropolitan Railway, hatte keinen Erfolg: Sein Plan, den Zug mittels Luftdruck durch die Röhren zu schieben, war technisch nicht umzusetzen.

An den Ticketschaltern im Eingangsbereich der Bahnhöfe lösen Männer, Frauen und Kinder an diesem 10. Januar zum ersten Mal Fahrscheine, ehe sie sich die Treppen hinunter auf den Bahnsteig drängen. Die Tickets für die 18-minütige Fahrt kosten in der dritten Klasse drei Pence (etwa so viel, wie ein Arbeiter in einer Stunde verdient), vier Pence in der zweiten und fünf Pence in der ersten Klasse.

Zehntausende kommen jedes Jahr in die Stadt – und bleiben

Die Wagen sind so geräumig, dass ein Mann von 1,80 Meter Größe seinen Hut aufbehalten kann. Zudem sind sie beleuchtet – in der ersten Klasse so hell, dass man sogar Zeitung lesen kann. Die Gaslaternen dafür sind ebenfalls eine spektakuläre Erfindung: Ihre Tanks – Kautschuksäcke, die in hölzernen Boxen auf den Waggondächern transportiert werden – speisen kleine Lampen im Wagenginneren und sorgen so für Helligkeit.

Der erste Tag der Metropolitan Railway verläuft ohne Zwischenfälle. Nur an der Portland Road (heute Great Portland Street) wird die Station verqualmt, als ein Zug zu lange auf das Signal warten muss. Ein Gastwirt aus der Nachbarschaft hilft einigen Gepäckträgern in sein Haus, wo er ihre Handgelenke und Schläfen mit Essig kühlt, damit sich die Männer von den Folgen der schlechten Luft erholen können.

DIE EINWEIHUNG der Untergrundbahn ist der vorläufige Höhepunkt einer Entwicklung, wie es sie so noch nie zuvor gegeben hat: der Verwandlung einer Stadt zur modernen Metropole – tiefgrei-

fend umgeformt von der Industrialisierung und der Massenkultur in all ihren Facetten. London wird zum Vorbild für Städte auf allen Kontinenten, die in den folgenden Jahrzehnten der Kapitale an der Themse folgen.

Um 1860 leben 3,2 Millionen Menschen im Großraum London. Und die Stadt wächst jeden Tag. Allein zwischen 1841 und 1861 sind 600 000 Migranten aus Großbritannien, Irland und anderen, hauptsächlich europäischen Staaten nach London gekommen. In den folgenden zwei Dekaden ziehen weitere 830 000 Menschen in die Metropole, sodass die Zahl der Einwohner bis 1880 auf 4,7 Millionen steigt.

London gibt den Rhythmus der modernen Konsumgesellschaft vor. Auf der Regent und der Oxford Street flanieren die Damen zwischen den Kaufhäusern, in Knightsbridge bauen Henry Charles Harrod und sein Sohn Charles Digby Harrod ihr Warenhaus zu einem Handelsimperium aus. Ihre telegrafische Adresse „EVERYTHING, LONDON“ verspricht den Kunden, dass sie sich einem neuen Laster hingeben können, dem grenzenlosen Konsum. Bei „Harrods“ kauft die feine Gesellschaft Lebensmittel, Möbel und Mode, dazu gibt es elegante Hinterzimmer, in denen „ohne Aufpreis und Fragen“ geraucht, gewartet und geruht werden kann.

Während im West End und in der City die neuesten Moden aus Paris getragen werden, herrschen dagegen in den Slums im Süden und Osten der Stadt Not und Elend. Jeder dritte Londoner lebt in Armut, Hunderttausende müssen sich als Tagelöhner verdingen. Die Monatsmiete für ein repräsentatives Stadthaus im noblen Wilton Crescent beträgt ungefähr so viel, wie vier gut beschäftigte Arbeiter in einem Jahr verdienen.

Die sanitären Verhältnisse in den ärmsten Gegenden der Stadt sind katastrophal: Mehr als 600 000 Londoner haben keinen Zugang zu frischem Wasser; die Abwässer faulen vielerorts in offenen Gruben neben den schlammigen Straßen; oft müssen sich fünf oder mehr Menschen ein einziges Zimmer teilen.



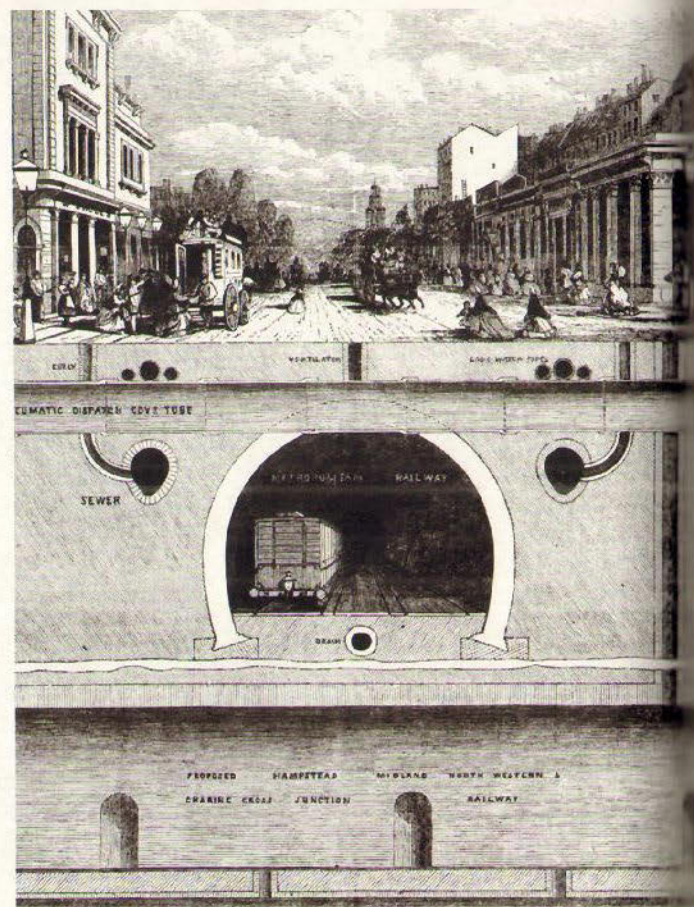
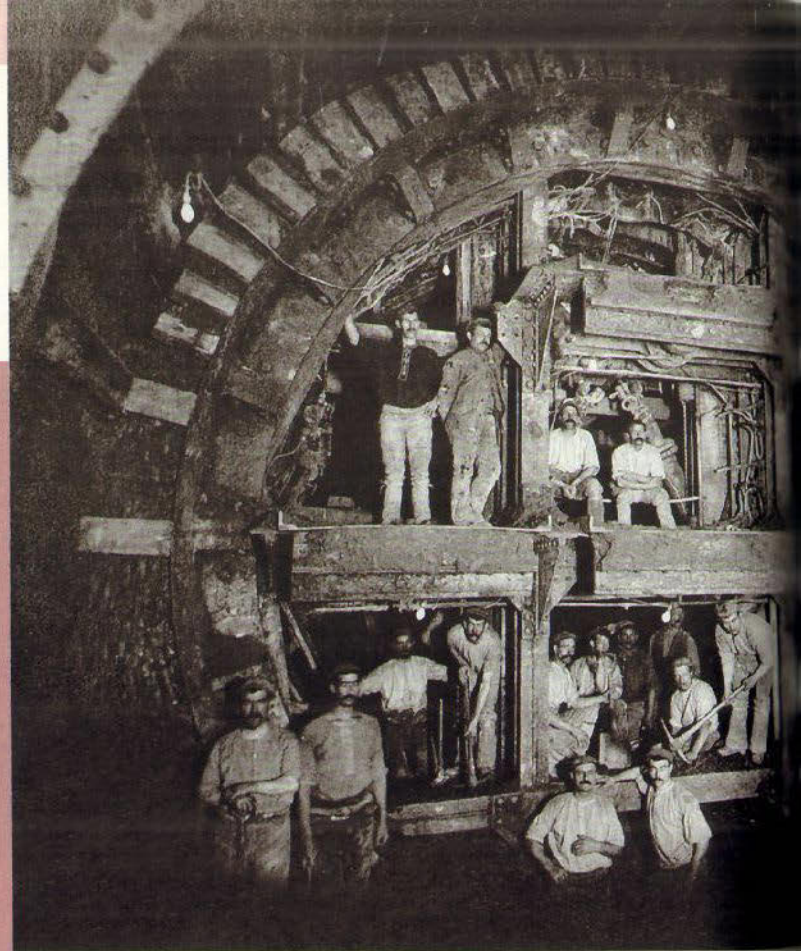
Die Ecke Tottenham Court Road und Oxford Street passieren um 1880 täglich Hunderte Pferdeomnibusse. Dieses 1829 eingeführte Verkehrsmittel erlaubt es vielen Londonern erstmals, in den Randbezirken zu wohnen und in die City zu pendeln. Die neuen Vorstädte der Mittelschicht vergrößern beständig die Fläche Londons

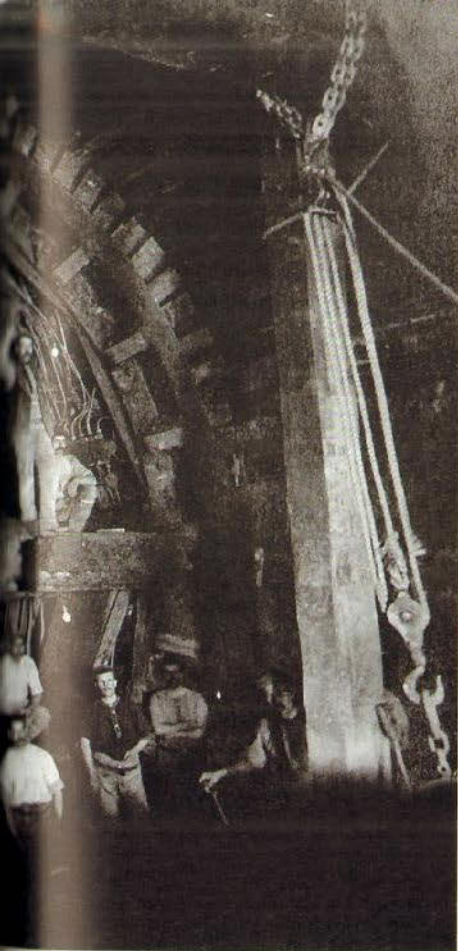


Straßenhändler, die in den Armenquartieren wie St Giles Fisch oder Gemüse verkaufen (links), blockieren mit ihren Handkarren die verwinkelten Gassen. Durchgangsstraßen sollen das Verkehrsgewirr in der Innenstadt mildern. Sie erschließen zugleich ehemals ländlich geprägte Vororte wie etwa Kensington (oben)



Ab 1860 schlugen Bauarbeiter für die U-Bahn Schienen durch die Stadt. Manchmal, wie hier in Leinster Gardens, müssen die Arbeiter Häuser niederreißen. Auch deshalb werden spätere Linien tiefer ins Erdreich gelegt: Untertage graben Männer der Central London Railway 1898 mithilfe einer speziellen Stahlvorrichtung (oben rechts) jenen Tunnel, der diesen Bahnen ihren Spitznamen verleiht: »Tube« – englisch für Röhre





Nur wenige Meter unter der Stadt entsteht eine hochmoderne Infrastruktur. Der Querschnitt von 1864 zeigt die Tiefbauten an der Kreuzung Hampstead und Euston Road: Vorbei an Gas- und Wasserrohren leiten Gullys Regenwasser in die Kanalisation hinab. Der U-Bahn-Tunnel von acht Meter Durchmesser ist oben mit Lüftungsschächten versehen. In der Tiefe sammelt ein großer Auffangkanal die Abwässer

Für Ingenieure und Stadtplaner ist London jedoch gerade wegen seiner krassen sozialen Gegensätze eine besondere Herausforderung. Die Verwandlung der Stadt ist denn auch kein Werk der Kunst, sondern eines der Technik: Nicht etwa Kathedralen oder Paläste verändern die Metropole, sondern in Stein erstarrte Visionen von Nüchternheit und Nutzwert: Viadukte, Kanäle, Pumpstationen, Bahnhöfe, Schienenstränge.

ES WAR CHARLES PEARSON, ein Justitiar der City of London, der als Erster vorschlug, quer durch die Stadt eine unterirdische Eisenbahn zu bauen. 1845 schrieb er in einer Denkschrift, man könne dem drohenden Verkehrsinfarkt auf Londons Straßen am besten mittels einer Bahn entgegen, die unter einer gläsernen Hülle vom Fleet Valley im Westen der Innenstadt hinunter bis nach Farringdon reichen würde, „so erhaben, hell und trocken wie die Arkaden im West End“.

Denn das Chaos war zu dieser Zeit schon nicht mehr zu bändigen: dieses undurchdringliche Gewühl aus den vielen Pferdeomnibussen, großen Lastkutschen, Privatdroschken wie den zweirädrigen Hansoms, bunt bemalten Werbewagen, den hetzenden Trägern, Rinderherden auf dem Weg zum Markt, Pferden, sperrigen Hand- und Hundekarren und, dazwischen, Zehntausenden Fußgängern.

Um die Jahrhundertmitte machten allein die von Pferden gezogenen Busse täglich etwa 7000 Fahrten durch den engen Bereich der Innenstadt. Nicht nur an Knotenpunkten wie Ludgate Hill kam es regelmäßig zu Verstopfungen; Schritttempo war fast überall das Maximum. Auf der Blackfriars Bridge über die Themse stauten sich zur Rush-Hour mitunter sogar die Fußgänger.

Zeitgenossen mutmaßten, dass es länger dauere, vom Bahnhof an der London Bridge zur fünf Kilometer entfernten Paddington Station zu gelangen, als vom gleichen Ausgangspunkt in das 75 Kilometer entfernte Seebad Brighton an der Südküste.

Einen Masterplan, der das Wachstum Londons steuern könnte, gab es nicht.

Die Metropole wurde nicht einheitlich regiert – zum Beispiel von einem Bürgermeister –, sondern von nicht weniger als 300 lokalen Behörden und kommunalen Einrichtungen verwaltet. Darüber hinaus griffen auch das Parlament und die britische Regierung direkt in die Belange Londons ein – etwa als der Innenminister im Jahr 1829 eine Polizeibehörde für den Großbereich London schuf.

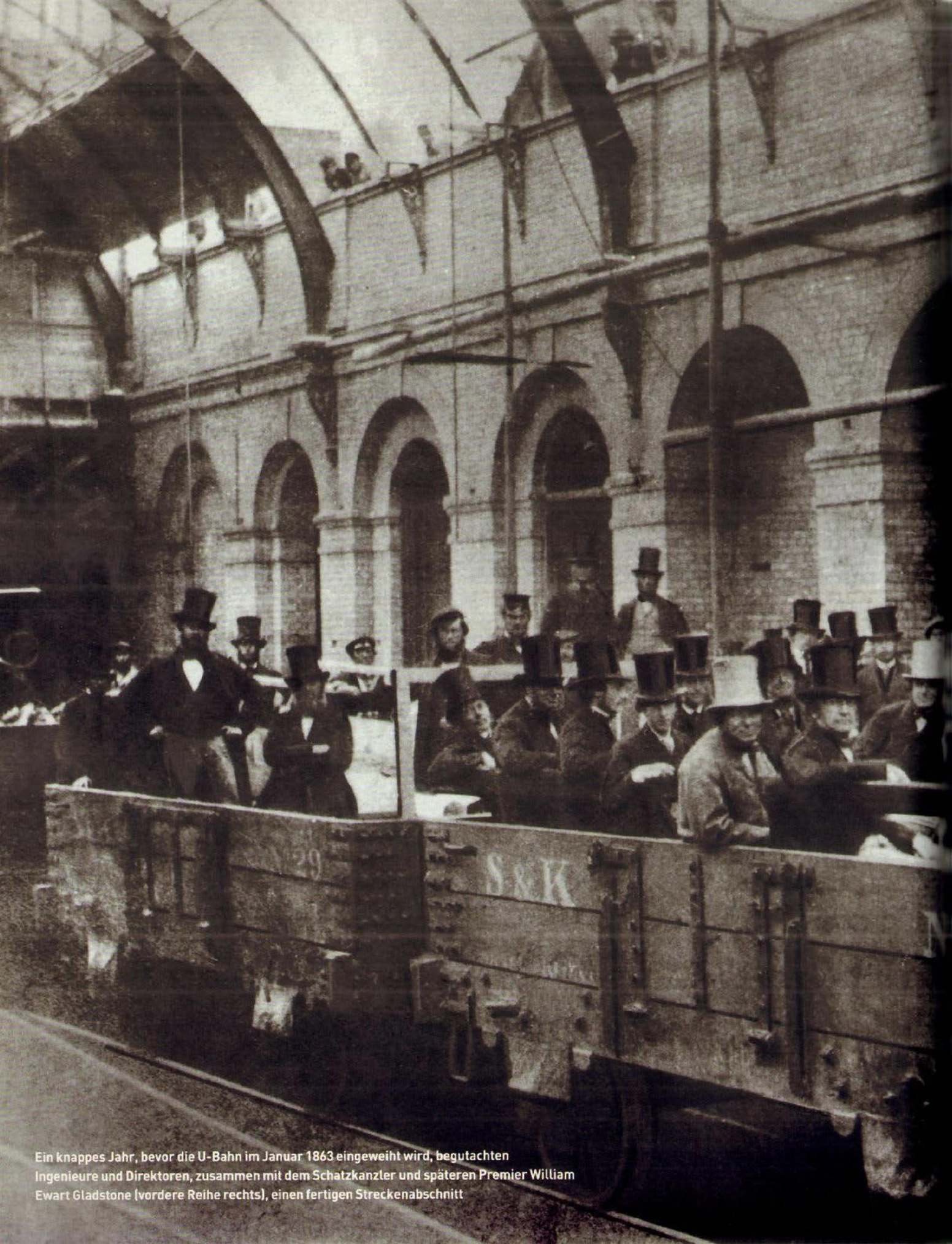
Entscheidungen des öffentlichen Lebens, unter anderem über die Abwasserentsorgung oder den Bau kleinerer Straßen, lagen jedoch meist in der Hand der jeweiligen lokalen Behörden. Die einzige Institution, die große Durchgangsstraßen bauen lassen konnte, war das Parlament. Die Abgeordneten waren freilich darauf bedacht, dass sich solch kostspielige Projekte durch den Verkauf oder die Vermietung von Häusern, die gleichzeitig mit den Verkehrswegen gebaut wurden, selbst finanzierten. Auch deshalb blieb die Zahl neuer Durchgangsstraßen gering.

In den Banken und Geschäftshäusern der City aber war der Bedarf an Arbeitskräften nahezu unerschöpflich. Neben den vielen Gütern, die in das Zentrum der Stadt transportiert wurden, drängten täglich 250 000 Angestellte zu den dortigen Büros. Doch im Stau drohten Pendler und Güter stecken zu bleiben.

Mehr als 130 000 Londoner müssen den neuen Bahnlinien weichen

Mobilität ist die Triebkraft einer jeden Metropole – London aber war trotz der vielen Droschken und Karren nach wie vor eine Stadt der Fußgänger. Im Jahre 1836 zum Beispiel überquerten täglich 175 000 Menschen die Brücken. Es war mühsam, zu Fuß zur Arbeit zu gelangen oder eine neue Anstellung zu finden.

Ein ehemaliger Böttcher erinnerte sich später: „Erst ging ich hinunter zum Flussufer bei Shadwell. Keine Arbeit zu finden. Dann fragte ich an anderer Stelle in Limehouse. Keine Hilfe gesucht. Also



Ein knappes Jahr, bevor die U-Bahn im Januar 1863 eingeweiht wird, begutachten Ingenieure und Direktoren, zusammen mit dem Schatzkanzler und späteren Premier William Ewart Gladstone (vordere Reihe rechts), einen fertigen Streckenabschnitt



schaute ich zu Hause herein und bekam zwei Scheiben Brot in Papier und ging dann acht Meilen zu einem Böttcher in Tottenham. Vergebens. Ich schleppte mich zurück nach Clerkenwell. Als ich Stepney erreichte, war ich todmüde.“

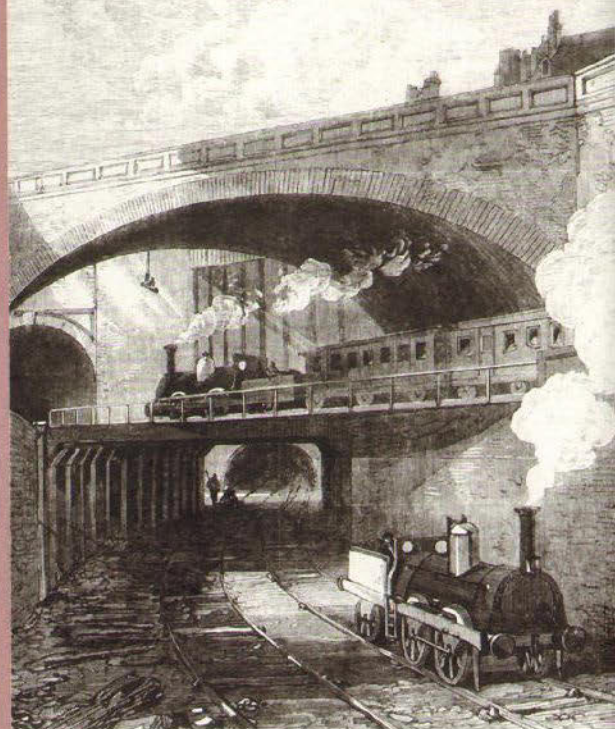
Zwar fuhren seit 1829 die Pferdeomnibusse, doch der Preis von einem Shilling, etwa für eine Fahrt von Paddington zur Bank of England, lockte nur Wohlhabende in die 20-sitzigen Gefährte. Auch die Hackney-Cabs – unbequeme, kleine Kutschen – waren mit acht Pence pro gefahrene Meile zu teuer für Arbeiter.

Als 1836 die erste regelmäßige Zugverbindung vom acht Kilometer entfernten Deptford (und zwei Jahre später ab Greenwich) nach London eingerichtet wurde, übersahen die Investoren ebenfalls ein potenzielles Geschäft. Der „London & Greenwich“ wurde als Langstreckenzug mit nur wenigen Haltestellen geplant – und nicht etwa als Vorortverbindung, die es den Arbeitern aus den umliegenden Dörfern erlaubt hätte, morgens früh nach London zu kommen.

Im Jahre 1854 leisteten es sich nur etwa 10 000 Menschen, mit den Zügen nach London zur Arbeit zu fahren. Und die Züge endeten irgendwo – nur nicht in der City. Denn das Parlament hatte 1846 angesichts einer Vielzahl von Bauanträgen privater Eisenbahngesellschaften die Errichtung von Bahnhöfen in Londons Innenstadt verboten. Nur die Streckenführung durften die Bahngesellschaften festlegen. Und die bauten dort, wo Land für die Schienentrassen billig war – also vorzugsweise in Slumgegenden. Dort konnten sie Grundstücke erwerben, Häuser niederreißen und die Viadukte legen, auf denen die Züge rollten.

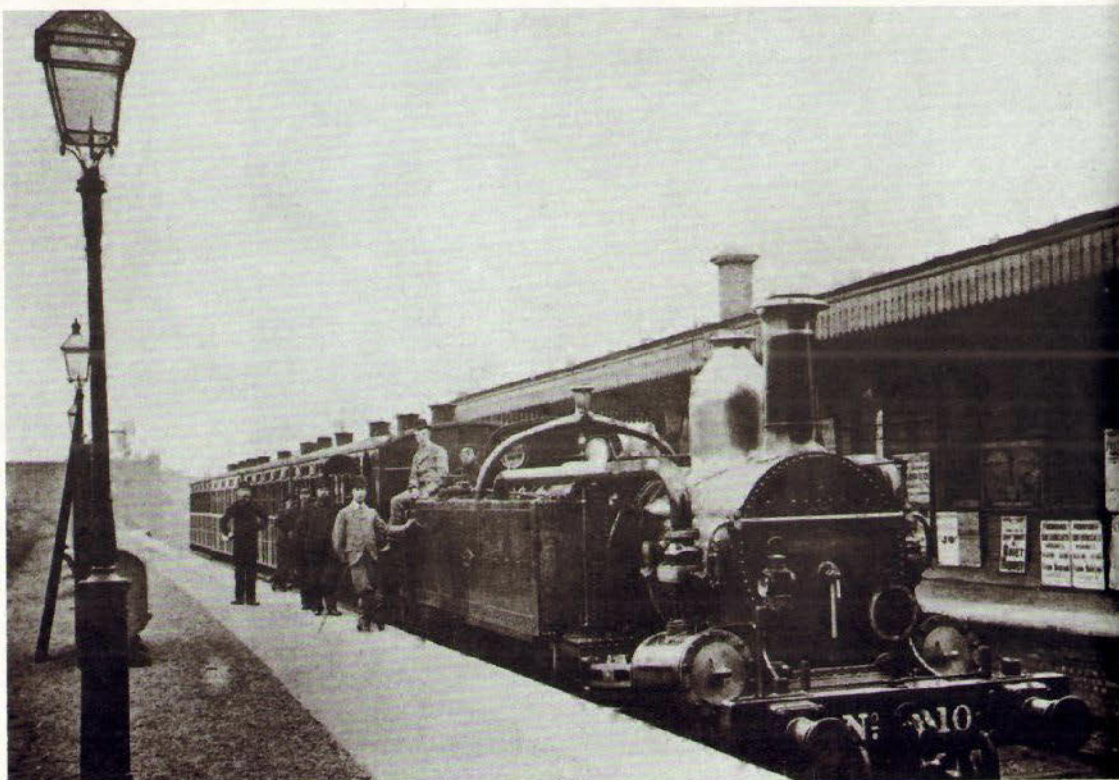
Dabei war die geographisch kürzeste Linie nicht immer die günstigste Verbindung: Waren Grundstücke andernorts preiswerter, dann führten die Gesellschaften ihre Trassen eben in bogenförmigen Schienen durch die Stadt. Ein paar Schienen mehr zu verlegen kam schließlich billiger, als teuren Boden zu erwerben.

Und die Bewohner der zerstörten Häuser? Sie konnten froh sein, wenn sie



Die Metropolitan Railway ist von Beginn an so beliebt, dass schnell weitere Trassen gebaut werden. Zwischen den Stationen King's Cross und Farringdon quert die neue Linie die alte unter einer aufwendigen Brückenkonstruktion (oben). 1884 wird ein U-Bahn-Ring um die Innenstadt vollendet, der die monumentale Cannon Street Station (links) mit fast allen anderen Fernbahnhöfen Londons verbindet

Außerhalb der Innenstadt, etwa im Stadtteil Brompton, fahren die U-Bahn-Züge auch überirdisch. Für die langen Tunnelpassagen müssen die Lokomotiven zum Schutz der Passagiere dennoch möglichst abgasarm arbeiten. Die 120 speziell entwickelten Beyer-Peacock-Loks der Metro leiten ihren Dampf deshalb über seitliche Rohre in einen Kaltwassertank, wo er kondensiert. 1890 wird die erste elektrische Lok eingesetzt



eine kleine Abfindung erhielten und in den sowieso schon hoffnungslos überfüllten Elendsquartieren unterkamen. Wenn man den Eisenbahngesellschaften freie Hand ließe, hieß es unter den Londonern in jener Zeit, dann würden sie „einen Schwamm nehmen und die ganze City wegwischen, bis nur noch St Paul's in der Mitte übrig“ bliebe.

1855 WAR DAS JAHR DER WENDE: Zum ersten wurde der „Metropolitan Board of Works“, kurz MBW, eingesetzt. Damit hatte zum ersten Mal in der Geschichte Londons eine kommunale Organisation die Gesamtverantwortung für zumindest einen Teil der städtischen Belange – den Straßenbau und die Abwasserentsorgung.

Zum anderen empfahl ein von Charles Pearson inspiriertes Expertengremium, die inzwischen errichteten neun Kopfbahnhöfe durch eine unterirdische Bahn miteinander zu verbinden, um so den Verkehr auf den Straßen zu entlasten. Der Plan, so abenteuerlich er auch klang, wurde 1859 vom Parlament angenommen.

Die Metropolitan Railway Company wurde gegründet, eine Firma, an der die Stadt London Anteile hielt. Es war ein großes Wagnis, denn niemand hatte jemals zuvor versucht, eine Untergrundbahn durch eine Millionenstadt zu treiben. Schon allein die Idee klang für viele absurd: eine Bahn unterhalb der Stadt; Menschen, die, in Waggons gedrängt, scheinbar ausweglos durch lange Tunnel fahren.

„Ich habe heute eine erste, ungefähre Vorstellung des Hades bekommen“, schrieb später der Autor R. D. Blumenthal und verglich die Subway mit dem Totenreich. „Und wenn es dort wirklich so ist, dann will ich nie wieder irgendwas falsch machen.“

Im Frühjahr 1860 begannen die Bauarbeiten zur ersten Untergrundbahn der Welt, der Metropolitan Railway. Schon bald nach dem ersten Spatenstich wurde am Nordwestrand der Innenstadt eine riesige Baustelle eingerichtet. Die New Road (die heutige Euston Road) in St Pancras

verwandelte sich über die gesamte Breite und auf einer Länge von einigen hundert Metern in einen matschigen Graben, dessen Ränder mit einer Verschalung aus Holz abgestützt werden mussten.

An den Rinnsteinen standen Bauwagen, stählerne Flaschenzüge hievten Eimer voller Schlick nach oben. Erleichtert wurde die Arbeit der Männer durch einen mehr als zwölf Meter hohen hölzernen Apparat – eine Art Förderband, eigens für diese Baustelle entwickelt –, der die Erde aus dem Schacht nach oben transportierte.

Cut and cover nannte sich die Methode, mit der Ingenieur Sir John Fowler die 6,5 Kilometer lange Strecke zwischen Paddington Station und Farringdon Street bauen ließ – abgesehen von einem 650 Meter langen Tunnel, den

Das U-Bahn-Netz wird von sechs Firmen betrieben

die Arbeiter nach traditioneller Untertagebauweise in den Hügel von Mount Pleasant in Clerkenwell trieben.

Die Technik des *Cut and Cover* war einfach: Die Fahröhre, ein zweigleisiger Schienenstrang unter einem aus Backstein gemauerten Bogen von etwa acht Meter Durchmesser, wurde einfach in den aufgerissenen Untergrund gebaut: gut zehn Meter tief, vorbei an dem Gewirr aus Abwasserrohren, Gas- und Trinkwasserleitungen. Zum Abschluss wurde das Rund mit einem Dach aus Mauerwerk versehen und die Erde mit einer neuen Straße versiegelt.

Mehrere tausend Arbeiter, angeheuert im ganzen Land, gruben in zwei Schichten rund um die Uhr. Nachts erhellten Fackeln die Baustellen; tagsüber musste das bisschen Sonnenlicht reichen, das bis auf den Boden der Schächte drang. Im Halbdunkel, von oben durch das dichte streifenförmige Raster der Stützbalken kaum zu erkennen, wühlten sich die Männer mit Hacke und Schaufel Meter für Meter durch das Erdreich.

Es roch feucht und muffig dort unten, oft auch stechend, wenn einer der Arbeiter eine Abwasserleitung getroffen hatte. Der Lärm der dampfgetriebenen Baumaschinen wurde nur durch die gelegentlichen Kommandos der Vorarbeiter übertönt.

Die Arbeit war gefährlich. Jederzeit konnten die Männer von herabfallenden Gegenständen oder Erdmassen erschlagen werden. Im Mai 1861 warnte ein Knacken im Holz der Stützbalken die Arbeiter an der Euston Road gerade noch rechtzeitig, ehe ein mächtiges Stück Straße in den Schacht stürzte und Gärten, Bürgersteige, Telegrafenkabel, Wasser- und Gasleitungen mit sich riss.

Über die gesamte dreijährige Bauzeit blieben die Beschäftigungsbedingungen schlecht. Doch obwohl die U-Bahn-Arbeiter als Rohlinge verschrien waren, gab es keine nennenswerten Unruhen oder Streiks – zu viele junge Leute aus dem Umland standen Schlange für den nächsten freien Platz beim Streckenbau, um endlich ihr Glück in der Stadt zu versuchen.

Im Juni 1862 schließlich drohte ein schwerer Unfall das gesamte Projekt zum Scheitern zu bringen. Nach einem Wolkenbruch barst bei King's Cross der berühmte Fleet-Abwasserkanal, dessen Dach durch die Bauarbeiten beschädigt worden war. Zwei Tage kämpften die Arbeiter gegen den Druck der Wassermassen. Vergebens.

Der „schwarze Fluss“ ergoss sich in den U-Bahn-Stollen, riss Menschen, Balken, Gerüste mit sich und überflutete die Baustelle gut drei Meter tief mit Exkrementen. Niemand starb, doch die Arbeiter konnten erst Monate später fortgesetzt werden.

Von Anfang an sorgten die Bauarbeiten bei den Anwohnern des zukünftigen Streckenverlaufs für Verdross. Holzstapel und Schutthaufen versperrten an vielen Stellen die Bürgersteige. Tiefe Gruben machten lange Umwege nötig. Manche Stadtbewohner erreichten ihre Häuser nur über wacklige Planken, die behelfsmäßig über gähnende Abgründe gelegt worden waren. Der Boden war bis

weit in die angrenzenden Straßen hinein von einer braunen Dreckschicht überzogen. Kunden mussten durch knöcheltiefen Schlamm waten, um zu den Geschäften zu gelangen – wenn überhaupt noch Kunden kamen.

Viele Ladenbesitzer standen bald vor der Pleite und empörten sich über den Bau der Bahn. Ein Gastwirt namens Hart war der Erste, der vor Gericht eine Kompensation in Höhe von 120 Pfund erstritt, nachdem Arbeiter versehentlich einen Teil der Außenwand seines Pubs an der Chapel Street abgerissen und so beinahe den Zusammenbruch des Hauses verursacht hatten.

Dort, wo es nicht zu umgehen war, ließen Ingenieure ihre Fantasie spielen, um den offensichtlichen Schaden in den bürgerlichen Vierteln zu begrenzen. In Leinster Gardens 23 und 24 etwa, wo Arbeiter eine Schneise in die makellose Häuserreihe gerissen hatten, entstanden *mock houses*: schmucke Fassaden mit Fenstern und Türen – doch ohne Gebäude dahinter.

Dieser Aufwand war in den Elendsvierteln nicht notwendig. „Slum Demolition“ war schon vor dem U-Bahn-Bau der einfachste Weg für Londons Politiker und Stadtplaner gewesen, verrufene

den Eisenbahnen. Und 12000 Menschen machen der Metropolitan Railway Platz.

Da die Vertriebenen aber vor allem in den Docks Arbeit finden, sind sie gezwungen, in anderen Elendsvierteln in der Nähe des Stadtzentrums auszuharren, damit sie ihre Arbeitsplätze zu Fuß erreichen können. „Der arme Mann ist an einen Ort gefesselt“, schreibt Charles Pearson, der City-Justitiar. „Er hat nicht die Muße, zu spazieren, und es fehlt ihm das Geld für eine Fahrt.“

Pearson ist ein Visionär. Ihm schwebt mit der U-Bahn nicht nur ein effizientes Transportmittel vor. Die Metropolitan soll vielen Londonern auch zum ersten Mal die Möglichkeit geben, in komfortablere, in gesündere Wohnungen am Stadtrand zu ziehen. Er stellt sich Pendelverkehr zu günstigen Preisen vor und saubere Wohnanlagen in gepflegtem Grün. Damit wird er zum gedanklichen Vater der Vororte, der *suburbs*. Die U-Bahn ist ihm nicht allein technische Neuerung, sondern Symbol gesellschaftlicher Utopie: ein Mittel, um eine menschenwürdige Stadt zu schaffen.

Doch die Einweihungsfeierlichkeiten der Metropolitan Railway erlebt Charles Pearson nicht mehr. Er stirbt 69-jährig im September 1862 – vier Monate vor Fertigstellung der Linie.

Im Frühjahr 1863 beginnt der Siegeszug der Bahn. Nach dem Massenspektakel der Jungfernfahrt wird das neue Verkehrsmittel täglich von Zehntausenden genutzt. Und die Metropolitan Railway wirbt von Beginn an aggressiv um ihre Kunden. Die stinkenden Abgase, welche die Bahnhöfe verpesteten, hätten, so lassen die Betreiber verbreiten, eine heilsame Wirkung für Asthmakranke, „denen die schwefelhaltigen und anderen Dämpfe zuträglich sind. Es gab mehrere asthmatische Passagiere, die täglich ein oder zwei Runden fuhren, um die für sie belebende Atmosphäre zu genießen.“

Immerhin: Während an der Oberfläche Droschken, Omnibusse und Kutschen lärmend um die Vorfahrt ringen, gleichen die Bahnhöfe im Untergrund beinahe Oasen der Ruhe. Architektonisch



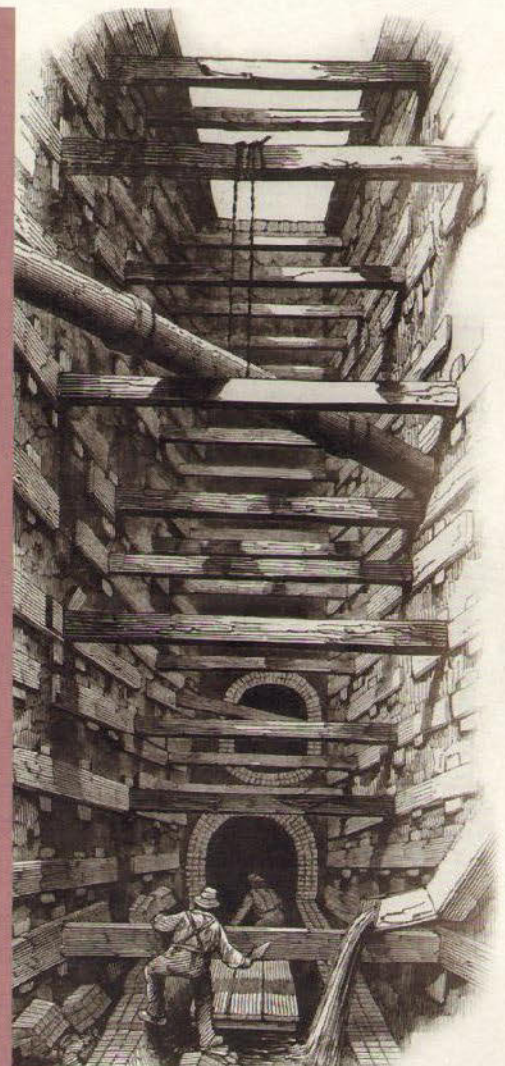
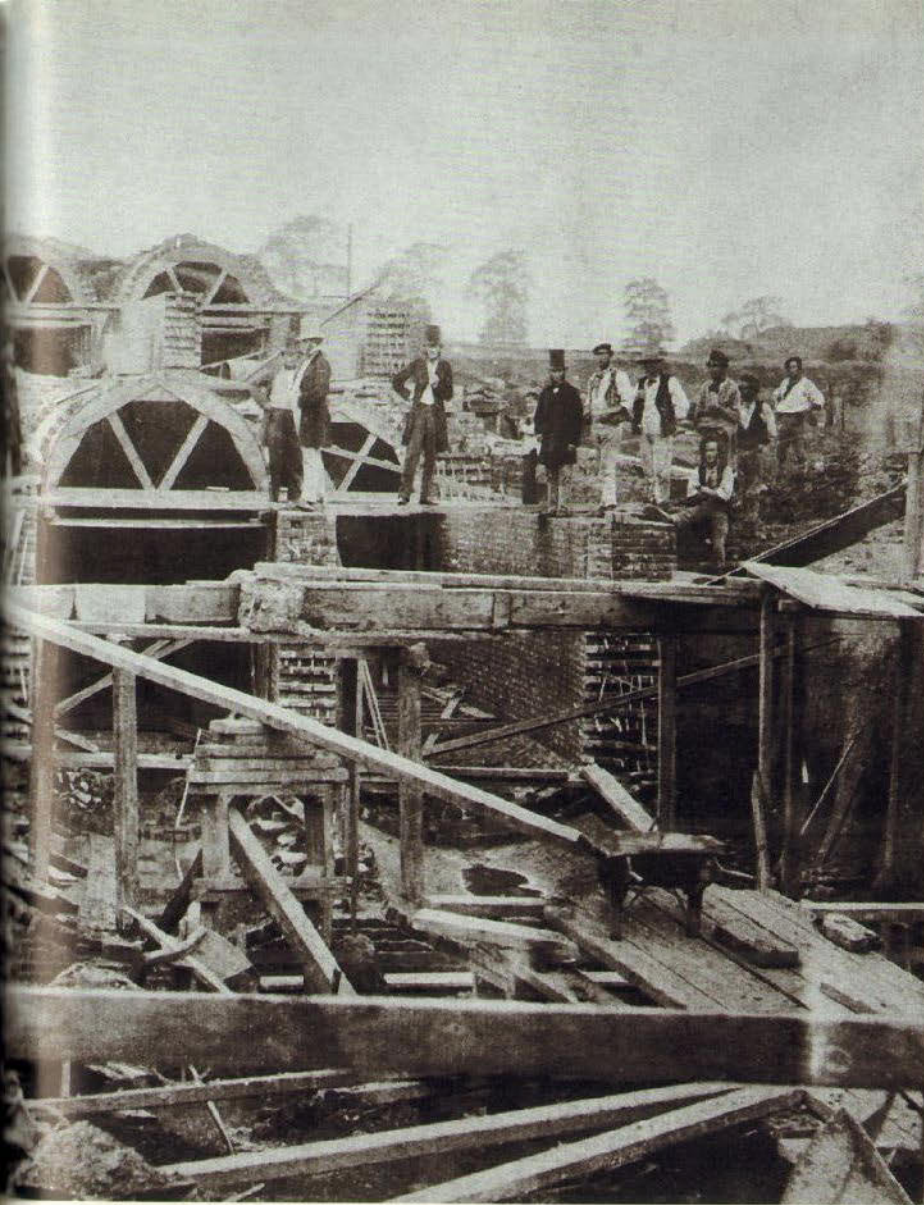
Mithilfe hölzerner Stützbögen mauern Arbeiter um 1860 einen gewaltigen Kanal, der die gesammelten Abwässer von Nord-London flussabwärts in die Themse leiten soll. Der Ausbau der Kanalisation ist neben der U-Bahn eines der dringendsten Bauprojekte. 1868 kann das neue System das Achtfache der damals anfallenden Abwassermenge aufnehmen. Doch nicht einmal 20 Jahre später ist es zu klein

Das neue Abwassersystem verhindert Cholera-Epidemien

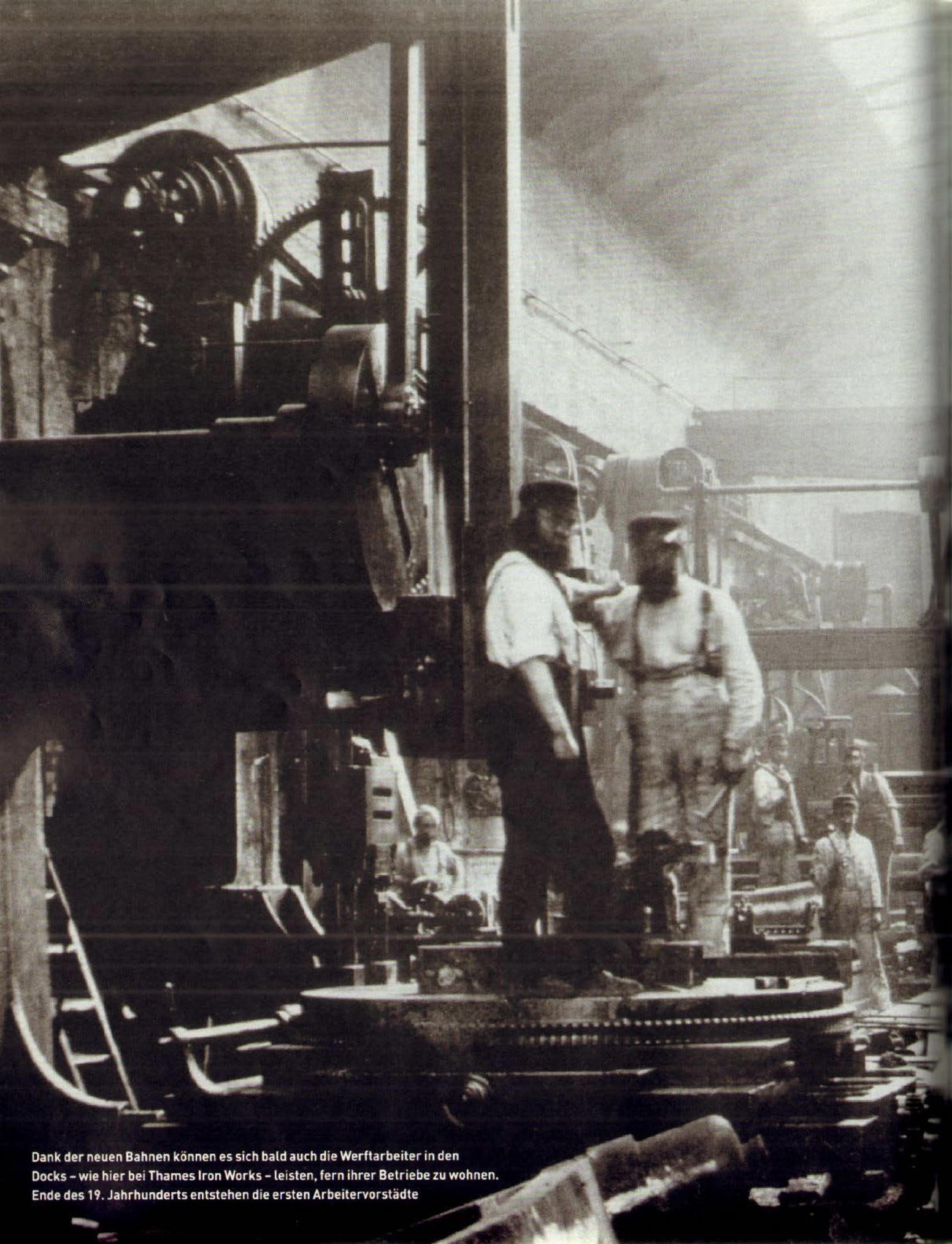
Viertel einfach auszulöschen und zugleich an billiges Bauland zu kommen.

Farringdon Road, New Oxford Street, Victoria Street und Cannon Street wurden nicht allein deshalb angelegt, um den Verkehr aufzunehmen: Der Slum von St Giles wurde 1846/47 durch die New Oxford Street zerrissen, das Armenviertel an der Pye Street um 1850 durch die Victoria Street geteilt; Commercial Street schlug eine Schneise durch Whitechapel und Spitalfields.

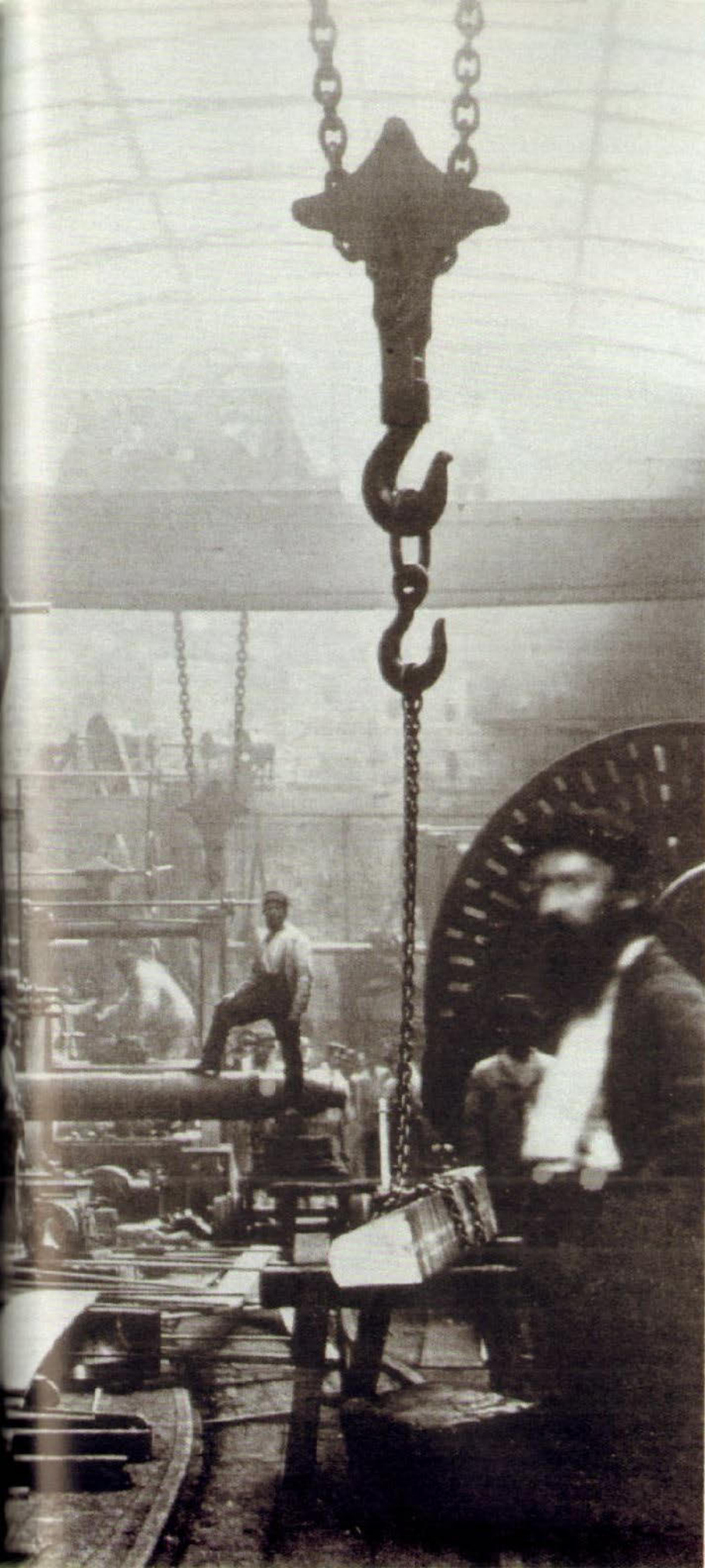
Ungefähr 100 000 Menschen müssen zwischen 1830 und 1880 den neuen Straßen weichen, schätzungsweise 120 000



Die Wasserleitungen, Gasrohre und Siele unter älteren Straßen wie der Fleet Street müssen regelmäßig saniert oder erweitert werden. Um 1875 fließt in nur der Hälfte aller Häuser Frischwasser, immerhin eine halbe Milliarde Liter täglich. Erst Anfang des 20. Jahrhunderts kommt der Durchbruch in der Versorgung: Eine städtische Behörde übernimmt alle privaten Wasserwerke



Dank der neuen Bahnen können es sich bald auch die Werftarbeiter in den Docks – wie hier bei Thames Iron Works – leisten, fern ihrer Betriebe zu wohnen. Ende des 19. Jahrhunderts entstehen die ersten Arbeitervorstädte



sind die einfachen, lichten Stationen jedoch keine Meisterleistung. Es gibt kein verschnörkeltes Tamtam wie in den Fernbahnhöfen King's Cross und Paddington. Nicht einmal Wartehäuschen.

Der Luftzug in den Stationen, erklärt einer der Aktionäre der Metropolitan Railway bald, sei in den Wintermonaten stark genug, „ein bronzenes Rhinoceros zu töten“. Wer sitzen will, kann sich allenfalls auf die roten Samtkissen der Ein-Penny-Personenwaagen hocken, die auf jeder Station stehen. An der Farringdon Street Station serviert die Firma Spiers and Pond Kuchen und Soda.

Bald steuern die Bahnen mit je vier Waggonen insgesamt mehr als 600-mal pro Tag die Bahnhöfe an. Bankdirektoren und Handwerker fahren in den gleichen Zügen – freilich in Wagen unterschiedlicher Klassen. Die große Mehrheit der Arbeiter indes kann sich ein Ticket für die U-Bahn nicht leisten. Das ändert sich ab 1864 durch die Einführung von *workmen's trains*: Wer einen dieser vor sechs Uhr morgens verkehrenden Arbeiterzüge nimmt, zahlt drei Pence für ein Rückfahrticket – so viel wie für eine einfache Fahrt in der dritten Klasse. Doch nur etwa 300 Fahrgäste täglich nehmen dieses Angebot wahr.

Erst als die Metropolitan Railway den Fahrpreis auf zwei Pence senkt, nutzt eine steigende Zahl der Berufstätigen die morgendlichen Züge. Sie sparen nicht nur Zeit, sondern gewinnen auch an Lebensqualität. So erklärt einer der Arbeiter einem Reporter: „Wenn ein Mann müde von der Arbeit nach Hause kommt, ist er wohl geneigt, mit der Frau und den Kindern zu zanken, und das führt zu allem möglichen Krach und endet damit, dass er in den Pub geht, um ein wenig Ruhe zu finden. Wird er aber nach Hause gefahren und erholt sich ordentlich von der Arbeit, dann wird er über seinem Abendbrot wieder ein fröhlicher Geselle sein.“

Der Erfolg der Metro – wie die neue Bahn bald genannt wird – lockt weitere Investoren an. 1868 eröffnet die District Railway als zweite U-Bahn-Gesellschaft Londons die Strecke zwischen South Kensington und Westminster. 16 Jahre später

schließen District und Metropolitan mit ihren Strecken einen U-Bahn-Ring um die Innenstadt, der fast sämtliche Kopfbahnhöfe Londons miteinander verbindet.

Andere unterirdische Linien folgen: die Bakerloo Railway, Central London Railway, Piccadilly Railway, die City & South London. Sie alle bilden, zusammen mit den oberirdischen Linien, das immer weiter ausgreifende Transportnetz der Metropole. Doch lange arbeiten die einzelnen Betreiber auf eigene Faust, werden die Linien von konkurrierenden Unternehmen ohne gemeinsamen Plan unterhalten. Erst viel später, in den 1930er Jahren, wird die Stadt die U-Bahnen übernehmen und sie zu einem System vereinheitlichen.

UNTERDESSEN WUCHERN die Dörfer in den Außenbezirken Londons schnell zu Vororten. Es ist eine Wachstumsspirale: Die Menschen brauchen die U-Bahn, um in die Suburbs ziehen zu können; gleichzeitig braucht die U-Bahn Kunden, um lukrative Strecken immer weiter aus der Stadt hinaus bauen zu können. Vor allem die Führung der Metropolitan ist sich des Potenzials der Vororte bewusst. Ihre Züge erschließen das Umland für die Mittelschicht. 1879 erreicht die Metro bereits Willesden im Nordwesten, etwa zwölf Kilometer vom Zentrum entfernt. Der Ort wächst innerhalb von 15 Jahren von einem kleinen Dorf zu einer Vorstadt mit fast 80 000 Einwohnern heran.

In den Suburbs sind die Mieten niedriger, ist es sauberer, grüner, ruhiger als in der Innenstadt. Die Bahn funktioniert wie ein Magnet: Wo eine Station gebaut wird, entsteht bald auch eine Wohnsiedlung. Spekulant, Grundbesitzer, Makler, aber auch Kaufleute und Gastwirte wollen am Boom teilhaben.

Der Architekt Norman Shaw entwickelt für das Vorstädtchen Bedford Park an der Station Turnham Green eine besondere Form der Bebauung: die Gartenvorstadt – eine Siedlung mit vielen Bäumen, einer Kirche, einem Gasthaus mit einer Fassade im rustikalen Tudor-Stil des 16. Jahrhunderts sowie langen Reihen an Landhäusern erinnernde Wohn-

gebäude, die mit fließend Warmwasser ausgestattet sind.

1891 leben 80 Prozent der in London beschäftigten Lehrer, Angestellten, Rechtsanwälte, Kaufleute und Architekten außerhalb der Innenstadt. 1861 haben die Suburbs 400 000 Einwohner, 1911 sind es 2,7 Millionen: 37 Prozent der Gesamtbevölkerung der Region London. Bald ist die Stadt in allen Himmelsrichtungen von gleichförmigen Siedlungen umschlossen.

Die Vorstädte tragen wesentlich dazu bei, dass London zur Megacity wird – zu einer Stadt, deren pure Größe eine neue Qualität erzeugt. Früher und massiver als in jeder anderen Metropole aber bündeln sich hier auch die Probleme der unaufhaltsamen Expansion. Früher und drin-

London ist größer als Paris, Berlin und Wien zusammen

gender müssen die Londoner daher in vielen Problembereichen nach neuen Lösungen suchen.

Bereits in den 1860er Jahren lässt der Ingenieur Joseph Bazalgette im Auftrag des MBW ein modernes Kanalsystem errichten, nachdem in der überfüllten Stadt mehrfach Cholera-Epidemien ausgebrochen sind. Fünf riesige Backsteintunnel mit einer Gesamtlänge von 130 Kilometern sammeln fortan die Abwässer der Metropole und leiten sie in sicherer Entfernung in die Themse.

Andere Netze entstehen, welche die wuchernde Stadt versorgen und ihr gleichzeitig Struktur geben: Nach der weltweit ersten Präsentation einer Gaslaterne 1805 auf der Pall Mall in Westminster verbreitet sich diese Technik schnell als Straßenbeleuchtung, vor allem in den Vierteln der Wohlhabenden. Bald werden neben die Gasleitungen dicke Kabel in die Erde gelegt. Thomas Alva Edison nimmt 1883 das erste Stromkraftwerk der Welt am Holborn Viaduct in der City in Betrieb. Noch vor Ende des Jahrhunderts liefern 30 Kraftwerke Energie.

Doch die wichtigste Triebfeder der britischen Metropole bleibt das Transportsystem, bleiben die Eisenbahnen, die Omnibusse, die inzwischen eingeführten Pferdetrams – und, vor allem, die U-Bahnen.

Gut 27 Jahre nach ihrer Eröffnung ist sich kein Londoner mehr zu fein, in die „düsteren, ungesunden Tunnel“ der Metro hinabzusteigen; selbst ein Angehöriger des Königshauses gibt sich die Ehre: Im November 1890 dreht der Prince of Wales persönlich im Bahnhof der King William Street Station einen goldenen Schlüssel um und startet damit den Stromfluss für die Linie City & South London, die erste elektrische Metro der Welt.

Und die Metropole wächst weiter. Um 1900 ist Greater London das größte bebaute Areal der Erde, von Ost nach West erstreckt sich das Häusermeer über eine Länge von 20 Kilometern. 6,5 Millionen Menschen leben hier – so viele wie in Paris, Berlin, Wien und St. Petersburg zusammen, mehr als doppelt so viele wie in ganz Norwegen oder Griechenland.

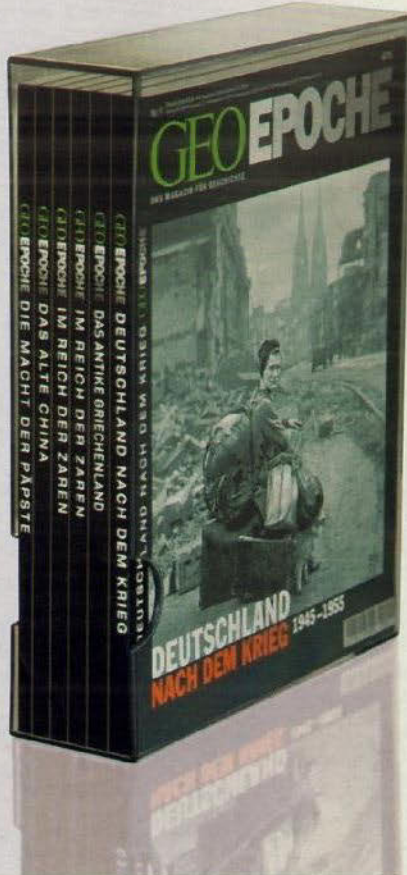
Die Innenstadt dieser Megalopolis ist mittlerweile weitgehend entvölkert: ein Prozess, mit dem London die Stadtentwicklung des 20. Jahrhunderts vorwegnimmt. Statt Wohnhäuser reihen sich in der City nun Bürogebäude mit Fassaden aus schimmerndem Kalkstein, gebranntem Ziegel oder Terrakotta aneinander.

Gewohnt wird in den Suburbs, Geschäfte werden in der City gemacht. Hier schlägt das Herz einer hyperdynamischen, imperialen Wirtschaftsmetropole, hier vereinigen sich alle Verkehrs- und Kommunikationsströme. Von hier gehen die entscheidenden Impulse für den Welthandel und das globale Finanzsystem aus, hier wird das phänomenale Wachstum der Stadt weiter geplant.

„Wo wird London nur enden?“, fragt ein Reporter der Zeitschrift „The Builder“ im Jahre 1870 Passanten auf der Straße.

„Himmel, wer weiß das schon“, antwortet ihm einer. □

Mitarbeit: Jens-Rainer Berg, Olaf Mischer.



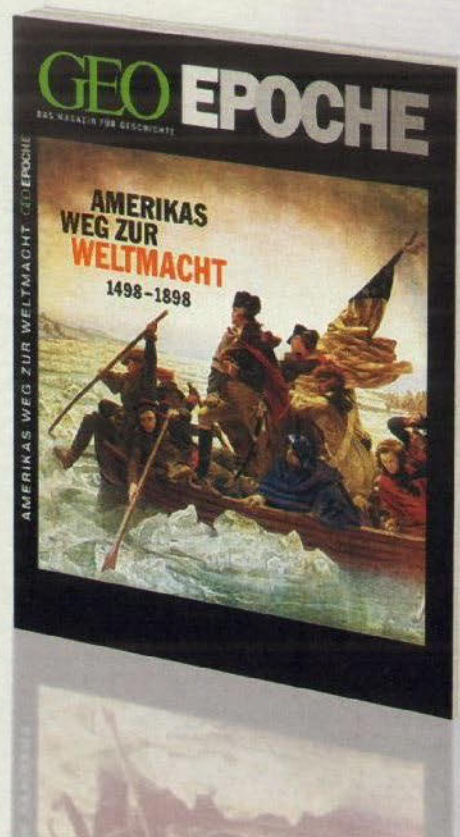
1. Acryl-Sammelbox

Diese praktische Sammelbox schützt Ihre wertvolle Sammlung vor Staub und gibt bis zu 7 Hefen einen sicheren Stand.

GRATIS
zur Wahl!

2. GEO EPOCHE Nr. 11 – »Amerikas Weg zur Weltmacht«

Ein Kontinent auf dem Weg in die Moderne. Kaum ein anderes Land hat eine so bewegte und vielfältige Geschichte. Spannend und kompetent beschrieben.



GEO EPOCHE mit über 13 % Ersparnis – dazu erhalten Sie ein Geschenk Ihrer Wahl!

GEO EPOCHE ist das Geschichtsmagazin von GEO. In jedem Heft erfahren Sie mehr über Alltag, Kultur, Gesellschaft und Wissenschaft wichtiger historischer Perioden. Jetzt 4x im Jahr frei Haus zum Selbstlesen oder Verschenken!

Ihre GEO EPOCHE-Abo-Vorteile

- 1 Geschenk Ihrer Wahl!
- Über 13 % sparen!
- Lieferung frei Haus!
- Nach 1 Jahr jederzeit kündbar!
- Geld-zurück-Garantie für zu viel bezahlte Hefte!

So einfach erreichen Sie uns:

Antwortcoupon ausfüllen und senden an
GEO EPOCHE, Kunden-Service, 20080 Hamburg

in Deutschland per

Tel.: 01805/861 80 03 12 Cent/Min.
Fax: 01805/861 80 02 12 Cent/Min.
E-Mail: GeoEpoche-Service@guj.de

in Österreich per

Tel.: 0820/00 10 85
E-Mail: Geo-Epoche@abo-service.at

in der Schweiz per

Tel.: 041/329 22 20
E-Mail: Geo-Epoche@leserservice.ch

Bitte Bestellnummer aus dem Antwortcoupon angeben.
Das Angebot ist gültig, solange der Vorrat reicht.

GEO EPOCHE erscheint im Verlag Gruner+Jahr
AG & Co KG, Uwe Henning, Am Baumwall 11,
20459 Hamburg AG Itzehoe HRA 0150.

Antwortcoupon

Ja, ich bestelle GEO EPOCHE 4x jährlich zum Preis von zzt. € 6,90 (statt € 8,-) pro Heft (D)/zzt. € 7,60 (statt € 8,80) pro Heft (A)/zzt. Fr. 13,80 (statt Fr. 15,80) pro Heft (CH). Zum Dank für meine Bestellung erhalte ich ☐ die **Acryl-Sammelbox** oder ☐ **GEO EPOCHE »Amerikas Weg zur Weltmacht«** nach Zahlungseingang gratis. Die Lieferung aller Hefte erfolgt frei Haus. Ich gehe kein Risiko ein, denn ich kann nach Erhalt der 4. Ausgabe jederzeit kündigen. Das Geld für bezahlte, aber nicht gelieferte Ausgaben erhalte ich zurück. Alle Preise inkl. Zustellung und MwSt.

Meine Adresse:

Name, Vorname		Geburtsdatum 19	
Straße/Nr.		Telefon-Nr. /	
PLZ	Wohnort	E-Mail @	
Ich zahle bequem per Bankeinzug:			
Bankleitzahl	Kontonummer		
Geldinstitut			

Widerrufsrecht: Die Bestellung kann ich innerhalb der folgenden zwei Wochen ohne Begründung beim GEO EPOCHE Kunden-Service, 20080 Hamburg, in Textform (z.B. Brief oder E-Mail) oder durch Rücksendung der Zeitschrift widerrufen. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

Datum **X** Unterschrift **256479**

Adresse des Geschenkkompfängers:

Name		Geburtsdatum 19	
Vorname		Geburtsdatum	
Straße/Nr.		PLZ	
Wohnort		256481	

Im April 1895 fordert Londons berühmtester Dandy die viktorianischen Moralisten heraus. Vor Gericht kämpft

Um der Kunst willen

VON KIA VAHLAND

3. APRIL 1895. Die Schauspieligen drängeln sich bis auf den Gehsteig vor Old Bailey, dem Gerichtshof hinter St Paul's Cathedral. Drinnen ist die Luft bereits eine halbe Stunde vor Prozessbeginn drückend heiß. Zuerst haben mehrere Dutzend interessierte Juristen in ihren Roben und Perücken den Saal gestürmt und die besten Plätze belegt, dann die Reporter der großen Zeitungen, schließlich all die Neugierigen, die sich auf

ein Spektakel der besonderen Art freuen.

Zur Verhandlung steht die Frage, ob man einen Schriftsteller ungestraft einen Homosexuellen nennen darf.

Es geht um Oscar Wilde, den 40-jährigen irischen Dramatiker und Romancier, bei dem man nie genau weiß, wo die Literatur aufhört und das Leben anfängt. Den Dandy in Samtjacke und Seidenstrümpfen, der die Wahl einer Schuhschnalle ebenso ernst nimmt wie die des richtigen Bonmots. Den „Hohepriester der Dekadenten“, so die Wochenzeitung „The National Observer“, über den der Maler Edgar Degas hellseherisch bemerkt hat: „So viel Geschmack muss unweigerlich ins Gefängnis führen.“

An diesem Frühlingmorgen denkt Oscar Wilde noch nicht ans Gefängnis. Schließlich ist der verheiratete Vater zweier Kinder nicht Angeklagter, sondern Kläger.

Wilde beschuldigt den Marquess von Queensberry, den Vater seines Freundes Lord Alfred Douglas, ihn als „posierenden Sodomiten“ verleumdet zu haben.

Welch eine Gelegenheit, die spätviktorianischen Heuchler in ihre Schranken zu weisen! Aller Welt will er zeigen, wem das kommende Jahrhundert gehört: den stil-sicheren Genussmenschen,

die von der Literatur ebenso viel verstehen wie von der Liebe. Die ihrem eigenen Lebensentwurf folgen statt dem Moralempfinden Königin Viktorias, die schön nackte Tischbeine für anstößig hält.

WILDE ERREICHT Old Bailey in einem Zweispänner, den er samt livrierten Dienern eigens für diesen Tag gemietet hat. Er trägt graue Wildlederhandschuhe zum maßgeschneiderten schwarzen Gehrock. Seine Erscheinung erinnert an George Bryan „Beau“ Brummell, das Idol aller britischen Dandys, der zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit seinem Diktat der raffinierten Eleganz die Herrenmode verändert hatte – und nicht nur das: Es gelang dem wortgewandten jungen Mann aus einfachen Verhältnissen, dank seines erlesenen Geschmacks in die besseren Kreise aufzusteigen.

Andere folgten Brummell und überwandten die starren Grenzen des britischen Klassensystems. So schaffte Wildes großes Vorbild Benjamin Disraeli 1826 den Durchbruch mit einem pointierten Gesellschaftsroman – die amüsierte High Society nahm den unbekannten Autoren jüdischer Herkunft freudig auf. 1837 gewann der ironiebegabte Parlierer einen Sitz im Unterhaus – und wurde später sogar Premierminister.

Auch der irische Außen-seiter Oscar Wilde ist be-

rühmt geworden mit einer ganz eigenen Mischung aus Eleganz, Eloquenz und Arroganz. An jenem Mittwochmorgen in Old Bailey sieht alles danach aus, als würde er damit auch diesmal Erfolg haben. Neben Wilde wirkt der auf seine Herkunft so stolze backenbärtige Marquess von Queensberry „alt, schmal und verhärtet“, wie der Reporter der „Sun“ bei Prozessbeginn notiert.

Es ist, als würde sich der alteingesessene britische Adel ein letztes Mal gegen alle modischen Neuerungen bei Sitten und Umgangsformen aufbäumen. Doch zu tiefgreifend, so scheint es zunächst, waren die gesellschaftlichen Veränderungen in Folge der Industriellen Revolution, als dass sich das London des Fin de Siècle noch die alte aristokratische Etikette aufzwingen ließe.

Genau diesen Veränderungen verdanken die Dandys ihren Aufstieg. Die Lebenskünstler spielen mit der höfischen Pose der Verschwendung und Genussucht, die nun nicht mehr an entsprechende – also eine adelige – Herkunft gebunden ist. Doch sie lösen mit ihrem elitären Schönheitskult, dem Bekenntnis zur Nutzlosigkeit und dem Spiel mit Geschlechterrollen in der prüden vik-



Anstößig wie das Stück selbst ist diese Illustration für Oscar Wildes »Salomé«, in welcher der Dichter (vorn) als grotesker Zeremonienmeister erscheint



Vier Jahre vor dem Prozess trifft Oscar Wilde den jungenhaften Lord Alfred Douglas. Die beiden Männer werden zu Liebhabern – ein Skandal im pruden Britannien

torianischen Gesellschaft erheblichen Widerwillen aus – nicht nur bei Männern wie Queensberry.

So trifft der moderne Schöngeist Oscar Wilde am 3. April 1895 noch auf einen zweiten Gegner: den Anwalt Edward Carson, einen hageren Konservativen mit scharf geschnittenem Profil, der sich auf das Kreuzverhör seines früheren Dubliner Studienkollegen penibel vorbereitet hat. Es kommt also an diesem Tag in Old Bailey nicht etwa zu einem Generationenkonflikt, sondern zu einem Kampf der Wertesysteme.

AUSGETRAGEN wird dieser Kampf von zwei Überzeugungstätern. Beide haben ein Eliteexamen, sind rhetorisch geschult – und gewillt, die gesellschaftlichen Weichen für das Britannien der Zukunft zu stellen. Edward Carson will den Schriftsteller

und dessen Romanhelden der Amoral überführen, Oscar Wilde wirft dem Anwalt Doppelmoral vor.

„Ich nehme an, dass eine der Sünden von Dorian Gray die Sodomie ist“, fragt Carson nach Wildes berühmtem Dandyroman. „Das liegt ganz im Naturell des jeweiligen Lesers“, antwortet der Autor: „Jeder erkennt die Sünde, die er selbst mitgebracht hat.“

Carson erklärt Wildes literarische Fiktionen kurzerhand für Realität; der Schriftsteller dagegen besteht darauf, sein Liebesleben sei nichts als die reine Poesie. Der Jurist zitiert aus der Erstveröffentlichung von „Das Bildnis des Dorian Gray“: „...Ich gestehe, dass ich dich bis zum Wahnsinn verehrt habe“, und schließt daran die Frage: „Haben Sie jemals solch eine Empfindung gegenüber einer schönen, sehr viel jüngeren männlichen Person gehegt?“

„Ich verehere nur mich selbst“, antwortet Wilde.

„Entweder liebe ich einen Menschen, oder ich liebe ihn nicht.“

„Also haben Sie das Gefühl, das Sie hier beschreiben, niemals selbst gehabt?“

Jetzt schweigt der Dichter und lässt seinen Blick langsam über die Zuschauerreihen gleiten. „Nein. Ich bedaure, Ihnen sagen zu müssen, dass ich es bei Shakespeare entliehen habe.“ Gelächter im Saal.

Carson zitiert Wildes Liebesbriefe an Lord Alfred Douglas. Doch der Schriftsteller entlässt den Juristen nicht aus der literarischen Debatte: „Ich fürchte, Sie kritisieren im Grunde ein Gedicht. Dies wurde mit dem Ziel geschrieben, etwas Schönes zu schaffen.“

„Und jenseits der Kunst?“

„Jenseits der Kunst kann ich keine Fragen beantworten.“

Wie auch. Für Wilde und seine zahlreichen Anhänger ist die gesamte Existenz nichts als Kunst und deshalb genauso frei zu gestalten. Sie glauben an das Primat der Ästhetik über die Ethik. Die bürgerliche Vorstellung, Kunst solle der Kontemplation und moralischen Erbauung dienen, lehnen sie ab.

Die Figur des Dorian Gray verkörpert die Haltung der Ästhetiker am radikalsten: Gray tauscht mit einem Kunstwerk die Rollen – während sein

Porträt altert, bleibt er zeitlessly makellos, allen Ausschweifungen zum Trotz.

Wie skrupulös Wilde das daraus folgende moralische Dilemma beschreibt, entgeht seinen Prozessgegnern in ihrem Furor. Vor Gericht wird er sie auch nicht darauf hinweisen, sondern konsequent das Recht auf einen eigenen Lebensstil einfordern, was auch die Freiheit zur Männerliebe einschließt.

Das sehen die Geschworenen anders. Je mehr Details Carson aus Wildes diversen homoerotischen Beziehungen anbringt, desto schlechter stehen die Chancen für den Dichter. Er verliert den Prozess – und wird nun selbst angeklagt, wegen Homosexualität. Eine Flucht lehnt Oscar Wilde ab, und so wird er am 25. Mai 1895 zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt.

Noch am selben Tag muss der Dandy den Frack ablegen und graubraune Häftlingskleidung anziehen. Er stirbt am 30. November 1900, gut drei Jahre nach seiner Entlassung, vollkommen verarmt in einem Pariser Hotel.

Das alte Britannien hat noch einmal über das neue gesiegt. □

Die Kunsthistorikerin **Kia Vahland**, 35, arbeitet als freie Journalistin in Hamburg.

Im 19. Jahrhundert wächst das British Empire zum größten aller Kolonialreiche heran.

Es reicht von Neuseeland bis Kanada, von den Falklandinseln bis nach Indien und umfasst weite Teile Afrikas. An seiner Spitze steht eine Frau: Königin Viktoria. Verwitwet, einsam und nur umgeben von ihren Dienern, regiert sie länger als alle anderen britischen Monarchen.

Und obwohl ihr politischer Einfluss über die Jahrzehnte schwindet und das Parlament zunehmend die Geschicke des Reiches bestimmt, wird doch ein ganzes Zeitalter nach ihr benannt. Als Viktoria 1901 stirbt, lebt jeder fünfte Mensch auf der Erde unter britischer Herrschaft



Mutter des Imperiums



Im Garten, an einem Tisch voller Depeschekoffer, widmet sich Königin Viktoria 1893 ihrer Korrespondenz



Am 1. Mai 1851 eröffnet die Königsfamilie im Londoner Hyde Park die erste Weltausstellung: im Crystal Palace, einer 563 Meter langen, 41 Meter hohen säkularen Kathedrale aus Stahl und Glas. Großbritannien präsentiert neben neuesten Industriegütern auch den Reichtum seiner Kolonien



VON FRANZ LENZE

Der Morgen ist klar und die Luft erfüllt von Marschmusik. Seit sechs Uhr, kaum dass die Sonne den Tag erwärmt hat, ziehen Militärkapellen durch die Straßen, Trompeten schmettern, Trommelwirbel kündigen Großes an. Bald ist die Menschenmenge auf eine halbe Million angeschwollen. London feiert. Es ist der 22. Juni 1897.

Plötzlich bricht von allen Seiten Jubel los, links und rechts der Straße fliegen Hüte in die Luft, werden Fahnen geschwenkt, und aus abertausend Kehlen dröhnt es: „God save the Queen!“ In der Kutsche, die durch die Menge fährt, sitzt Viktoria, die Königin von Großbritannien und Irland, die Kaiserin von Indien, die Herrscherin des größten Reichs auf Gottes Erde. Gezogen wird ihr Wagen von acht weißen Pferden. Prunkvoll gekleidete Offiziere eskortieren sie.

Gefeiert wird Viktorias Thronjubiläum: Seit 60 Jahren regiert sie, länger als jemals ein britischer Monarch zuvor.

Ein Schirm schützt das runde Gesicht der Königin vor der Sonne. Viel können die Menschen von ihrer Herrscherin nicht sehen. Ist sie es wirklich? Wie ein Geist wirkt sie, blass, ihre Haut ist fast durchscheinend. Starr und unbeweglich sitzt sie im Wagen. Sie ist eine alte Frau, im 79. Jahr ihres Lebens, ihre Augen sind schlecht, ihre Ohren haben nachgelassen. Verschwommen wohl nimmt sie die wogenden Massen nur wahr, hört die Euphorie, die ihr entgegenschallt, wie dumpfes Grollen, das weit entfernt vorüberzieht.

Der Wagen rollt die Fleet Street entlang, erreicht Ludgate Hill. Immer noch singen die Menschen „God save the Queen“. Immer noch winken sie begeistert der kleinen Frau zu, deren Kutsche vor St Paul's Cathedral stehen bleibt. Die Königin rührt sich nicht. Sie schreitet nicht stolz die Stufen zur Kathedrale hinauf. Sie ist zu schwach, ihre Beine verkraften solche Anstrengung nicht.

Laut und erhaben dringt aus dem Inneren der Kirche das „Te Deum“ auf die

Straße, das Loblied. Gewaltige Chöre singen von den „Himmeln“ und der „Erde“, die „voll sind des Ruhmes deiner Herrlichkeit“. Schweigend stehen die Menschen und lauschen. Dann erklingt das alte Kirchenlied „Old Hundredth“. Alle Augen sind auf Viktoria gerichtet. Der Königin laufen Tränen der Rührung über die Wangen.

Nie zuvor hat London solche Stimmung erlebt. Nie zuvor hat es solchen Prunk gesehen. Vergessen ist der Schrecken von Viktorias Krönung, dieses Fest voller Patzer und peinlichkeiten, damals, am 28. Juni 1838. Als ihr, der 19-Jährigen, die Krone Großbritanniens aufs Haupt gesetzt wurde. Diese Krone mit Diamanten, Rubinen und Saphiren, die zu groß war, zu schwer, und die ihr Kopfschmerzen bereitete.

Vergessen die Schmach, als ihr der Erzbischof von Canterbury einen viel zu kleinen Ring an den viel zu dicken Finger stecken wollte. Vergessen! Denn diesmal wird die Zeremonie nicht von einem Dilettanten geleitet, der Orgel spielt und – als sei es nichts! – gleichzeitig den Chor dirigiert.

Viktorias Zeitalter, es begann bescheiden. Erst später, viel später, wird es auch das Viktorianische heißen. Das Zeitalter, mit dem man den Fortschritt verbindet, das Aufblühen der Industrie, die weltumspannende Macht des Em-

63 Jahre lang verkörpert Viktoria die Macht des Empire

pire. Und mit dem man die puritanische Moral meint, die hochgeschlossenen Kleider, steifen Gesten, unterdrückten Gefühle und treuen Ehefrauen, ihren Ehemännern untertänig ergeben.

VIKTORIA, DIE 1819 geborene Tochter der verarmten Herzogin von Kent, verbringt ihre Jugend in den endlosen, düsteren Korridoren und Räumen des Kensington Palace im Westen Londons. Wächst auf zwischen verschlissenen Tapeten, unter

Im Namen der Krone wird ein Land nach dem anderen erobert

Stuckdecken mit Wasserflecken, blickt auf Gemälde von Frauen und Männern untergegangener Epochen, deren Porträts von Jahr zu Jahr staubiger werden und dunkler.

Lange schon ist die Residenz kein Palast mehr. Das Ziegelhaus verfällt langsam, und das schon seit mehr als 100 Jahren. Die jährlichen Einkünfte von 6000 Pfund, die das Parlament der Familie zubilligt, und 3000 Pfund vom Bruder der Herzogin reichen kaum, um die Schulden abzutragen, die der Vater bei seinem Tod 1820 hinterlassen hat. Hinter den Mauern werden ärmliche Mahlzeiten serviert, herrscht anspruchsloses Dasein.

Und Angst. Viktorias Mutter fürchtet, man könne das Kind, die Nummer drei in der Thronfolge, töten. Schließlich wäre nach ihr der ehrgeizige Herzog von Cumberland an der Reihe, und dem traut Viktorias Mutter jede nur erdenkliche Tat zu. Auch den Mord an ihrer Tochter, die, möge Gott es gut meinen, eines Tages Britanniens Regentin sein wird.

Denn König Georg IV. hat keine Kinder. Sein Vermögen, sein Reichtum, sein Thron – alles würde nach dem Tod an seine Brüder fallen, zuerst an Friedrich, dann an Wilhelm. Beide sind ebenfalls kinderlos, sodass Viktoria, die Tochter des verstorbenen nächstälteren Bruders Eduard, nach ihnen auf den Thron käme. Also muss sie überleben. Sie muss die Herrin des Landes werden, nur so wird die Not der Familie ein Ende haben. Bis zu ihrem 18. Lebensjahr schläft Viktoria deshalb zur Sicherheit im Zimmer ihrer Mutter.

Und dann kommt es tatsächlich so, wie es sich die Herzogin erträumt hat: Viktorias Onkel Wilhelm IV. stirbt, und sie wird am 20. Juni 1837 Königin.

Zweieinhalb Jahre später heiratet sie ihren Cousin Albert. Schön ist die Queen nicht, bei Gott nicht. Sie ist nach dem Urteil ihrer Zeitgenossen zu klein geraten, zu dick, sie hat ein Kindergesicht,

breit und rund. Rund sind auch die Augen, die hervorstehen, als wären sie geschwollen. Ihren ständig geöffneten Mund umrahmen Lippen, die leicht verformt sind. Nichts an ihr wirkt elegant.

Ebenso wenig sind es ihre Tischmanieren: Sie esse wie ein Pferd, notiert ein Chronist im Oktober 1837. Und, welch Frevel bei Banketten: „Sie macht wirklich ernst mit dem Lachen, reißt den Mund so weit auf, wie es nur geht, und zeigt dabei keinen besonders hübschen Gaumen.“

Doch sie ist klug, hartnäckig, stur, impulsiv, beharrlich. Seit ihrer Kindheit hat sie sich auf das Amt vorbereitet – und die Jahre lassen sie reifen. Denn sie und nur sie verkörpert schließlich das Herz eines Reichs, das von Kanada bis Südafrika reicht, von Trinidad bis nach Australien. Es gibt nur *ein* Symbol in diesem britischen Imperium, das den kanadischen Siedler mit dem indischen Maharadscha verbindet, das dem australischen Aborigine ebenso präsent ist wie dem afrikanischen Aschanti: Viktorias Gesicht, das auf sämtlichen Münzen und Briefmarken im Reich prangt und deren Porträt in den Amtsstuben hängt.

DIE KÖNIGIN, Mutter des Imperiums: Joseph Chamberlain, der Kolonialminister und Ideologe eines britischen Weltreichs, weiß, wie bedeutend diese Rolle ist – und so lässt er an ihrem Ehrentag im Juni 1897 Vertreter fast aller Kolonien Spalier stehen. Und mit ihnen deren Truppen, insgesamt 46 000 Mann in exotischen Uniformen.

Chamberlain, der Zeremonienmeister, ist geschickter als all seine Vorgänger. Dieser kühle Mann weiß, dass das Fest prächtig sein muss. Denn das Weltreich ist bedroht.

Dabei schien dessen Macht lange unantastbar zu sein: Mit seiner überlegenen Flotte, die seit der Niederlage Napoleons 1815 keinen Rivalen mehr fürchten musste, sicherte sich London die Herrschaft über die Weltmeere und den Zugang auch zu fernsten Ländern.

Zwar waren schon im 17. und 18. Jahrhundert die ersten britischen Kolo-





In Asien erschließen Händler und Soldaten immense Absatz- und Rohstoffmärkte für die britische Industrie. Seit 1869 fahren britische Schiffe durch den Suezkanal (links) – das verkürzt die Reisedauer von London nach Bombay um die Hälfte. Nicht eroberten Staaten zwingen die Engländer Bündnisse auf – etwa Nepal, dessen Militärführer (ganz oben) sie in Indien unterstützen. Auf diese Weise beherrschen 20 000 Briten dort mehr als 300 Millionen Einheimische, und reiche Gentlemen können zur Erweiterung ihres Horizonts das Land bereisen

nien gegründet worden, doch war es zu diesen Eroberungen vergleichsweise ungeplant gekommen: Kanada etwa hatten sich Siedler und Pelzjäger auf eigene Faust unterworfen, indem sie einfach immer tiefer in das fremde Land eindringen; in Indien hatte die private East India Company Stützpunkte errichtet; Australien wurde in ein gigantisches Gefängnis verwandelt, das deportierte Kriminelle aus dem Mutterland aufnehmen hatte. Und seine Kolonien in Nordamerika hatte London aufgrund der Torheit seiner Regierungen bereits in die Unabhängigkeit getrieben.

Nach den Napoleonischen Kriegen aber griff Großbritannien systematisch in die Welt aus: Siedler sollten nun Land sichern, Händler neue Territorien ausbeuten, Soldaten mussten die Erwerbungen schützen. Rund um den Globus wurden planmäßig Stützpunkte angelegt: Seit 1818 gehörte Indien bis zur Grenze des Pandschab zum Empire, seit 1824 auch Singapur, Birma seit 1826 und Hongkong seit 1841.

In den 1840er Jahren unterwarfen britische Soldaten Nordindien bis zum Himalaya, drangen in Afghanistan vor und in China, sicherten Neuseeland und Südafrika für die Krone. Und in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts stießen Entdecker, Missionare und Eroberer in eine der letzten noch unerforschten Gegenden der Erde vor: ins Herz Afrikas. Von Nigeria im Westen bis nach Uganda und Kenia im Osten wurden Savannen und Urwälder in Besitz genommen.

Um die Seewege um die Erde zu sichern – und damit britische Schiffe unterwegs Kohlen und Vorräte bunkern konnten –, nahmen die Lords der Admiralität zudem eine Insel nach der anderen in Besitz, darunter Mauritius, Ceylon, Trinidad und Tobago, Malta, die Ionischen Inseln, die Falklands und Helgoland.

Nicht immer waren Entdeckungen oder Eroberungen die Voraussetzung, um Britanniens Macht zu mehren: 1875 etwa kaufte Premierminister Benjamin Disraeli dem überschuldeten Khediven von Ägypten dessen Anteil der Suezkanal-Aktien ab und sicherte London so die

Kontrolle über die strategisch wichtige Wasserstraße, die den Weg nach Indien – der reichsten Kolonie – erheblich verkürzte. Ein Erfolg, den Viktoria als „ungeheure Sache“ würdigte.

Das Empire ist so über sechs Jahrzehnte zum größten Kolonialreich aller Zeiten geworden.

Kolonialreiche haben Spanier und Portugiesen schon seit dem 15. Jahrhundert zusammengerafft, andere europäische Mächte sind ihnen gefolgt. Doch das britische Empire ist nicht nur größer und mächtiger als die älteren Herrschaftsgebilde – es ist auch anders.

Zum einen, weil zu Viktorias Regierungszeit nicht mehr nur langsame Segler und Kutschen Waren oder Nachrichten transportieren, sondern zunehmend Dampfschiffe, Eisenbahnen und Überseekabel. Der König von Spanien erfuhr noch zu Beginn des Jahrhunderts erst nach Wochen, wenn irgendwo in Lateinamerika ein Aufstand ausgebrochen war. Bei der Admiralität oder im Kolonialministerium in London dagegen ist man seit Ende der 1860er Jahre schon nach wenigen Tagen oder Stunden im Bilde und kann sofort Schiffe und Truppen in

Die Briten feiern die Überlegenheit ihrer Kultur

Marsch setzen. Nie zuvor ist ein globales Reich so effizient beherrscht worden.

Zum anderen, weil nicht mehr König oder Religion die Eroberung und Herrschaft jenseits der Ozeane legitimieren müssen, sondern eine neue Ideologie ihren Platz eingenommen hat: die der natürlichen Überlegenheit der „englischen Rasse“ und der ihr daraus resultierenden moralischen Verpflichtung zur Weltdominanz. Die „Bürde des weißen Mannes“ – die Formel prägt Rudyard Kipling, der Dichter des britischen Imperialismus – rechtfertigt jeden Eroberungskrieg.

Zudem werden die britischen Kolonien schon bald in den Kreislauf des

sich immer weiter entwickelnden Welt Handels einbezogen. Denn natürlich sind die überseeischen Besitzungen auch im Empire das, was unterworfenen Ländern stets gewesen sind: billige Rohstoffquellen, schier unerschöpfliche Lieferanten von Gold und Diamanten, Seide und Edelfholz, Elfenbein und Gewürzen. Und wie wohl nie zuvor in der Geschichte gewinnen Londons Kolonien nun auch als Importeure an Bedeutung – sie werden zu Märkten.

Allein im Jahr 1867 exportiert Großbritannien Güter im Wert von 21 Millionen Pfund nach Indien – annähernd neun Prozent des Gesamtexportwertes. Und daheim in London spazieren die Menschen durch die Parks, schlendern über die Straßen, singen und pfeifen, enthusiastisch, wie im Siegesrausch: „We don't want to fight, but by Jingo, if we do/we've got the ships; we've got the men; we've got the money too!“

Großbritannien ist reich. Seit 1815 wächst der Überseehandel stetig. Auch der uneingeschränkte Freihandel hilft dem Empire: Seit die Kornzölle 1846 aufgehoben worden sind, geht es bergauf mit der Wirtschaft. Die britische Nation ist die bedeutendste Handelsmacht der Welt. Und hat längst die jahrhundertalte Vormacht der Holländer, Spanier und Portugiesen abgelöst – auch dank einer überlegenen und konkurrenzlosen Technik.

Die Liste britischer Erfindungen ist lang. Wurden zwischen 1700 und 1750 gerade mal 287 Patente angemeldet, so waren es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bereits 10 551 – und 279 869 in der zweiten Hälfte.

1764 etwa erfand James Hargreaves die erste zuverlässige Spinnmaschine; ein Arbeiter kann damit so viel Garn spinnen wie 25 Handwerker, nach einigen Verbesserungen beträgt das Verhältnis 1880 sogar fast 1:1000. Anfang des 19. Jahrhunderts arbeiteten bereits 100 000 Menschen in Spinnfabriken. Weil das Garn immer billiger hergestellt werden konnte, stammte um 1850 mehr als die Hälfte der weltweiten Baumwolltuchproduktion aus Großbritannien.





Mit prachtvollem Gefolge lässt sich Viktoria zum Palace of Westminster fahren, um dort das Parlament zu eröffnen. Die Abgeordneten genießen bereits seit fast 200 Jahren große Unabhängigkeit. Reformen, etwa den Übergang zum Freihandel 1846, beschließen sie ohne Mitwirkung der Monarchin. Selbst bei der Ernennung des Premiers richtet sich die Königin nach ihnen

1769 entwickelte der Uhrmacher James Watt die Dampfmaschine und gab damit der Industriellen Revolution den entscheidenden Impuls. 1814 konstruierte George Stephenson die erste brauchbare Dampflokomotive, 1821 baute Michael Faraday den ersten Elektromotor. Und 1855 erfand Henry Bessemer die „Bessemerbirne“, mit der sich Eisen besser und schneller zu Stahl verarbeiten ließ. Britanniens Fabriken waren die ersten, die für einen wahrhaft globalen Markt produzierten.

London ist zum Zentrum des internationalen Kapitals und des globalen Handels geworden. Um 1850 gehören fast 40 Prozent der Welthandelsflotte den Reedern der Stadt. Versicherungen wie Lloyd's sind weltweit konkurrenzlos. Die Banken investieren überall; 1873 erreichen die britischen Auslandsguthaben den Wert von einer Milliarde Pfund.

DIE ZEREMONIE ZUM THRONJUBILÄUM strebt nach dem Gottesdienst in St Paul's Cathedral ihrem nächsten Höhepunkt entgegen. Gemächlich rollt die Kutsche durch die breiten Straßen, gemessenen Schrittes marschieren die Soldaten aus jedem Teil des Reichs hinterdrein.

Dann, im Mansion House, der Residenz des Bürgermeisters in der City, verneigen sich vor der Königin elf Minister aus den Kolonien, aus Indien, Kanada, Neuseeland, Nigeria, Rhodesien, Australien, Singapur, Sierra Leone: Huldigung für 60 Jahre Expansion, Reichtum und Macht. Dabei hatte die Königin lange Zeit nichts übrig für die Kolonialpolitik. Sie überließ dieses Feld allzu gern ihrem Mann.

Doch ihr Gemahl, ein Prinz aus einem deutschen Kleinstaat, ist an diesem Tag, da ihr diamantenes Jubiläum begangen wird, bereits seit einem halben Menschenalter tot. Sie hatte den nur 20-jährigen Prinz Albert von Sachsen-Coburg-Gotha am 10. Februar 1840 geheiratet.

Albert kannte keine Leidenschaften, er hasste die Gesellschaft, liebte die Moral, lebte zwischen Akten und Papieren. Er lebte auch gern in dem Bewusstsein, dass *er* die Arbeit des Regenten über-





Beim Rudern oder bei Pferderennen genießt die High Society während der sommerlichen »London Season« das Leben im Freien. Die Königin aber verabscheut solche Vergnügungen. Nach dem Tod ihres Gatten 1861 zieht sich Viktoria häufig auf ihre Güter zurück. Die Herrscherin verkörpert die prude »viktorianische Moral« – wohl auch deshalb, weil sie weiß, dass ein allzu ausschweifendes Auftreten das Ansehen der Aristokratie gefährdet

nahm, er, der „Prinzgemahl“, während seine Frau, die Königin, Deckchen bestickte und ihm Kinder gebar. Viktoria schenkte ihm neun Kinder: Viktoria, Albert Eduard, Alice, Alfred, Helene, Luise, Arthur, Leopold, Beatrice.

Doch 1861, im kalten November, erkrankte Albert schwer. Fünf Wochen litt der Prinzgemahl, dann starb er, mit 42 Jahren. Und Viktoria zog sich zurück. Ihr Exil hieß: Glassalt Shiel – ein kleines Haus mit 15 Zimmern, das sie sich in den schottischen Highlands bauen ließ, nahe Schloss Balmoral.

Dem Empire fehlte auf einmal wenn schon nicht das Haupt – die Macht lag längst beim Premierminister und dessen Kabinetts sowie bei den Abgeordneten des Unterhauses –, so doch das Gesicht. Die Königin war Staatsoberhaupt, niemand konnte sie bei der Repräsentation des Weltreichs vertreten, konnte mit gleicher Autorität Gesandte fremder Mächte empfangen oder Truppen nach Übersee verabschieden oder Paraden an Feiertagen abnehmen.

Doch Viktoria verweigerte sich.

Sie wurde die „Witwe von Windsor“, die sich dem öffentlichen Leben entzog. Nur von Pflichtgefühl getrieben, blätterte sie weiterhin die Staatspapiere durch, diese endlose Menge von Depeschen, die sich in kleinen roten Lederkoffern auf ihrem Schreibtisch stapelten. Manchmal noch, wenn ihre Privatsekretäre und Minister sie überreden konnten, eröffnete sie das Parlament – eine weiße Witwenhaube unter dem Diadem und „schrecklich nervös und aufgeregt“, wie sie in ihr Tagebuch schrieb, so sehr, dass sie fürchtete, in Ohnmacht zu fallen.

Zwar begann sie sich nun für die Außenpolitik zu interessieren. „Ich halte es für meine Aufgabe in der Welt, Gutes zu tun“, sagte sie. Doch darüber hinaus kümmerte sie sich in jenen dunklen Jahren vor allem um ihre Kinder. Um ihre Enkel. Und womöglich auch um ihren Diener John Brown, den sie, so behaupten manche, sogar geheiratet haben soll.

Erst ein Jahrzehnt nach Alberts Tod fand sie wieder den Mut, sich den Erwartungen ihrer Untertanen zu stellen.

Jahrzehntelang trauert Viktoria um ihren toten Prinzgemahl

Doch das ist lange her, jetzt schallt Viktoria Jubel entgegen und der Lärm schmetternder Kapellen. Langsam rollt ihre Kutsche über die Westminster Bridge, gibt den Blick frei auf eine blühende Hauptstadt.

Lange Zeit ist London hässlich gewesen, grau und schmutzig. Paris hat seine Schlösser und seine Champs-Élysées, die 1828 zum Prachtboulevard ausgebaut worden sind, es hat seinen Triumphbogen als Ausdruck kriegerischer Macht. Moskau hat seinen Kreml, es ist eine Hauptstadt der Paläste und Kathedralen.

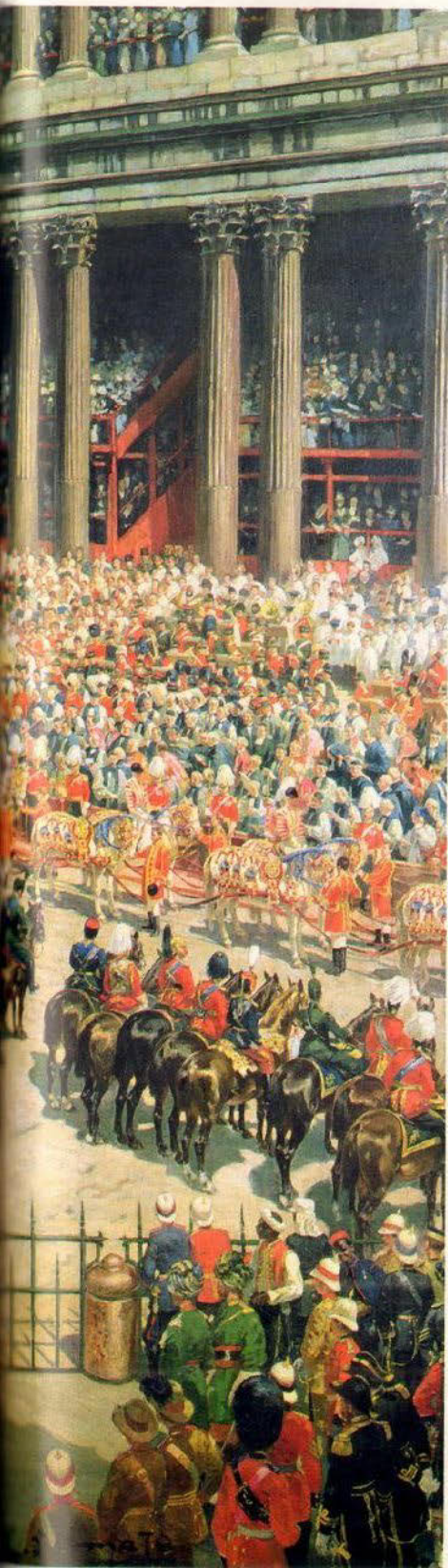
In London dagegen hat die Themse bis in die 1860er Jahre wie eine riesige Kloake die Luft verpestet. Erbärmlich hat es nach Abfällen und Fäkalien gestunken, war die Luft geschwängert vom Ruß aus den 500 000 Kaminen der Stadt und von Abgasen, denn nahe der London Bridge schleuderten die Schlote der Fabriken ihren Dreck in die Luft. London wucherte, ein monströses Gebilde. Die Cholera raffte immer wieder Tausende dahin.

Doch nun ist die Stadt glorreiche Kapitale eines Imperiums. Das Zentrum der Welt. Die Baumeister haben aus dem Schmutzpfleck an der Themse eine imperiale Metropole gemacht. Die Architektur spiegelt die Macht wider: Alle Welt soll sehen, dass London die Hauptstadt der reichsten Nation auf Erden ist. Die neugotischen Parlamentsgebäude sind gebaut, das Royal Opera House in Covent Garden, die Tower Bridge, die National und die Tate Gallery sowie das Victoria und das Lambeth Embankment – prächtige Uferbefestigungen an der Themse – und New Scotland Yard. In den riesigen Docks im Osten der Stadt dümpeln Tausende von Schiffen, werden Millionen Tonnen Waren gelöscht und in die neuen Lagerhäuser gefüllt.

Groß-London hat mittlerweile 6,5 Millionen Einwohner, ihre Zahl ist in den vergangenen 20 Jahren um 40 Pro-



Am 22. Juni 1897 feiert Viktoria ihr 60. Kronjubiläum. Vor St Paul's Cathedral verweilt die Prozession mit Gästen aus allen Territorien des Empire. Mit Inszenierungen wie dieser macht die Krone Politik: Die britische Klassengesellschaft wird geeint – zumindest für einen Tag



zent gestiegen. Hunderttausende sind Zuwanderer, die aus anderen Gegenden Großbritanniens, aus Irland, aus Ost- und Südeuropa, aus den fernen Kolonien gekommen sind, um hier ihr Glück zu suchen.

Während das reiche London immer reicher wird, drängen sich in den Armenvierteln wie Whitechapel die Menschen nach wie vor in elenden Behausungen. Und hungern. Noch in den 1840er Jahren etwa ist es immer wieder zu *food riots* gekommen, Hungerunruhen. Im April 1848 musste Viktoria London sicherheitshalber sogar verlassen: 20 000 Menschen zogen damals durch die Straßen und sangen zur Melodie der Marseillaise, dem Revolutionslied: „Marschier, marschier, zum Kampf bereit für Freiheit oder Tod!“

Englands Proletariat forderten einen Anteil an der politischen Macht: Bereits am 7. Mai 1839 hatten sie dem Parlament eine gewaltige Petition präsentiert. Einviertel Millionen Unterschriften trug die *People's Charter*, die das allgemeine Wahlrecht für Männer forderte (nur fünf Prozent aller Briten durften aufgrund ihrer Besitz- und Vermögensverhältnisse wählen), geheime Wahlen, den Wegfall der Besitzqualifikation für Unterhausmitglieder, Zahlung von Diäten sowie gleich große Wahlkreise und jährliche Wahlen.

Eine verwegene Liste. Nur 46 von 281 Abgeordneten wollten sie überhaupt erörtern. Die Wahlrechtsfrage wurde in den folgenden Jahrzehnten heftig diskutiert, doch nie entschieden.

Im Mai 1864 aber stand im Unterhaus der Abgeordnete William E. Gladstone auf und sprach in aller Ruhe von einer „Schande“, redete scharf von einem „Skandal“, sollte „unseren Brüdern aus den arbeitenden Klassen“ weiterhin der Weg zur Wahlurne verwehrt werden.

Gladstone war Liberaler, seine fünfstündigen Reden waren gefürchtet. Für viele war er der Inbegriff der Rechtschaffenheit, doch Königin Viktoria mochte ihn nicht. Der Mann, der 1868 für sechs Jahre Premierminister werden sollte, war ihr zu laut, zu erregbar, zu kompromisslos. „Er redet zu viel.“

Immerhin: Gladstones Ruf nach Reformen war so laut, dass niemand ihn überhören konnte. Auch die Queen nicht. Und nicht einmal die Konservativen.

Sie reformierten 1867 das Wahlrecht. Zwei Millionen Menschen durften nun wählen – doppelt so viele wie bisher. Und als das Wahlrecht 1884 abermals erweitert wurde, verdreifachte sich der Anteil der Wahlberechtigten auf 60 Prozent der männlichen Erwachsenen. Viele Neuwähler stammten aus der Arbeiterklasse. Das war zwar noch keine echte Demokratie, aber ein weiterer Schritt in diese Richtung.

Im Inneren droht Viktorias Reich nun zwar keine Gefahr mehr. Wohl aber von außen.

GROßBRITANNIEN mag damals das größte Kolonialreich erobert haben – doch längst sind Rivalen aufgekommen, begierig, es dem Empire gleichzutun.

Trotz großer Armut verehrt das einfache Volk seine Königin

Frankreich etwa, der traditionelle Widersacher, beansprucht weite Gebiete in Afrika. Jenseits des Atlantiks haben die USA ihre kontinentale Expansion konsolidiert und greifen nun aus, nach Puerto Rico, Mittelamerika, Kuba, nach Hawaii, den Philippinen, China. Und in Ostasien, in bedrohlicher Nähe zum wertvollen Außenposten Hongkong, erheben die Japaner Ansprüche auf Land und Rohstoffe.

Der gefährlichste Rivale jedoch liegt jenseits der Nordsee und wird von einem Enkel Viktorias regiert: das Deutsche Reich unter Kaiser Wilhelm II.

Berlin, ein Nachzügler im Machtkampf der Großmächte, will sich hektisch ein eigenes Kolonialreich zusammenraffen, greift sich, was immer nur zu haben ist an neuen Territorien, kollidiert dabei immer wieder mit britischen Interessen – und plant zudem das eigentlich Undenkbare: die britische Flotte durch

Selbst der Deutsche Kaiser eilt an ihr Sterbebett

ein gigantisches Geschwader eigener Kampfschiffe herauszufordern. Noch gibt es sie nur auf dem Papier. Aber zum ersten Mal seit Lord Nelsons Sieg gegen Napoleon in der Seeschlacht von Trafalgar 1805 ist eine maritime Bedrohung vorstellbar geworden.

Mit einem Gegner allein würde Großbritannien wohl fertig werden – doch wie soll es so viele zu gleicher Zeit unter Kontrolle halten?

Das Imperium wankt.

NOCH ABER FEIERN DIE BRITEN. Huldigen ihrer Königin. Das diamantene Jubiläum ist zu einem Volksfest geworden. Immer wieder muss der Wagen halten, kommt die Parade zum Stillstand, weil die Menschen nach vorn drängen, um ihre Königin zu sehen, diese kleine Frau im schwarzen Kleid.

Viktoria zittert vor Freude: Dass die Menschen so leidenschaftlich jubeln, sie hochleben lassen! Sie, die verspottet wurde. Lange ist es noch nicht her, als sich die Radikalen lauthals rühmten, ein denkendes Volk brauche keine Monarchen. Als die Queen verlacht wurde als Relikt einer altmodischen Welt.

Nun hat die Stimmung sich gewandelt. Dort in der Kutsche zieht der Inbegriff von Tradition vorbei, von Stabilität und weltweiter Autorität. Seit Viktorias Krönung hat sich Englands Reich an Größe verdoppelt.

Doch die Queen ist alt und müde, sie kann sich kaum bewegen, muss im Rollstuhl zur Zeremonie gefahren werden: eine stolze, aber geschwächte Monarchin. Die Zeremonie ist der letzte Höhepunkt in ihrem Leben.

Zwei Jahre später, 1899, es ist Herbst in London, beginnt ein Krieg in Südafrika. Die Burenstaaten Transvaal und Oranjerestaat wollen einem britischen Angriff zuvorkommen. Sie fühlen sich bedroht: im Inneren durch die große Zahl englischer Einwanderer und von

außen durch die britische Kolonie am Kap der Guten Hoffnung, in die immer mehr Truppen entsendet werden.

Seit drei Jahren bereits schwelt der Konflikt – seit in Transvaal Diamanten gefunden worden sind. Nun wird wieder getötet unter Afrikas heißer Sonne. Viktoria sagt: „Für die Möglichkeit einer Niederlage interessieren Wir uns nicht, da sie nicht existiert.“

Die Briten verstricken sich in diesen Krieg auch aus Angst, ein Burenstaat in Südafrika würde zu Deutschlands Verbündetem werden. Hat nicht Kaiser Wilhelm II. Sympathie für die Buren gezeigt?

Viktoria leidet. Betäubt ihre schwindende Lebenskraft, die Schlaflosigkeit mit Whisky. Großbritannien hat sich in Südafrika in einen mörderischen Konflikt ziehen lassen. 500 000 britische Soldaten kämpfen gegen 80 000 Buren.

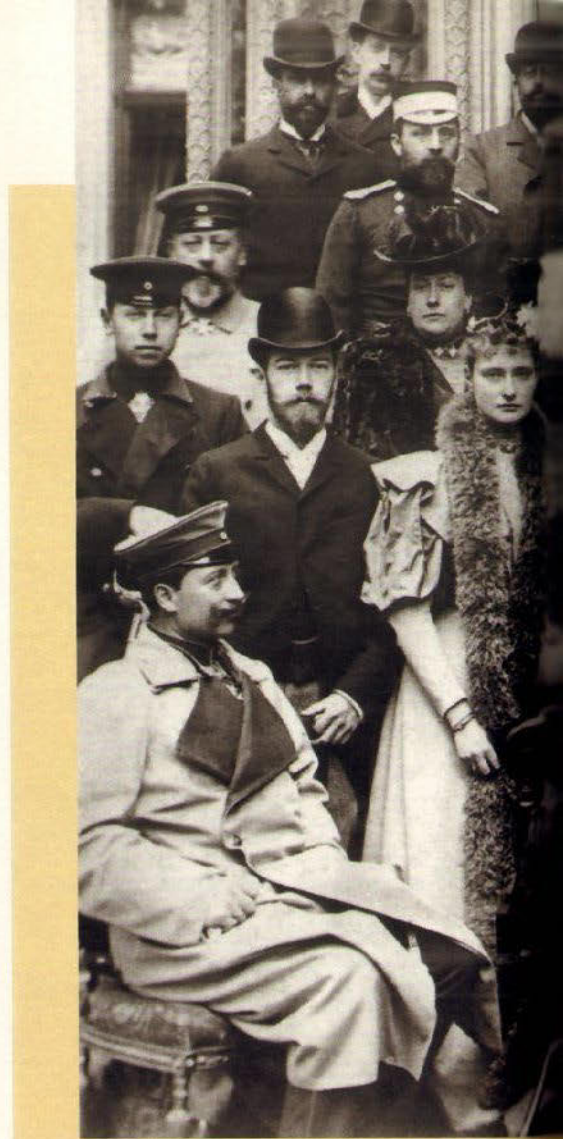
Die Briten brennen Farmen nieder, verschleppen 120 000 Frauen und Kinder in Konzentrationslager, 20 000 Gefangene sterben dort an Hunger und Krankheit.

London gewinnt den Krieg, 1902, nach drei Jahren. Aber um welchen Preis: Der Burenkrieg kostet mehr als 20 000 Engländer das Leben, auch einen Enkel der Queen, der in Pretoria an Darmkatarrh stirbt.

AM 17. JANUAR 1901, die Königin weilt gerade im Osborne House auf der Isle of Wight, lähmt ein Schlaganfall Viktorias linke Gesichtshälfte. Schlaff hängt nun die fahle Haut über den Wangenknochen, wirr ist ihr Blick. Kann sie noch irgendetwas erkennen? Weiß sie, wer an ihrem Bett wacht?

Von Todesahnung getrieben, fragt Viktoria in einer klaren Minute ihren Leibarzt: „Geht es mir besser?“ Und der blickt sie an und lügt: „Ja, Eure Majestät waren sehr krank, aber jetzt geht es Ihnen besser.“

In London zimmern die Schreiner zu gleicher Stunde einen Sarg, nicht größer als 1,50 Meter, ausgeschlagen mit Seide. Die Vorbereitungen für den Thronwechsel laufen. Telegrafisten warten Minute





für Minute auf die Nachricht vom Tode der Königin. Regierungsbeamte bereiten eine Thronzeremonie für den neuen König vor. Doch noch wacht Viktorias Sohn Albert Eduard, der künftige Herrscher, an ihrem Bett.

Da reist aus Berlin eilig ihr Enkel Wilhelm an. Der Deutsche Kaiser, dem englischen Königshaus in Hassliebe zugegen und von dem Gedanken besessen, den Briten Paroli zu bieten, schätzt seine Großmutter. Sie war die Einzige, die ihn in seiner Kindheit so etwas wie Zuneigung spüren ließ. „Die Königin war von Anfang an voll besonderer Güte“, hat er einmal notiert, „eine rechte Großmutter.“

Mit ihrem Enkel an der Seite klammert sich die Königin an ihr schwindendes Leben. Immer wieder setzt ihr der Arzt eine Atemmaske auf. Stundenlang kniet der Deutsche Kaiser an Viktorias Bett und stützt ihren Kopf. Am 22. Januar, abends um halb sieben, schläft sie für immer ein.

Als Viktoria drei Tage später beerdigt wird, begleiten Tausende den Trauerzug durch Londons Straßen. Vor dem Sarg reitet ihr Sohn Albert Eduard, nun Eduard VII., „durch die Gnade Gottes des Vereinigten Königreiches von Großbritannien und Irland und der britischen Herrschaftsgebiete jenseits der Meere König, Verteidiger des Glaubens, Kaiser von Indien“. 1904 wird er ein Bündnis mit Frankreich schließen, drei Jahre später einen Vertrag mit Russland. Wird so auf die Großmachtpolitik seines Veters in Berlin reagieren.

Der reitet an diesem Tag auch vor dem Sarg. Wilhelm II. wird sich schon bald darauf bedrängt fühlen von London, Paris und St. Petersburg. Er wird den Rüstungswettlauf verschärfen. Der Kaiser will endlich seinen „Platz an der Sonne“, will Deutschland zum Weltreich machen und das von ihm so beneidete, so gehasste Großbritannien beerben. Er wird es schon bald versuchen.

Seine Großmutter ist tot. Rücksicht muss er jetzt nicht mehr nehmen. □



Viktoria wird zur Großmutter Europas: Ihre Nachkommen führen viele Fürsten- und Königshäuser auf dem Kontinent – ihr Enkel Wilhelm II. (ganz oben, li. sitzend) etwa herrscht über das Deutsche Reich. Sie selbst fühlt sich nach dem Tod ihres Mannes, so sagt man, zu ihrem Diener John Brown hingezogen (li.). Für die zwiespältige Bilanz ihrer Epoche aber stehen zwei Premiers: William E. Gladstone, der liberale Reformier (oben, li.), und Benjamin Disraeli, der konservative Imperialist

Ab 1910 stürmen sie Parlamentssitzungen, kappen Telefonleitungen, legen Bomben: Im Kampf für das Frauen

Taten statt Worte

VON CHRISTINA SCHNEIDER

18. NOVEMBER 1910. Vor dem Eingang des Unterhauses herrscht Aufruhr. Umringt von einer johlenden Menschenmasse, versuchen etwa 300 Frauen, elegant gekleidet und gut frisiert, in das Gebäude einzudringen – vorbei an einer dichten Kette von Polizisten. Immer wieder werfen sie sich gegen die Ordnungshüter und werden in die Zuschauermenge zurückgeschleudert. Ein Polizist auf einem Pferd dreht der



Emmeline Pankhurst gründet 1903 die Women's Social and Political Union. Ihr halbes Leben streitet die Anwaltsfrau für Mitbestimmung

zierlichen Ada Wright den Arm um und zwingt sie zu Boden. Niemand hilft ihr auf. Ein junger Mann steht über ihr und lacht. Die Szene wird fotografiert und zum Titelbild des „Daily Mirror“ am darauf folgenden Tag, die Überschrift lautet: „Black Friday“. Wieder einmal ist ein Gesetz, das den Frauen das Wahlrecht zuerkennen soll, vom Unterhaus abgelehnt worden.

Zu der Rebellion hat Emmeline Pankhurst aufgerufen, die 52-jährige Gründerin der Women's Social and Political Union (WSPU). Deren Anhängerinnen werden Suffragetten genannt – nach *suffrage*, dem englischen Wort für Wahlrecht. Sieben Jahre zuvor hat Emmeline Pankhurst die WSPU zunächst als Gruppe innerhalb der Labour Party in Manchester gegründet. Als Tochter wohlhabender, politisch aktiver Eltern und Ehefrau eines Anwalts, den man den „roten Doktor“ nennt, bewegt sie sich in radikalen Kreisen zu einer unruhigen Zeit: England wird von außerparlamentarischen Massenprotesten wie der Arbeiterbewegung erschüttert.

Und obwohl die Frauen in den vorangegangenen Jahrzehnten manche Fortschritte erkämpft haben – seit 1870 darf auch eine Ehefrau eigenes Vermögen besitzen –, bleibt ihnen das Recht zu

wählen versagt. Emmeline Pankhurst und ihre Mitstreiterinnen beginnen nach der Gründung der WSPU unter dem Motto „Deeds not Words“, Taten statt Worte, Versammlungen von Politikern zu stören und die Redner zu unterbrechen.

1906 wird das Hauptquartier der WSPU nach London verlegt, wo Emmeline Pankhursts Töchter leben. Die immer zahlreicher werdenden Anhängerinnen gehören meist der Mittelklasse an, haben Geld und Zeit, sind modisch und elegant gekleidet.

BALD SCHON BRICHT die Organisation mit der Labour Party, denn deren Führer sind nach Ansicht der Frauenrechtlerinnen zu passiv. Zwischenrufe bei Versammlungen reichen den Aktivistinnen nicht mehr. Nun weigern sie sich häufig, die Lobby des Unterhauses zu verlassen, solange sie nicht den Premierminister sprechen oder Petitionen einreichen dürfen.

Gefängnisstrafen sind die Folge. Die Wirkung in der Öffentlichkeit ist so groß, dass festgenommene Frauen bei der Wahl zwischen dem Zahlen eines Bußgelds und einer Haftstrafe grundsätzlich Letztere wählen.

Rund 1000 Frauen – und 40 Männer – sitzen in den darauf folgenden Jahren wegen ihrer Aktionen für die

WSPU vorübergehend im Gefängnis. Auch Emmeline Pankhurst und ihre Töchter werden mehrfach verhaftet.

Weil sie nicht die bevorzugte Behandlung politischer Häftlinge erhalten, treten die Gefangenen ab 1909 regelmäßig nach der Inhaftierung in den Hunger-, später auch Durststreik. Sie werden durch die Nase zwangsernährt. Danach bekommen die Suffragetten nur noch mehr Zulauf.

Unterstützt wird die WSPU mittlerweile auch durch eine weitreichende Werbekampagne. Die Farben Weiß, Grün und Lila stehen für die Suffragetten, aus ihnen setzt sich auch ihre „Uniform“ zusammen: ein weißes Kleid mit einem Gürtel und einer Schärpe in den Farben der Trikolore. Die Demonstrationen ziehen durch London, zu denen nun bis zu 500 000 Teilnehmer strömen, tauchen die Straßen in ein Meer aus Weiß, Grün und Lila.

Porträts von Emmeline Pankhurst zieren Broschen; es gibt „Emmeline“-Einkaufstaschen, „Votes for Women“-Tee und Unterwäsche in den WSPU-Farben. Die Londoner Geschäftsleute verdienen gut daran und hängen Kleidung in den WSPU-Farben in die Schaufenster. An einem Tag im Frühling 1909, als Emmeline

wahlrecht ist den **Suffragetten** fast jedes Mittel recht. Die Gleichberechtigung an den Urnen erreichen sie indes nicht



Immer wieder kommt es zu Konflikten mit der Staatsgewalt. Als einige Suffragetten 1914 König Georg V. eine Petition übergeben wollen, halten Polizisten sie auf

Pankhurst aus einer Haftstrafe entlassen wird, hisst das Kaufhaus „Selfridge's“ in der Oxford Street gar die Suffragetten-Flagge.

Doch selbst dieser öffentliche Zuspruch bringt die Frauen ihrem Ziel nicht näher. Immerhin fast zwei Drittel der Männer dürfen bereits seit 1884 wählen. Wann immer eine Gesetzesvorlage zum Frauenwahlrecht im Unterhaus diskutiert wird, scheitert sie. Inzwischen werfen die verärgerten WSPU-Anhängerinnen mit Steinen, Fensterscheiben gehen zu Bruch. Noch mehr Verhaftungen.

Nach dem rüden Einsatz der Polizisten am „Black Friday“ gehen die Suffragetten fortan Konfrontationen mit der Polizei aus dem Weg, operieren im Verborgenen –

und wählen die militante Aktion. „Es herrscht Krieg“, heißt es im WSPU-Jahresbericht von 1912. Keiner weiß, wann und wo die Suffragetten als Nächstes zuschlagen.

Ein Haus des Politikers David Lloyd George wird durch eine Bombe beschädigt. Teepavillons werden in Brand gesteckt, die Post in Briefkästen angezündet. Frauen zerschlitzen Bilder in der National Gallery, kappen die Telefon- und Telegrafleitungen zwischen London und Glasgow oder lösen durch anonyme Anrufe Fehlalarme aus. „Ich übernehme für alles die Verantwortung“, sagt Emmeline Pankhurst auf einer Versammlung.

INZWISCHEN IST die öffentliche Unterstützung aber in Ablehnung umgeschlagen. Mitglieder wenden sich von der WSPU ab, ehemals wohlgesonnene Politiker verteidigen

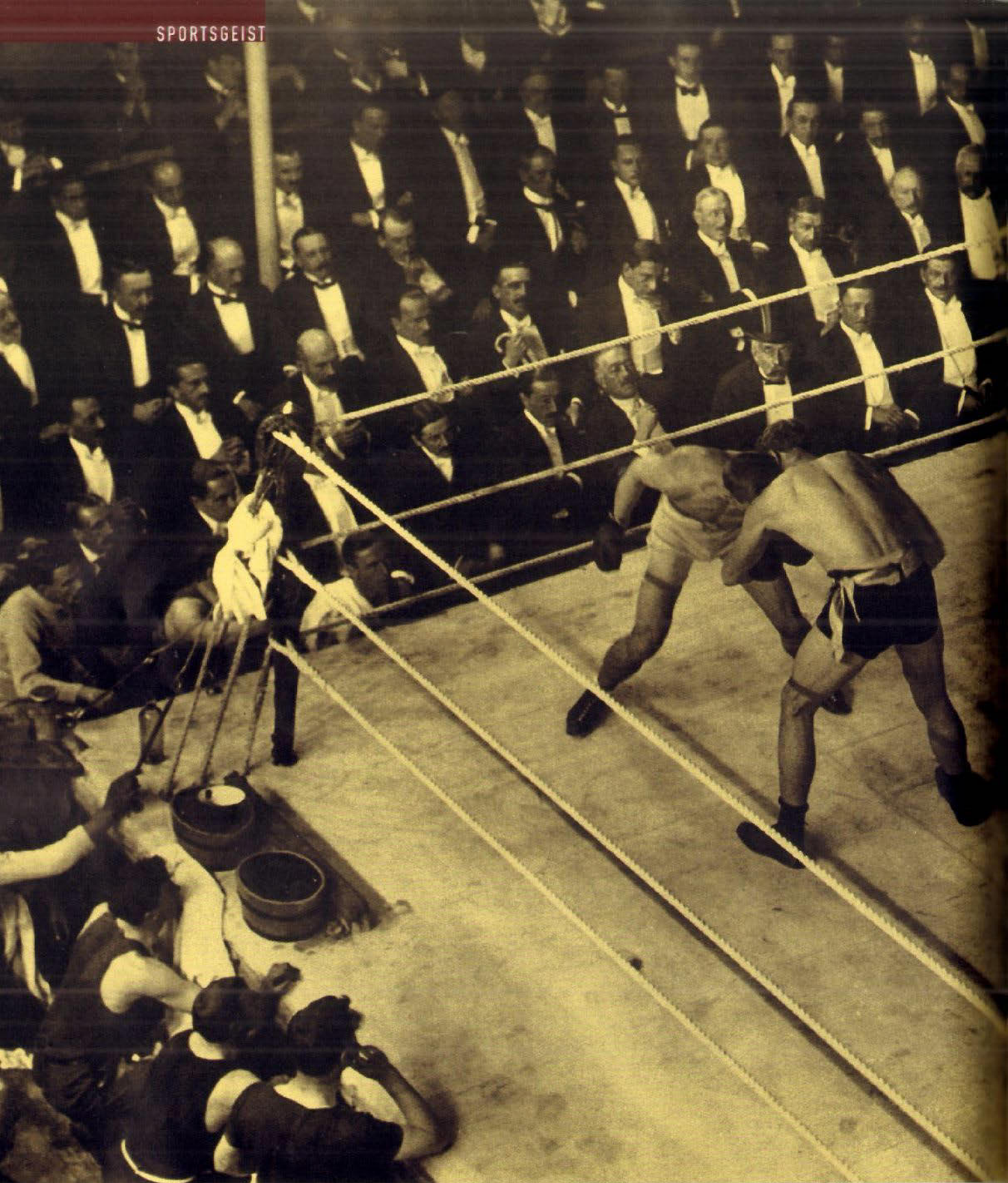
deren Anliegen nicht mehr. Die soziale Isolation schweißt die Suffragetten noch stärker zusammen, die nun auch bereit sind, ihr Leben für „die Sache“ zu geben: Am 4. Juni 1913 wirft sich die Aktivistin Emily Davison beim Derby in Epsom Downs vor das Pferd des Königs und stirbt vier Tage später.

Die Regierung weigert sich jetzt erst recht, den Frauen das Wahlrecht zuzugestehen – sie will dem „Terror“ nicht nachgeben. Die Suffragetten können nicht mehr zurück. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914 bietet der WSPU einen Ausweg. Emmeline Pankhurst schwört ihre Anhängerinnen darauf ein, sich der Kriegsarbeit zu widmen – die Nation sei wichtiger als das Frauenwahlrecht. Das ist das Ende der WSPU.

Nach dem Krieg wird in Großbritannien 1918 ein eingeschränktes Wahlrecht für Frauen über 30 Jahre eingeführt. Emmeline Pankhurst zieht nach Kanada, wo sie Lesungen hält und sich gegen Promiskuität engagiert. Sie wird immer konservativer. Schließlich kehrt sie nach England zurück und kandidiert dort erfolglos für die Tories. Sie verfällt in Depressionen und stirbt am 14. Juni 1928, kurz vor ihrem 70. Geburtstag, in einem Schwesernheim in Hampstead.

Am selben Tag unterzeichnet König Georg V. ein Gesetz, das Frauen in England das gleiche Wahlrecht wie Männern gewährt. □

Christina Schneider, 29, ist Journalistin und lebt in Hamburg. Sie schreibt regelmäßig für GEOEPOCHE.



Unterhaltung für Londoner Gentlemen: »Bomber« Billy Wells kämpft 1913 gegen den »Orchideen-Mann« Georges Carpentier um den Titel im Schwergewicht



Fairplay

Im 19. Jahrhundert erfinden Briten den Amateursport. Bis dahin haben Adelige *sports* von ihren Bediensteten treiben lassen – und darauf gewettet. Doch das aufstrebende Bürgertum lehnt so etwas ab und gibt sich eigene Regelwerke, von denen viele noch heute gültig sind und die weit über das Athletische hinausreichen – etwa, wenn es darum geht, eine Niederlage mit Würde hinzunehmen. Die Historikerin Christiane Eisenberg über die Geburt des modernen Sports

GEOEPOCHE: Frau Professor Eisenberg, Großbritannien gilt als Mutterland des modernen Sports – dort sitzt der weltälteste Fußballverband, dort sind die Regeln von Rugby und Cricket, von Tennis und Boxkampf schriftlich fixiert worden. Und doch fanden die Olympischen Spiele 1908 in London bei den sportverrückten Briten kaum Resonanz. Weshalb?

PROF. CHRISTIANE EISENBERG: Aus britischer Sicht war das eine dritt-rangige Veranstaltung. Selbst an den meisten Londonern ging sie vorbei, ohne dass sie davon überhaupt etwas mitbekommen hätten.

Woran lag das?

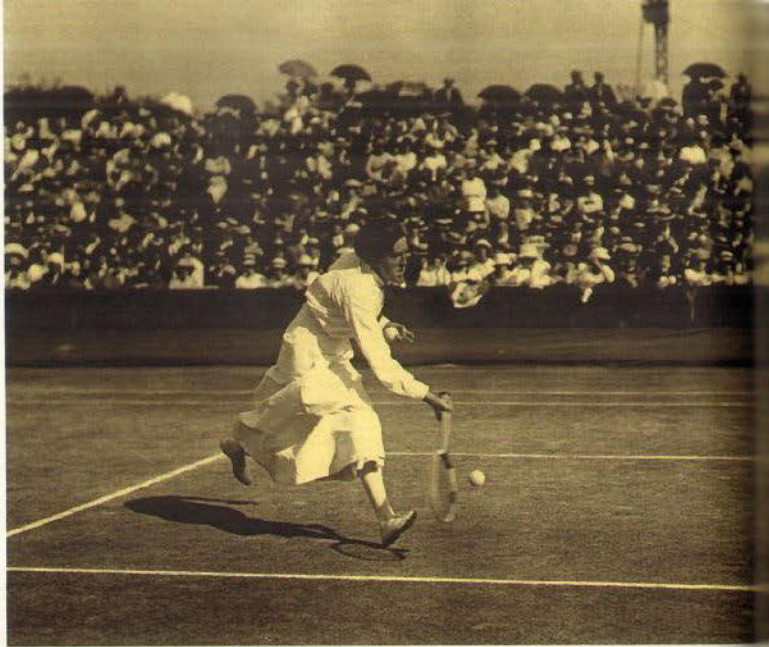
Das hatte drei Gründe. Zum einen zogen sich die Spiele – anders als heute – über den gesamten Sommer hin. Daher kollidierten sie mit dem traditionellen Sportkalender: dem Tennisturnier in Wimbledon, der nationalen Fußballliga, der Ruder-Regatta in Henley. Zum zweiten war Cricket nicht bei Olympia zugelassen und damit die englische Nationalsportart nicht repräsentiert. Vor allem aber widerstrebte die Jagd nach Rekorden und möglichst vielen Medaillen dem britischen Sportverständnis, insbesondere dem der Amateure.

Was verstanden die Briten unter Amateursport?

Es ging nicht um den Sieg um jeden Preis. Zwar wollte auch der Amateur gewinnen, er sollte eine mögliche Niederlage aber auch mit Gelassenheit akzeptieren. Gleichzeitig verzichtete der ideale Amateurathlet auf gezieltes Training und strebte auch nicht nach Rekorden. Das englische Wort *record*, eigentlich die Bezeichnung für ein aktenkundiges Ereignis oder Ergebnis, hat seine Bedeutung in unserem Sinne erst im Zuge der Verbreitung des Sports auf dem europäischen Kontinent und in den USA erhalten. Eine Entwicklung, die im späten 19. Jahrhundert einsetzte.

Und wie entstand der Amateursport?

Aus dem Profisport. Im 17. und 18. Jahrhundert waren *sports* ein Zeitver-



Vor einem Halbfinale im Pokal der Football Association 1927 wünschen sich die Kapitäne ein faires Spiel. Den FA-Cup gibt es seit 1872, ab 1923 findet das Finale im Londoner Wembley-Stadion statt. Bereits 1877 wird in Wimbledon das erste Tennisturnier der Herren ausgetragen. Sieben Jahre später auch eines der Damen. Die ältesten Statuten des britischen Sports aber sind die Regeln des Cricket. Ihre erste Fassung stammt aus dem Jahre 1744

treib für Adelige und andere Gentlemen. Sie hielten sich – sozusagen als spezialisierte Dienerschaft – Boxer, Wettläufer, Cricketspieler, Jockeys und sogar Experten für Hahnenkämpfe oder Bärenhatzen. Die Aristokratie ließ Sport treiben, um sich zu vergnügen und um ihren Status in der Gesellschaft zu markieren. Solche Veranstaltungen richteten die Adligen zwar auch für das gemeine Volk aus, in erster Linie aber zum eigenen Amusement und zu dem der Standesgenossen. Und stets ging es dabei um Geld.

Um Preisgelder?

Nein, die Adligen wetteten: auf den Erfolg hauseigener oder fremder Athleten. Und sie wetteten um außerordentlich hohe Summen. Wenn sie aber verloren, zeigten sie demonstrativ *disinterestedness* – diese scheinbar souveräne, arrogante Uninteressiertheit an finanziellen Dingen, die den Gentleman kennzeichnete. Das Problem bei den Wetten war, dass immer Betrug im Spiel sein konnte. Etwa bei Pferderennen, in denen die Jockeys die Pferde mithilfe von verbotenen

Substanzen schneller machten oder lahm legten, oder beim Boxen, wo Athleten und Trainer nicht selten Absprachen trafen. Um die Betrugsmöglichkeiten einzuschränken, schrieben deshalb die exklusiven Clubs und Organisationen für einzelne Sportdisziplinen, die sich schon Mitte des 18. Jahrhunderts gebildet hatten, Regeln auf und lizenzierten Schiedsrichter.

Den Profisport gab es also vor dem Amateursport?

Richtig. Noch im 18. Jahrhundert stand das Wetten im Mittelpunkt. Dann aber, seit Mitte des 19. Jahrhunderts, gewannen die aufstrebenden bürgerlichen Mittelschichten Interesse am Sport – und die lehnten das Wetten ab. Denn Geld zerstöre nur die sozialen Beziehungen und führe zu Betrug, Korruption, Kungeleien. „Wir wetten nicht“ war eine Maxime, die sich bezeichnenderweise auch in den ersten Regelwerken zum Amateursport fand: Ein Amateur wettet niemals – insbesondere nicht auf seine eigenen Starts. Das gehört zum Fairplay.

Fairplay heißt, sich an die Regeln zu halten?

Das ist das Mindeste. Aber Fairplay geht darüber weit hinaus. Dass etwa Boxer nicht unter der Gürtellinie getroffen werden durften, war ja ursprünglich nur eine Vorkehrung, um die Investitionen der Gentlemen in ihre Profis nicht zu gefährden. Das eigentliche Fairplay kam erst mit den Amateuren ins Spiel, als Sport nicht mehr etwas war, was Adelige tun ließen, sondern was Bürger selbst ausübten. Denn die verdienten – anders als die Adligen – ihren Lebensunterhalt letztlich durch Arbeit. Deshalb musste sichergestellt werden, dass sie beim Sporttreiben nicht durch ruppige Gegner verletzt wurden. Ihre Existenz stand auf dem Spiel. Das ist die rationale Ebene, die Ebene der Regeln ...

... und Fairplay ist sozusagen der moralische Überbau ...

... begründet von den Lehrern an den Public Schools, den Internaten für reicher Leute Nachwuchs. Sie wollten den Eltern zeigen, dass sie pädagogisch Wert-



volles lehrten. Sport spielte nämlich in den Public Schools eine zentrale Rolle, und das mussten sie begründen. So führten sie Tugenden an, die der Sport angeblich befördere: etwa Selbstdisziplin, Teamgeist, Respekt vor dem Gegner – und eben auch den Sinn für Fairplay. Davon abgesehen war die Wertschätzung des Fairplay im britischen Bürgertum stets auch Ausdruck des Wunsches, sich vom Adel zu distanzieren – und von dessen „unmoralischer“ Wettleidenschaft.

Weshalb haben die Mittelschichten überhaupt begonnen, Sport zu treiben?

Aus ähnlichen Motiven wie der Adel, nämlich um Geselligkeit zu organisieren, um in zwangloser Weise Freundschaften

zu pflegen, Geschäftsbeziehungen anzubahnen oder einen Ehepartner zu finden.

Entstammt Fußball, der Massensport par excellence, denn auch dem bürgerlichen Bedürfnis nach Geselligkeit?

Der Fußball hat zwei Wurzeln: einmal jenen relativ unregelmäßigen Dorffußball, bei dem die halbe Einwohnerschaft auf einem Acker hinter einer gefüllten Schweinsblase herjagte – und bei dem es mitunter sogar zu Todesfällen kam. Zum anderen die Public Schools auf dem Land, deren Schüler sich von der Dorfbevölkerung dieses wilde Spiel abgucken haben. Natürlich schalteten sich bald die Lehrer der betreffenden Internate ein und meinten, so chaotisch gehe das nun nicht, und haben Regeln aufgeschrieben. Mitte des 19. Jahrhunderts hatte auf diese Weise fast jede Public School ihre eigenen Regeln – und auch jede Universität.

Um ihren Sport aber auch nach dem Abschluss weiter ausüben zu können, taten sich 1863 einige Public-School-Absolventen mit Lehrern und anderen Fußball-Liebhauern zusammen und bemühten

sich, die unterschiedlichen Regeln aufeinander abzustimmen und zu vereinfachen. Zugleich gründeten sie einen Fußballverband mit Sitz in London – The Football Association –, der die Regeln durchsetzen und die Rahmenbedingungen für ein freundliches Match garantieren sollte.

Wie aber hat sich dieses Spiel des gehobenen Bürgertums zu einem Sport für das einfache Volk entwickelt?

Das Proletariat hat sich diese Sportart schlicht angeeignet, als es Zeit und Geld dazu hatte. Sonntags durften im puritanisch geprägten Großbritannien ja keine Sportveranstaltungen stattfinden – anders am Samstagnachmittag. Der war seit den 1870/80er Jahren durch den Einsatz der Gewerkschaften für die meisten Facharbeiter frei. Dann ging man abends mit der Ehefrau in die Music Hall und vorher war Zeit, etwa für Fußball. Und der wurde schnell populär, weil die Regeln von 1863 nicht nur bürgerfreundlich, sondern noch mehr arbeiterfreundlich waren. Diejenigen, die körperlich arbeiten mussten, konnten sich noch viel weniger leisten, Beinbrüche und dergleichen davonzutragen, als Kaufleute, Händler, Büroangestellte.


Der Fußball entwickelte sich darüber hinaus bald auch zu einem kommerziellen Massenvergnügen, weil von den Zuschauern Eintritt kassiert wurde und beträchtliche Summen zusammenkamen. Dies machte es sogar möglich, Profispieler zu bezahlen und einen Ligabetrieb aufzuziehen.

Zudem waren die Fußballregeln einfach ...

...sodass jeder sie sofort verstehen konnte, im In- und auch im Ausland. Anders übrigens als der englische Nationalsport Cricket, dessen Regeln so kompliziert und von Merkwürdigkeiten durchsetzt sind, dass sie wohl kein Kontinentaleuropäer jemals begreifen wird. □

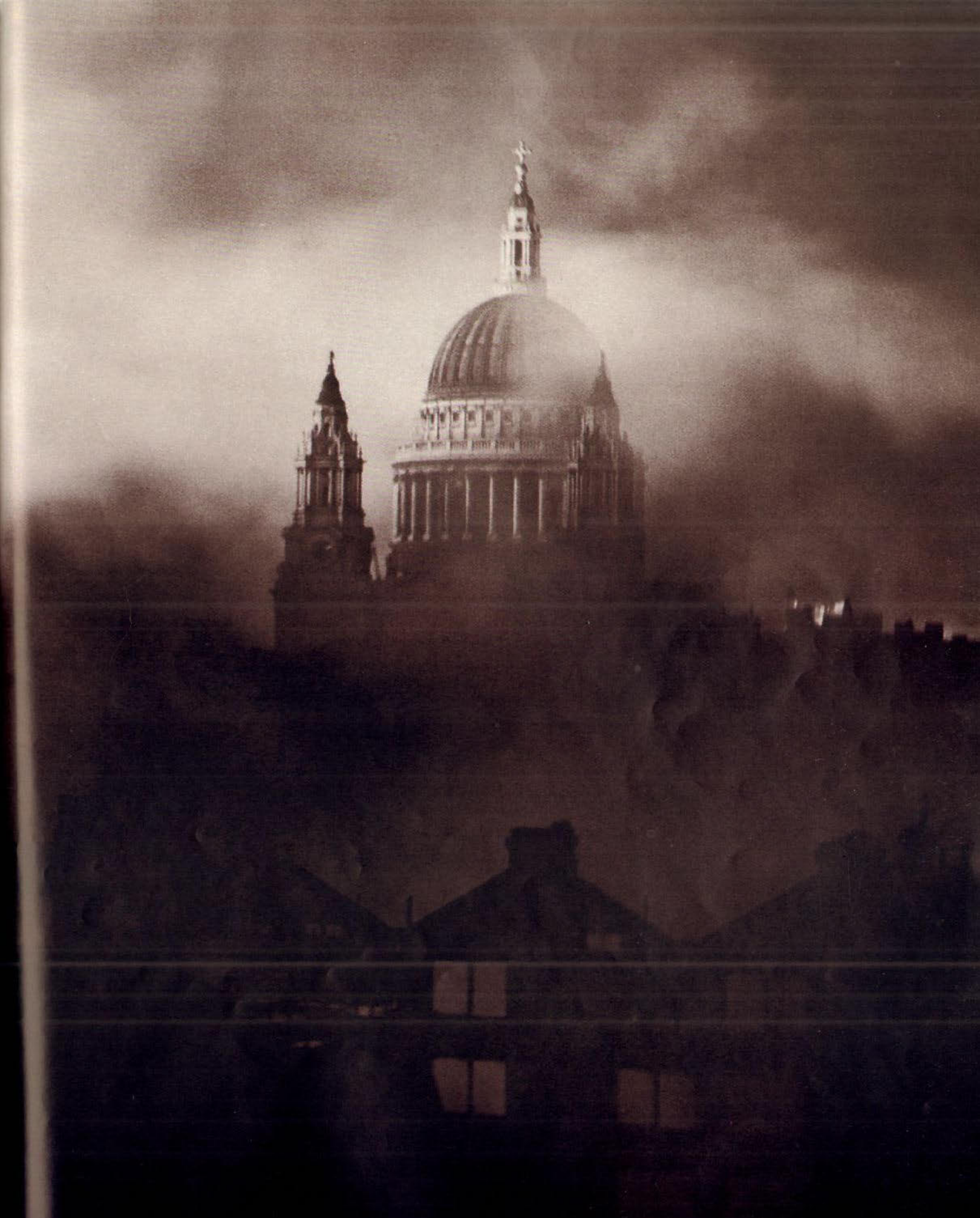
Schnell entwickelt sich der Amateursport zum Massenvergnügen der Briten

Prof. Dr. Christiane Eisenberg, Jg. 1956, lehrt Britische Geschichte an der Humboldt-Universität in Berlin. Sie beschäftigt sich seit fast zwei Jahrzehnten mit der Erfindung des modernen Sports. Das Interview führten Hans Heinrich Ziemann und Frank Otto. Eingerichtet hat es Ernst Artur Albaum.



Am 7. September 1940 werfen deutsche Fliegerstaffeln erstmals massenhaft Bomben auf die britische Kapitale. Bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs fallen den Luftangriffen auf London fast 30 000 Menschen zum Opfer, werden große Teile der Stadt verwüstet. Doch den Widerstandsgeist der Bevölkerung kann »The Blitz« nicht brechen

Tage der Bedrängnis



Über dem Rauch lodernder Stadtviertel erhebt sich St Paul's Cathedral. Die Kirche bleibt unversehrt



VON FRANK OTTO

Sie kommen fast immer in der Nacht, um so noch größeren Schrecken zu verbreiten. Dann ist die früher strahlend helle Metropole verdunkelt, deshalb nehmen sie sich den glitzernden Themsebogen unterhalb der Tower Bridge zum Ziel – einmal mehr bestimmt der Fluss das Schicksal der Stadt.

Das Heulen der Sirenen kündigt die Bomber an, das Brüllen ihrer Motoren hören die meisten Londoner schon nicht

mehr, weil sie in die Luftschutzräume geflüchtet sind. Dicht an dicht hocken sie dort, in den Schächten der U-Bahn, wo es dunkel ist, stickig und eng, weshalb die meisten ihre privaten, vom Staat subventionierten Kleinbunker im Garten den öffentlichen vorziehen – wenn sie nicht gleich voller Fatalismus in ihren Wohnungen bleiben.

Die Menschen bangen den Einschlägen der Bomben entgegen – Bomben, mit denen Adolf Hitler erst ihren Willen brechen und dann die Stadt ausradieren will. Und oft warten sie die ganze Nacht.



Premierminister Winston Churchill inspiziert im Dezember 1940 die Bombenschäden in der Londoner City

Die Heinkels und Messerschmitts kommen mit der Wucht und Plötzlichkeit eines Gewitters. Und weil es die Deutschen sind, die dieses Gewitter über die Stadt bringen, nennen die Londoner den Sturm aus Feuer und Stahl „The Blitz“.

Immer gleich erscheint der Verlauf der Bombennächte: Kaum dass es dunkel wird, treiben die Sirenen die Menschen in den Untergrund. Scheinbar endlose Minuten verstreichen, ehe das Zischen der Brandsätze und die Explosionen der Sprengbomben die Spannung zerreißen. Dann erst hören die Bunkerinsassen auch den Motorenlärm, das Belfern der Flug-

abwehrkanonen. Spüren, wenn der Boden erzittert nach einer besonders heftigen Detonation.

Und erst wenn die Sirenen abermals heulen und damit Entwarnung ankündigen, können die Höhlenbewohner sich wieder ins Freie schleppen. Dort riechen sie den beißenden Qualm der Brände, welche die Feuerwehren eilends zu löschen sich mühen. Sehen die klaffenden Bombentrichter, die graue Asche, die über den Straßen liegt, sehen die Ruinen und die Überlebenden. Mancher fühlt sich an das untergegangene Pompeji erinnert.

Die Menschen versuchen, in ihr überirdisches Dasein zurückzukehren, in der Hoffnung, dass ihnen die Bomben davon etwas gelassen haben. Mühsam ist diese tägliche Rückkehr in die Routine des Lebens; oft genug müssen sich die Londoner in einer von Trümmern übersäten Landschaft neu orientieren.

Dann liefert der Milchmann seine Ware an Häuser, von denen nur noch die Grundmauern übrig sind, stehen Regale einer Bibliothek im Freien, suchen Bankangestellte in der City morgens ihr Büro auf, das restlos zerstört ist, sind manche der jahrhundertealten Wahrzeichen der Stadt nur mehr Ruinen. Die Guildhall zerschmettert, Unterhaus und Westminster Abbey ausgebrannt, in der British Library eine Viertelmillion Bücher in Flammen, deren Fetzen noch in 50 Kilometer Entfernung gefunden werden.

IN SOLCHEN TAGEN erscheint es wie ein Wunder, dass St Paul's Cathedral im Zentrum des Feuermeers unbeschädigt bleibt. Eine schwere Bombe landet nur als Blindgänger auf der Treppe, 28 Brandsätze verlöschen. Und auch Big Ben, obwohl direkt getroffen, läutet weiterhin jede Stunde. Immer mehr Grundstücke inmitten der Stadt dagegen verwandeln sich in Brachen, auf denen schon bald Wildblumen, Gräser und Farne blühen. Auf anderen wird Gemüse angebaut, oder man hält Schweine, wo für Jahrhunderte menschliche Wohnstätten gestanden haben.

„London can take it“ heißt ein amerikanischer Film in jener Zeit: Bomben, so die Botschaft, könnten zwar Menschen töten, niemals aber den unbeugsamen Mut der Nation zerstören. Ähn-



Während der nächtlichen Angriffe suchen viele Londoner Zuflucht in U-Bahnhöfen wie der Aldwych Station





lich optimistisch feiern zahlreiche Propagandablätter der britischen Regierung den Widerstandswillen der Londoner Bevölkerung.

DOCH WAS BLEIBT den Menschen auch anderes übrig? Kaum einer kann die Stadt auf eigene Faust verlassen: Die Arbeiter der Rüstungsindustrie müssen in ihren Betrieben bleiben, Benzin ist rationiert, und viele Züge sind für Truppentransporte reserviert. Die Londoner – zumal im East End, das besonders schwer getroffen wird – sind zu arm, um sich ein Leben in

weniger gefährdeten Gegenden leisten zu können, denn dort würden sie keine Arbeit finden. Und viele der Kinder, die zu Hunderttausenden von der Regierung evakuiert worden sind, werden von ihren Eltern meist schnell wieder nach Hause geholt. Denn nichts wohl ist schlimmer als die Ungewissheit über das Schicksal der eigenen Familie.

Dann schon lieber gemeinsam den Sturm über sich hinwegziehen lassen. Ausharren und jeden Tag zur Normalität zurückkehren, zum britischen „business as usual“ – das ist das Heldentum der Londoner in den Tagen des „Blitzes“. Selbst



die Tiere im Zoo, so erzählt man sich, zeigen eine gewisse Kaltblütigkeit gegenüber Bomben und Artilleriefeuer. Nur die Affen reagieren hysterisch auf den Klang der Sirenen.

Und wann immer der Widerstandsgeist zu erlahmen droht, lässt sich aus seinem Bunker in Whitehall Premierminister Winston Churchill vernehmen. Die Essenz seiner Reden, ob im Unterhaus oder über das Radio: Wir werden niemals aufgeben, auch wenn wir allein stehen, wenn der Feind übermächtig zu sein scheint, wenn wir Tag für Tag seine Luftangriffe ertragen müssen. Wir werden aushalten, bis Hilfe

kommt, aus dem Empire und aus Amerika, bis der Tag kommt, um zurückzuschlagen.

Hoffnung auf Rache schürt auch Arthur Harris, der spätere Chef des Bombenkommandos der Royal Air Force: „Sie haben Wind gesät“, sagt er angesichts der Verheerungen in London. Er wird ab 1943 dafür sorgen, dass die deutschen Städte den Sturm ernten.

Hitlers Bomberpiloten werfen ihre Fracht zunächst über dem Hafen und den nahebei gelegenen Armenenvierteln ab. Als sie den „Blitz“ auch auf den wohlhabenden Westen ausdeh-



Feuerwehrmänner löschen morgens noch die letzten Brände, als dieser Milchmann bereits wieder seine Kunden beliefert



nen, ist die Regierung erleichtert – die deutsche Luftwaffe hat das soziale Gleichgewicht wiederhergestellt.

Die königliche Familie bleibt während des Krieges in London: eine Geste der Solidarität mit ihren Untertanen. Und als der Buckingham Palace getroffen wird, zeigt sich die Königin erfreut, dem East End wieder „offen ins Gesicht blicken zu können“.

ANNÄHERND 30 000 Opfer fordern in London die Angriffe der deutschen Luftwaffe vom Spätsommer 1940 bis Mai 1941 und die Explosionen der „Vergeltungswaffen“ V1 und V2 ab Juni 1944. Die Zahl der Toten ist niedriger, als vor dem Krieg befürchtet – eine Million Pappsärge bleiben ungenutzt.

Und dennoch sind die Zerstörungen immens, scheint es manchem Londoner bei besonders heftigen Angriffen, als sei das Ende der Welt gekommen. Mehr als eine Million Menschen verlieren ihr Obdach. Zwei Jahrzehnte wird es dauern, bis alle Trümmer beseitigt, alle Brachflächen wieder bebaut sind.

Als am 8. Mai 1945 das Ende des Kriegs in Europa gefeiert wird, sind die Bewohner der Stadt erleichtert, vor allem aber erschöpft. Sie jubeln, als Churchill den Sieg verkündet, aber die Feiern sind viel stiller als der tagelange, ausschweifende Tausch im November 1918, als der Erste Weltkrieg zu Ende war. Fünf Jahre Entbehrungen und Furcht haben fast alle Energie aufgezehrt. Aber die Stadt hat schon viele Katastrophen überstanden, Seuchen, Brände, Hungersnöte – und auch aus dieser geht London ungebrochen hervor. □

LONDON

Stadtgeschichte

Um 4500 v. Chr.

Auf dem Gebiet Londons, in der Nähe der heutigen St Paul's Cathedral, siedeln zum ersten Mal Menschen.

Nach 700 v. Chr.

Vom europäischen Kontinent kommende Kelten landen auf der damals Albion genannten britischen Insel. An der Themse, nahe der alten Siedlung, entsteht wohl zunächst ein Gehöft, das vielleicht zu einem Fort namens Londinos Dun (Fort des Kühnen) ausgebaut wird, wahrscheinlich aber zu einer Plowonida (Siedlung am breiten Fluss) genannten Ortschaft anwächst. Ab 100 v. Chr. wandern aus Nordfrankreich weitere keltische Stämme ein. Sie bringen Töpferscheiben und Werkzeuge zur Münzprägung mit. Während die Siedler im Südosten der Insel (also auch in der Region um die spätere Stadt London) die Boden bald mit schweren Pflügen kultivieren, bleibt das Landesinnere rückständig. Die seit der Bronzezeit bestehenden Handelsverbindungen mit Kontinentaleuropa werden von den Kelten intensiviert. Der antike Historiker Strabon (64 v. Chr. bis 26 n. Chr.) berichtet, dass sie Getreide, Jagdhunde, Häute, Sklaven, Gold, Silber und Eisen ausführen. Daneben exportieren sie Zinn.

Um 325 v. Chr.

Der griechische Forschungsreisende Pytheas von Massalia vermisst die Küste Albions. Er nennt die ganz am Rande der bekannten Welt liegende Insel Brettanike. Der Name geht wahrscheinlich in Anspielung auf den Körperschmuck kelti-

scher Krieger auf das altirische Wort *brit* (bzw. *breith*) zurück, das „tätowiert“ bedeutet.

43 n. Chr.

Nachdem es Julius Caesar um 55 v. Chr. nicht gelungen ist, Brettanike ins römische Imperium zu integrieren, erobert Kaiser Claudius den Süden der Insel. Er macht Camulodunum (Colchester) zur Hauptstadt seiner neuen Provinz Britannia, die in ihrer größten Ausdehnung die heutigen britischen Landesteile England, Wales und zeitweise Südschottland umfassen wird. Bei Plowonida bzw. Londinos Dun bauen die Römer die erste Brücke über die Themse und errichten einen Hafen, dessen Kaianlagen sie im Laufe der kommenden Jahrzehnte auf eine Länge von 550 Metern ausbauen. Die Siedlung, die jetzt Londinium heißt, entwickelt sich zum Knotenpunkt des römischen Straßennetzes in Britannia und damit zum zentralen Handelsplatz der Insel. Die Stadt erreicht jedoch nie die Größe und Pracht gallo-römischer Städte wie etwa Aquae Sextiae (Aix-en-Provence). Die Einwohnerschaft Londiniums ist bunter gemischt als in irgendeiner anderen Siedlung Britanniens: Dort leben Beamte aus Rom, Soldaten und Kaufleute unterschiedlichster Herkunft. Sie genießen ein großes Maß an Freiheit. Denn ihre Gemeinde erhält wahrscheinlich den Rechtsstatus eines *municipium*, d. h. die Bürger dürfen „nach ihren Gesetzen und ihrem eigenen Recht leben“, so der römische Autor Gellius (etwa 130–180 n. Chr.).

60–61

Die Icener (ein Volksstamm, der im Gebiet des heutigen Norfolk und Suffolk lebt) erheben sich gegen die Römer, unter anderem, weil diese große Teile ihrer Ländereien enteignet haben. Unter Führung ihrer Königin Boudicca brennen sie Londinium und andere römische Siedlungen nieder. Nur unter großer Mühe können die Römer den Aufstand beenden.

Um 100

Londinium wird Zentrum der römischen Provinzialverwaltung. Als Britannia später in mehrere Provinzen aufgeteilt wird, bleibt die Stadt Sitz der Finanzverwaltung für ganz Britannia.

122

Kaiser Hadrian besucht Londinium. Im Norden der Provinz lässt er den so genannten Hadrianswall errichten, um Angriffe der Pikten (in Schottland lebende keltische Stämme) zu unterbinden. Der Wall verläuft nahe der heutigen Grenze zwischen Schottland und England von Wallsend im Osten bis nach Bownesson-Solway an der Westküste. Die 118 Kilometer lange und bis zu sechs Meter hohe, auf weiten Strecken noch heute erhaltene Befestigungsanlage besteht teils aus einer Steinmauer und teils aus einem Erdwall.

Nach 220

Blütezeit Britannias: Um die römischen Militärlager werden zahlreiche *vici* genannte Kleinsiedlungen gegründet, in den Städten entstehen komfortable Häuser, Theater und Tempel. Die um 200 im heutigen Oxfordshire etablierte Keramikpro-

duktion floriert, später wird sehr erfolgreich eine Wollindustrie begründet, die vor allem hochwertige Teppiche für den Export herstellt. Auch die landwirtschaftlichen Erträge steigen in dieser Zeit an. In Londinium leben jetzt wohl 25 000 Menschen. Im Stadtgebiet stehen mehr steinerne Gebäude als später im mittelalterlichen London, und die hygienischen Verhältnisse sind dank einer zuverlässigen Kanalisation und zahlreicher privater und öffentlicher Bäder besser als Anfang des 19. Jahrhunderts.

Um 314

Londinium wird Bischofssitz. Doch da die Bevölkerung nur im Einzugsgebiet der römischen Siedlungen latinisiert wurde, bleiben keltische Tradition und Religion lebendig.

410

Kaiser Honorius kann den Bewohnern Britannias keine militärische Unterstützung mehr gewähren, weil er sich im Krieg mit den Westgoten befindet. Um diese Zeit überschreiten die Pikten mehrfach den Hadrianswall zu Raubzügen. Deshalb stellt die römisch-keltische Bevölkerung aus Germanen bestehende Söldnertruppen auf. Als die 442 rebellieren, ist die römische Epoche Britannias endgültig beendet.

442–604

Nach der Rebellion der germanischen Söldner bricht das Dunkle Zeitalter Londons an: Bis 604 wird kein neues Bauwerk errichtet, fast alle Häuser zerfallen. Doch treiben die verbliebenen Bewohner weiterhin Handel mit dem europäischen Festland. Die Stadt wird jetzt wahrscheinlich Caerlunden genannt und könnte zeitweise das Zentrum eines kurzlebigen keltischen Fürstentums gewesen sein.

Nach 450

Germanische Eroberer, vor allem Angeln und Sachsen, eignen sich den

Süden der britischen Insel an. Mit ihnen kommen auch Bauern und Händler ins Land. Die zerstrittenen keltischen Stämme können ebenso wenig wie die kelto-römische Bevölkerung die Invasionen aufhalten; viele flüchten nach Westen (Wales) oder aufs Festland. Die Heerführer der Eroberer teilen Britannien in den folgenden Jahrzehnten in sieben Königreiche, deren Namen zum Teil bis heute in den Bezeichnungen englischer Grafschaften oder Regionen erhalten sind: zum Beispiel Sussex (Suthseaxe = Südsachsen). Bei der Besiedlung der Insel vermischen sich die kulturell eng verwandten Germanenstämme untereinander. So verehren sie dieselben Götter, Wotan etwa oder Thor, von deren Namen die Bezeichnungen der englischen Wochentage abgeleitet sind (*Wednesday*, *Thursday*). Die neue Bevölkerungsmehrheit nennt sich Angeln, während sie bei der keltischen Bevölkerung Sachsen heißen. Die Bezeichnung Angelsachsen wird erst im 8. Jahrhundert gebräuchlich, um die Bewohner Britannias von Sachsen und Angeln auf dem Kontinent zu unterscheiden. Das ehemalige Londinium, das nahe der Grenzen zwischen den Königreichen Mercien, Kent, Sussex, Wessex und Essex liegt, hat in den folgenden Jahren unterschiedliche Herrscher.

477

Aelle, ein germanischer Heerführer, begründet das Königreich Sussex. Er trägt als Erster den Titel *Bretwalda* (altenglisch *Bretanwealda*, Herr von Britannien). Damit ist er *Primus inter Pares* unter den britannischen Herrschern. Das Amt des *Bretwalda* wird nicht vererbt, sondern dem jeweils mächtigsten König zugesprochen.

588

König Ethelbert von Kent heiratet die christliche

Prinzessin Bertha, Tochter des in Paris residierenden Frankenkönigs Charibert I.

7. Jahrhundert

Westlich der Mauern Londons entsteht der Hafen Lundenwic (wic = Hafen), der sich zu einer blühenden Handelsstadt entwickelt.

604

Ethelbert stiftet die St Paul's Cathedral, die auf den Grundmauern eines sächsischen Tempels errichtet wird. Sie ist das erste Bauwerk, das nach dem Abzug der Römer in London entsteht. Damit gilt das Dunkle Zeitalter der Stadt als beendet.

Um 675

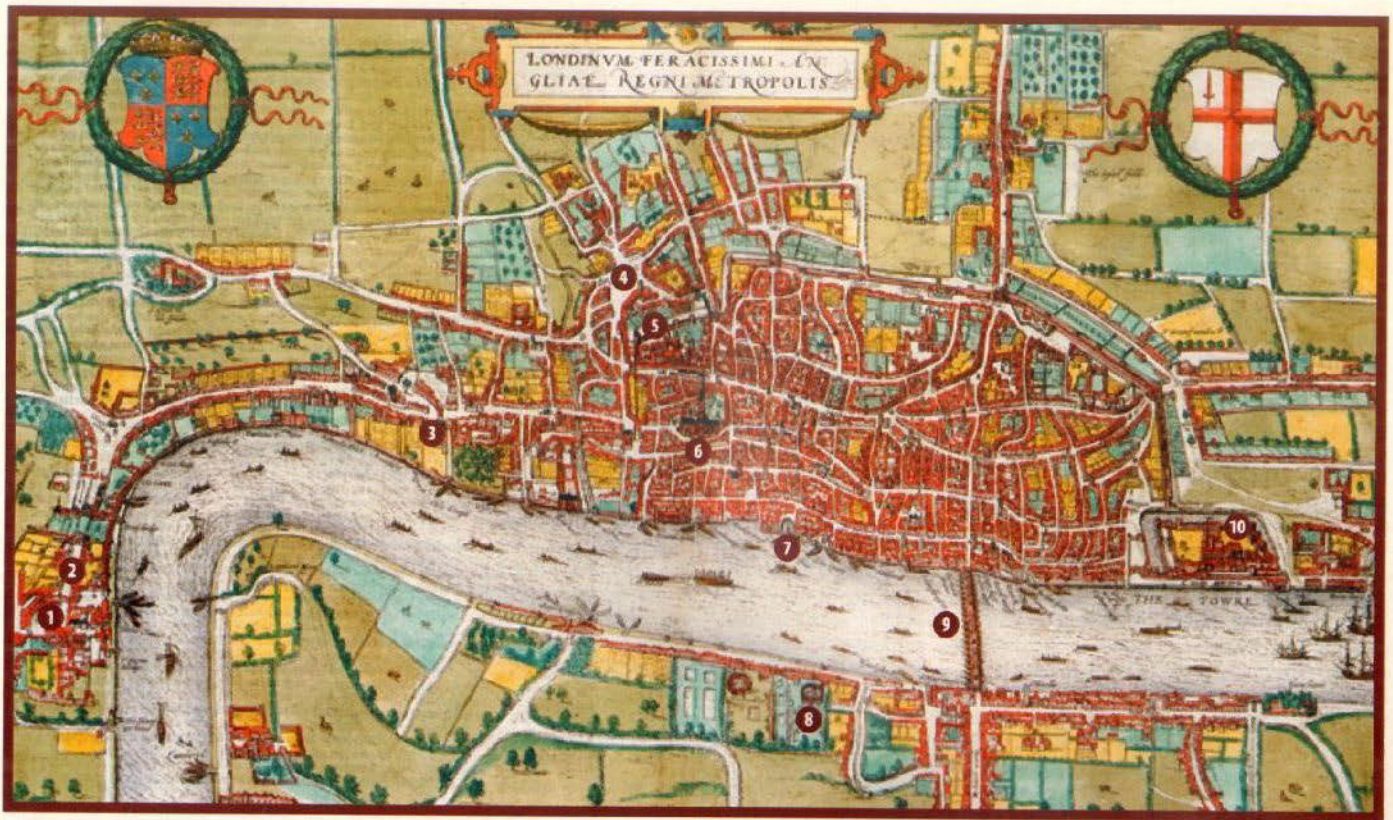
Die Könige von Mercien (nördlich von Wessex) nehmen London ein. Sie errichten wahrscheinlich auf den Überresten des römischen Amphitheaters einen Königspalast; Hof halten sie im heutigen Stadtteil Chelsea.

759

Offa wird zum König von Mercien gekrönt. Er bringt Süd- und Ostbrittannien unter seine Kontrolle. Zum Schutz seines Reiches gegen die Herrscher von Wales lässt er die Grenzbefestigung Offa's Dyke bauen. Der noch heute weitgehend erhaltene Erdwall reicht 270 Kilometer von der Deemündung im Norden bis zum Mündungstrichter des Severn. Offa unterhält Beziehungen zu Karl dem Großen und Papst Hadrian I., sodass sein Reich auch europäische Bedeutung erlangt. Doch mit Beginn des 9. Jahrhunderts verliert Mercien seine Vormachtstellung an Wessex, dessen König Kent, Essex und Sussex erobert haben.

851

Aus Dänemark stammende Wikinger erobern London. Auf der Suche nach Land, Sklaven und Gold verheeren skandinavische Freibeuter seit dem 8. Jahrhundert große Teile Europas. Bis 866 erobern sie Northumber-



Diese Karte von 1572 zeigt London zu Zeiten Königin Elisabeths I.: Westminster (1), Whitehall-Palast (2), Stadttor Temple Bar (3), das spätere Londoner Stadtviertel Smithfield (4), Stadtmauer (5), St Paul's Cathedral (6), Queenhithe Dock (7), Bärenarena Southwark (8), London Bridge (9), Tower (10)

land nahe der schottischen Grenze und den Ostteil Britanniens.

886

Alfred der Große, König von Wessex, befreit London von den Wikingern, setzt seinen Schwiegersohn Ethelred als Statthalter ein und macht die Stadt zur zweiten Kapitale seines Reiches. Während Alfreds Regentschaft wird wahrscheinlich als Ersatz für die längst verfallene römische Brücke bei der heutigen London Bridge eine Themsequerung erbaut. Der Siedlungsschwerpunkt wird vom schlecht zu verteidigenden Lundenwic wieder in die römischen Wälle verlegt. Die Stadt heißt nun Lundenburgh. Am Südufer der Themse, auf dem Gebiet des heutigen Stadtteils Southwark, entsteht die Siedlung Suthringa. Alfred hatte bereits 878 einen großen Teil des britannischen Herrschaftsgebietes der Wikingern erobert. Der Monarch, der als einziger König den Titel *Rex Angol-Saxonum*

(König der Angelsachsen) führt, lässt die erste englische Flotte bauen.

925

Athelstan wird zum König von Wessex und Mercien gekrönt. Nach erneuten Kämpfen gegen skandinavische Eroberer vergrößert er sein Reich, bis er über ein Gebiet herrscht, das etwa dem heutigen England entspricht. Die benachbarten Königreiche in Schottland und Wales werden tributpflichtig. Athelstan nennt sich *Rex totius Britanniae* (König ganz Britanniens). Sein Kernland teilt er in *shires* (Grafschaften) ein und legt damit den Grundstein für ein nationales Königtum.

954

König Eadred erobert Northumberland und vertreibt mit dessen Herrscher den letzten skandinavischen Feind aus England.

1002

König Ethelred II., genannt „der Unberatene“, provoziert durch ein Massaker an skandinavischen Siedlern Inva-

sionen von Dänen, die schließlich 1013 London erobern und ihren König Sven Gabelbart als Herrscher von England proklamieren. Zwar gelangt Ethelred nach Svens Tod 1014 wieder an die Macht, doch als er zwei Jahre später stirbt, wird Svens Sohn Knut König von England. Er heiratet Ethelreds Witwe, die normannische Herzogstochter Emma, und konvertiert zum Christentum. Er wird schließlich Herr über ein Großreich, das aus England, Dänemark, Schweden und Norwegen besteht.

1042

Mit Eduard „dem Bekenner“ wird wieder ein Angelsachse König von England. Doch ist der Sohn Ethelreds und Emmas in der Heimat seiner Mutter aufgewachsen und umgibt sich überwiegend mit normannischen Beratern. Der angelsächsische Adel, der um seinen Einfluss bangt, rebelliert gegen den König. Der muss 1053 kapitulieren und ist fortan auf das

Wohlwollen des Adels angewiesen. Er verlegt seine Residenz von der heutigen City vor die Tore Londons nach Westminster, wo er seinen neuen Palast bezieht.

1065

Weihe der Abteikirche von Westminster (Westminster Abbey), wo fortan die englischen Regenten gekrönt werden – außer Eduard V. (1483) und Eduard VIII. (1936). Ihre jetzige gotische Form hat Westminster Abbey zwischen dem 13. und 18. Jahrhundert erhalten.

1066

Anfang des Jahres wird Harold, Graf von Wessex, zum König Harold II. gekrönt. Doch ist die Rechtmäßigkeit seiner Regentschaft umstritten. Denn auch der normannische Herzog Wilhelm behauptet, der kinderlose Eduard habe ihn zu seinem Nachfolger bestimmt. Mit Waffengewalt setzt er seinen Anspruch durch: Harold fällt in der Schlacht von Hastings. Herzog Wilhelm „der Eroberer“ wird zum König

von England gekrönt. Er lässt im Südosten Londons die Festung White Tower bauen. In den folgenden Jahrhunderten wird der bald auch als Kerker genutzte Tower ständig erweitert.

1087

Wilhelm der Eroberer stirbt. Sein Reich vererbt er seinen beiden ältesten Söhnen: Robert erhält das Herzogtum Normandie, Wilhelm (II.) das Königreich England. Sein jüngster Sohn Heinrich (I.) bekommt 5000 Pfund Silber. Als Wilhelm II. stirbt, besteigt Heinrich den englischen Thron und führt ein Expeditionsschiff über den Ärmelkanal: 1106 nimmt er Robert gefangen und herrscht künftig auch über die Normandie.

1099

Die Westminster Hall wird eingeweiht. Die lang gestreckte, zweistöckige Halle ist der neue Mittelpunkt des Hofes. Als König Richard II. 300 Jahre später einen neuen Palast baut, wird auch die

Festhalle umgestaltet. Im 13. Jahrhundert wird sie Gerichtsgebäude und im 19. Jahrhundert in die *Houses of Parliament* integriert.

1130

In einer Urkunde wird erstmals eine Londoner Gilde erwähnt: König Heinrich I. garantiert der Webergilde, dass nur ihre Angehörigen das Handwerk in London ausüben dürfen. Doch bestehen zum Schutz wirtschaftlicher Interessen bestimmter Gewerke und Kaufmannschaften gebildete Vereinigungen wahrscheinlich schon länger in der Stadt.

1135

Heinrich I. stirbt. Da er keinen Thronerben hinterlässt, hatte er seine Tochter Matilda, Witwe des deutschen Kaisers Heinrich V. und Ehefrau des Grafen von Anjou, als Nachfolgerin bestimmt. Doch jetzt usurpiert Stephan Graf von Blois, unterstützt von den Bürgern Londons, den Thron. Zwar unterliegt Matilda im Kampf um ihr Erbe, doch setzt Stephan ihren

Sohn Heinrich von Anjou-Plantagenet als seinen Nachfolger ein, der 1154 gekrönt wird. Heinrich II., dessen Herrschaft sich über England und den Westen des heutigen Frankreich erstreckt, ist neben Friedrich Barbarossa der mächtigste König Europas.

1141
Die *Commune* genannte Gemeinde London (*City of London*) wird gegründet. Die Bürger richten Verwaltungsinstitutionen ein, die im Prinzip bis heute fortbestehen: Die *Corporation of London*, die aus dem *Lord Mayor* (Bürgermeister, wahrscheinlich ab 1189), dem *Court of*

Richard ihm ein Lösegeld von 100 000 Pfund gezahlt hat.

1199
Richard Löwenherz stirbt. Ihm folgt dessen jüngster Bruder Johann, dem sein Vater den Spitznamen Ohneland gegeben hat, weil er bei der Erbteilung leer ausgegangen war. Schon bald überwirft sich Johann mit den Mächtigen Europas sowie dem englischen Adel und führt verlustreiche Kriege: 1202 entzieht ihm der französische König Philipp II. als Oberlehnsherr seine Besitzungen auf dem Festland, nachdem Johann nicht zu einem Gerichtstermin

der *Magna Charta Libertatum* (Große Urkunde der Freiheiten) weitreichende Zugeständnisse: Kein freier Mann darf mehr verhaftet werden ohne „das rechtmäßige Urteil seiner Standesgenossen“, Urteile können nicht mehr gekauft oder unterdrückt werden. Die Krone darf Eigentum nicht ohne Entschädigung beschlagnahmen; der König ist fortan verpflichtet, vor Entscheidungen die Adligen zu konsultieren.

1216
Auf Betreiben König Johanns annulliert sein päpstlicher Lehnsherr Innozenz III. die *Magna*

des Adels wieder beschneiden will, kommt es zum bewaffneten Aufstand: 1264 nehmen Adelige den König und den Thronfolger Eduard fest. Jetzt regiert Simon de Montfort, der Anführer der Rebellen, das Land. Doch erkennt der Papst dessen Herrschaft nicht an, und bald schon opponiert auch der Adel gegen den selbstherrlichen Standesgenossen. Um seine Stellung zu stärken, beruft er im Januar 1265 ein Parlament ein, das nicht nur aus dem Hochadel, sondern auch aus *commons*, Vertretern des niederen Landadels und der Städte, besteht.

1274
Eduard I. wird gekrönt. Er führt einen erfolgreichen Feldzug gegen Schottland, das er schließlich von einem Statthalter regieren lässt. Die bald entstehende schottische Freiheitsbewegung schlägt er grausam nieder. Aus strategischen Gründen verlegt er seine Residenz nach York; sie wird erst 1338 nach Westminster zurückverlegt.

1276
Dominikanermönche (*blackfriars* = schwarze Mönche) beziehen eine Burg aus der Normanzenzeit nahe der Themse. Die Umgebung des Klosters wird bis heute *Blackfriars* genannt.

1277
König Eduard I. besiegt *Prince* (Fürst) Llywelyn von Wales und okkupiert dessen Territorium. Zwar revoltieren die Waliser mehrfach gegen die Fremdherrschaft, doch müssen sie sich 1401 endgültig geschlagen geben. Seit jener Zeit trägt der englische Thronfolger den Titel *Prince of Wales*.

1289
Um die 80 000 Menschen leben jetzt in London. In manchen Vierteln sind die Straßen zu Kloaken verkommen: Weil es in weiten Teilen der Stadt keine Kanalisation gibt,

schütten viele Bürger ihre in Eimern gesammelten Fäkalien und anderen Unrat auf die Straßen, frei herumlaufende Schweine suchen im Müll nach Fressbarem. Deshalb verbietet die Stadtregierung die Schweinehaltung in den Straßen. Weitere Bestimmungen zur Verbesserung der Hygiene folgen: Seit 1297 sind die Londoner verpflichtet, vor ihren Häusern für Sauberkeit zu sorgen, und ab 1309 dürfen sie ihre Nachttöpfe nicht mehr auf die Straße leeren, sondern müssen ihre Fäkalien in die Themse schütten oder außerhalb der Stadt entsorgen.

1290
König Eduard I. vertreibt die Juden aus England. Die meisten jüdischen

Familien sind während der Regentschaft Wilhelm I. aus Frankreich auf die Insel gekommen. Viele von ihnen waren Geldverleiher. Zu ihren größten Schuldnern gehörte Heinrich III., der ohne sie wohl kaum einen seiner Kriege hätte führen können. Doch bald wurden Juden für die finanziellen Probleme des Landes verantwortlich gemacht; es kam zu Pogromen, etwa 1262 in London. Schon 1275 hat Eduard den Juden die Geldgeschäfte verboten (er nimmt seither Kredite bei italienischen Bankiers auf).

1327
Die Londoner Bürgerschaft unterstützt die Amtsenthebung Eduards II., der wiederholt ihre Rechte beschnitten hat,

Im Mittelalter leben 80 000 Menschen in London

Aldermen (Versammlung der Ratsherren, ab dem 12. Jahrhundert) und dem *Court of Common Council* (Rat der Bürger, ab 1322) gebildet wird.

1157
Hanse-Kaufleute aus Köln gründen eine Niederlassung in London. Sie besiedeln einen *steelyard*, Stahlhof, genannten Bezirk an der Upper Thames Street.

1180
Innerhalb der Stadtmauern Londons leben 40 000 Menschen.

1189
Nach dem Tod Heinrichs II. wird dessen Sohn Richard II. zum König gekrönt. Er erobert 1191 als Heerführer des dritten Kreuzzuges Zypern und dringt schließlich bis an die Tore Jerusalems vor (seither trägt er den Beinamen Löwenherz). Auf dem Rückweg gerät er 1192 in die Gefangenschaft des deutschen Kaisers Heinrich VI., der ihn erst zwei Jahre später freilässt, nachdem

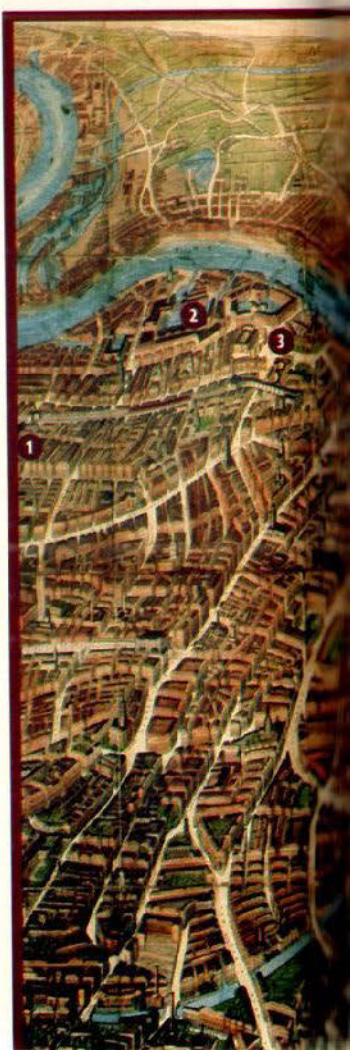
erschienen ist. 1205, die Auseinandersetzung mit Philipp ist noch nicht beigelegt, entbrennt nach dem Tode des Erzbischofs von Canterbury ein weiterer Konflikt, weil Johann gegen den Willen des Papstes Innozenz III. einen seiner Getreuen auf den Bischofsstuhl hebt. 1209 beginnt Johann einen drei Jahre währenden, erfolgreichen Eroberungszug gegen Irland. Im Konflikt mit dem Papst muss er wegen einer drohenden französischen Invasion schließlich nachgeben und den Heiligen Stuhl als seinen Lehnsherrn anerkennen. Dennoch verliert er 1214 endgültig seine Besitzungen auf dem europäischen Festland, außer Guyenne, einem Küstenstrich zwischen Bordeaux und Bayonne. Unterdessen ist angesichts der hohen Steuern, die der König zur Finanzierung seiner Kriege erhoben hat, ein Adelsaufstand ausgebrochen.

1215
Um die rebellierenden Adligen zu besänftigen, macht ihnen Johann in

Charta. Die Adligen bieten daraufhin Ludwig, einem Sohn Philipps von Frankreich, die englische Krone an. Der zieht im Juni in London ein. Doch als Johann vier Monate später stirbt, krönen die Adligen dessen neunjährigen Sohn Heinrich III. – in Gloucester, weil London noch zu Ludwig steht. Vier Jahre später wird die Krönung in Westminster wiederholt. Die Regierungsgeschäfte übernimmt ein Regentschaftsrat, der die *Magna Charta* wieder in Kraft setzt.

1258/59
Heinrich III. gesteht den Adligen in den Provisionen von Oxford und Westminster weitgehende Mitregierung zu; so dürfen sie etwa ein Parlament wählen. Der König war zu diesen Zugeständnissen gezwungen, weil der Adel ihm die Gefolgschaft verweigerte, nachdem von ihm begonnene Kriege England an den Rand des Ruins gebracht hatten. Als Heinrich kurze Zeit später die Rechte

Diese Karte aus dem Jahr 1851 zeigt London von Norden und hat einst Ballonfahrern zur Orientierung über der viktorianischen Kapitale gedient: East End (1), Dock-Anlagen (2), Tower (3), London Bridge (4), St Paul's Cathedral (5), Strand (6), Trafalgar Square (7), Westminster (8), Piccadilly Circus (9), Regent Street (10), Buckingham Palace (11), Regent's Park (12), Hyde Park (13), Crystal Palace (14)



zugunsten seines Sohnes Eduard (III.). Angeführt wird die Rebellion von Isabella, der Frau Eduards II., und deren Geliebtem. Als Belohnung für die Unterstützung erhalten die Londoner ihre überkommenen Rechte zurück und zusätzlich das Monopol über alle Märkte in einem Umkreis von gut zehn Kilometern um die City. Außerdem wird der Stadt der Amtsbezirk Southwark übereignet.

1339–1453

Nachdem Frankreich die Guyenne beansprucht, kommt es zum „Hundertjährigen Krieg“. Zwar erringen die Langbogenschilden Heinrichs V. 1415 einen ihrer größten Siege gegen das französische Ritterheer bei Azincourt. Doch am Ende verliert England sein letztes kontinentales

Territorium bis auf Calais, das bis 1559 gehalten wird.

1341

Im Parlament sitzen Commons und Lords jetzt getrennt voneinander – das ist der Ursprung der beiden Parlamentskammern *House of Commons* (Unterhaus) und *House of Lords* (Oberhaus).

1381

Als König Richard II. eine Kopfsteuer einführt, befindet sich das Land bereits in einer durch den Hundertjährigen Krieg und Pestwellen hervorgerufenen Krise. Überall kommt es zu Aufständen. Im Juni stürmen Bauern aus Kent und Essex London. Sie fordern nicht nur die Abschaffung der Kopfsteuer, sondern auch die Aufhebung aller Knechtschaft. Richard II.

flieht, viele Adelige und hohe Geistliche werden von den Rebellen geköpft. Doch schon am Tag darauf gelingt es Richard, die Rebellen zur Kapitulation zu bewegen.

1397–1399

Tyrannie Richards II. Der König, der seit einigen Jahren mit dem Parlament in Konflikt steht, weil er seine Günstlinge mit hohen Staatsämtern betraut, lässt Oppositionelle verhaften, hinrichten oder verbannen. Während er sich in Irland aufhält, um die zerfallene englische Herrschaft wiederherzustellen, kehrt Heinrich Bolingbroke, einer der Verbannten, nach England zurück und organisiert den Widerstand gegen den König. Als Richard daraufhin in Wales landet, läuft ein großer Teil sei-

ner Truppen zu Heinrich über. Der König aus dem Hause Plantagenet wird ermordet und statt seiner Heinrich Bolingbroke (Heinrich IV.) gekrönt. Er ist der Begründer des Hauses Lancaster.

1431

Die Londoner weihen die Guildhall ein. In dem spätgotischen Gebäude werden die Bürgermeister und Sheriffs gewählt; dort tagt auch der Court of Common Council.

1455–1485

„Rosenkriege“. Nachdem König Heinrich VI. dem Wahnsinn verfallen ist, kommt es zum Kampf um die Krone zwischen zwei mächtigen Adelsfamilien, die beide ihren Stammbaum auf König Eduard III. zurückführen können: dem Haus Lancaster (das eine rote Rose im Wap-

pen führt) und dem Haus York (weiße Rose im Wappen). Der letzte Herrscher aus dem Hause York, Richard III., hat sich ohne Anspruch selbst gekrönt und wahrscheinlich die Söhne seines älteren Bruders ermordet, um deren Thronfolge zu verhindern. Er unterliegt 1485 in der entscheidenden Schlacht der Rosenkriege gegen Heinrich Tudor – und fällt. Als König heiratet Heinrich VII. Tudor Elisabeth von York und vereint damit die Thronansprüche beider Häuser. Er ist der Begründer der Tudor-Dynastie.

1499

In London grassiert die Pest; mindestens ein Viertel der 80 000 Einwohner stirbt. Norwich, die nächstgrößere Stadt, beheimatet 12 000 Bür-

ger. In ganz England und Wales leben etwa zwei Millionen Menschen.

1533

Der Erzbischof von Canterbury erklärt die Ehe Heinrichs VIII. mit Katharina von Aragón für ungültig, weil sie dem König bislang keinen Sohn geboren hat. Daraufhin exkommuniziert der Papst Bischof und König. Heinrich, der insgesamt sechsmal heiraten wird, sagt sich seinerseits vom Papst los und begründet die protestantische Kirche von England. Durch die Kirchenspaltung hat sich England außenpolitisch isoliert.

1547

Nach dem Tod Heinrichs VIII. wird dessen zehnjähriger Sohn Eduard (VI.) gekrönt. In London wer-



den zum ersten Mal Steuern für die Unterstützung der Armen erhoben (in ganz England 1572).

1553

Nachdem Eduard VI. gestorben ist, wird dessen Schwester Maria Königin. Die gläubige Katholikin geht als *Bloody Mary* in die Geschichte ein: Gewaltsam betreibt sie die Rekatholisierung des Landes – allein in London lässt sie 75 Protestanten als Ketzer verbrennen. Ihre protestantische Schwester Elisabeth wird im Tower inhaftiert.

1555

Londoner Kaufleute gründen die Russia Company. Bald entstehen weitere mit Handelsmonopolen ausgestattete Gesellschaften. Die erste Börse Englands – anfangs *The Bourse*, dann *Royal Exchange* genannt – wird von Thomas Gresham, einem Bankier und Finanzberater der Krone, 1566 in London eröffnet.

1558–1603

Als Königin Maria 1558 kinderlos stirbt, besteigt ihre Schwester Elisabeth (I.) den Thron und bricht wieder mit Rom. Gestützt auf eine solide Finanzpolitik, stärkt sie die Kronengewalt. Ein Schwerpunkt der Innenpolitik des „Elisabethanischen Zeitalters“ ist die Neuordnung des Sozialrechts: Das *Poor Law* sieht Hilfe für diejenigen Armen vor, die arbeitsunfähig sind; Gesunde hingegen werden einer strikten Kontrolle unterworfen – so dürfen sie sich nur in ihrer Heimatgemeinde aufhalten, das Betteln ist ihnen verboten. Außenpolitisch ist die Ära durch die Auseinandersetzung mit Spanien gekennzeichnet, aus der England 1588 nach dem Sieg über die spanische Armada als Großmacht hervorgeht. Elisabeth fördert außerdem Musik, bildende Kunst und Literatur. Doch erlässt die von der

offiziellen Propaganda als „jungfräuliche Feenkönigin“ erklärte Herrscherin auch drakonische Gesetze: Wer einem katholischen Priester Unterschlupf gewährt, wird mit diesem zusammen hingerichtet.

1576

James Burbage errichtet „The Theater“, Londons erstes öffentliches Theater.

1587

Maria Stuart wird hingerichtet, weil sie einem von Katholiken organisierten Mordkomplott gegen ihre Cousine Elisabeth I. zugestimmt hat. Maria, bis 1568 Königin von Schottland, war vor aufständischen Adligen nach England geflohen. Ihr Sohn Jakob (I.) wird – von Elisabeth auserwählt – 1603 zum König von England gekrönt. Er ist gleichzeitig Herrscher über Schottland.

1597

Eine *Merchant Adventurers* genannte Kaufmannsgilde, die seit dem 14. Jahrhundert Tuche nach Deutschland exportiert

1603

Das Theaterensemble „Lord Chamberlain's Men“ erhält von König Jakob I. das Privileg, sich „King's Men“ zu nennen. Es hat die besten Schauspieler, das beste Theater (das „Globe“ in Southwark) und den besten Dramatiker: William Shakespeare (1564–1616). Er gehört der Truppe seit 1594 an. Shakespeare ist mit seinen Sonetten und seinem dramatischen Werk – dazu gehören Tragödien über Stoffe aus der englischen und europäischen Geschichte wie „Richard III.“ oder „Julius Cäsar“, aber auch Komödien wie „Ein Sommernachtstraum“ – der bedeutendste Dichter Englands.

1607

Jamestown, die erste dauerhafte englische Kolonie in Amerika, wird auf dem Gebiet des heutigen Bundesstaates Virginia gegründet.

1609

Jakob I. übergibt der City of London die Grafschaft Coleraine in der irischen Provinz Ulster.

zu einem kostspieligen Krieg mit Spanien führt, ist er bei der Durchsetzung von Steuererhöhungen auf die Mithilfe der Abgeordneten angewiesen. Bevor das Parlament zustimmt, muss Karl 1627 in der *Petition of Rights* altes, von ihm selbst gebrochenes Gewohnheitsrecht bestätigen. Als Parlamentarier weitere Forderungen stellen, lässt der König mehrere Abgeordnete verhaften und löst die Versammlung auf. Erst 1640, als er Geld für einen Krieg gegen Schottland benötigt, beruft er das Parlament wieder ein. Die Genehmigung der Steuererhöhung muss sich Karl mit weitreichenden Zugeständnissen erkaufen: So willigt er ein, mindestens alle drei Jahre ein Parlament einzuberufen und es nicht ohne Zustimmung der Abgeordneten aufzulösen. Doch in der Folgezeit richtet das Parlament weitere Forderungen an den Monarchen.

1642–1649

Bürgerkrieg. Karl I. ordnet die Verhaftung promi-

die Monarchie ab und erklärt England zur Republik *Commonwealth and Free State*.

1649–1660

Republik. Als Vorsitzender des neu gebildeten Staatsrates regiert Oliver Cromwell England mit größerer Machtfülle als Karl: Der strenge Puritaner löst mehrfach das Parlament auf, schlägt einen Aufstand der Iren blutig nieder, bekämpft und besiegt die Schotten. Als Cromwell stirbt, übernimmt sein Sohn Richard die Staatsgewalt. Doch der verliert rasch die Unterstützung der Armee, die seinem Vater stets ergeben war. 1660 bietet das Parlament dem Sohn des hingerichteten Karl I. den Thron an. Als Karl II. setzt dieser Oberhaus und Staatskirche wieder ein.

1660

Samuel Pepys beginnt sein geheimes Tagebuch. Als Sekretär des königlichen Flottenamtes ist er später maßgeblich am Ausbau der Royal Navy beteiligt.

1665

Die Große Pest. Allein in London sterben 68 000 Menschen. Es ist nach 1603, 1625 und 1636 die vierte große Pest-Epidemie in der Stadt im 17. Jahrhundert.

1666

Der Große Brand. In einer Bäckerei in der Pudding Lane, nahe der London Bridge, bricht ein Feuer aus, das sich rasch ausbreitet. Innerhalb von vier Tagen werden 80 Prozent der City zerstört, 13 000 Häuser verbrennen, 80 000 Menschen verlieren ihr Zuhause.

1688

Glorious Revolution. Nachdem der Katholik Jakob II., Bruder und Nachfolger des verstorbenen Karl II., Vater eines Sohnes geworden ist, wächst die Furcht der

englischen Protestanten vor der Rekatholisierung des Landes. Als Wilhelm von Oranien, der protestantische Schwiegersohn Jakobs, auf Bitten einer Gruppe von Angehörigen des Oberhauses mit einer Invasionsarmee in England landet, flieht Jakob nach Frankreich. Wilhelm zieht in London ein. Bevor er und seine Frau Maria im folgenden Jahr gekrönt werden, müssen sie der vom Parlament ausgearbeiteten *Bill of Rights* zustimmen. Sie bestätigen unter anderem, dass die Krone Gesetze künftig nur noch gemeinsam mit Lords und Commons erlassen darf. Damit ist England zur konstitutionellen Monarchie geworden.

1694

Der schottische Geschäftsmann William Peterson gründet in London die Bank of England als private Aktiengesellschaft. Seit der Regentschaft Karls II. ist England hoch verschuldet, das Geld- und Kreditssystem zerrüttet. Jetzt gewährt eine Gläubigergemeinschaft um Peterson der Krone ein Darlehen von 1,2 Millionen Pfund. Im Gegenzug erhält die Gemeinschaft das Recht, ein Geldinstitut zu betreiben und Banknoten auszugeben. Das Institut entwickelt sich zur Zentralbank, wird jedoch erst 1946 verstaatlicht.

1700

London hat 575 000 Einwohner, England und Wales zusammen 5,2 Millionen. Das sind etwa ebenso viele wie 50 Jahre zuvor. Erst ab etwa 1730 wächst die Stadt wieder, sodass sie um die Jahrhundertmitte 675 000 Menschen beherbergt.

1701

Um die Rückkehr der Stuarts zu verhindern, schließt das Parlament im *Act of Settlement* Katholiken von der Thronfolge aus und erklärt damit das lutherische Haus Hannover für erb-

Seuchen und Brände verheeren immer wieder die Metropole

tiert und Getreide sowie Flachs von dort importiert, ist zu einer mächtigen Konkurrenz für die Hanse geworden. Nachdem sich einige Hansestädte, darunter Hamburg, dem Handel mit den Adventurers geöffnet haben, verbietet Kaiser Rudolf II. alle Geschäfte mit der Gilde. Elisabeth antwortet darauf im folgenden Jahr mit der Schließung der Londoner Hanse-Niederlassung.

1602

London hat jetzt 200 000 Einwohner – mehr als doppelt so viele wie vor 100 Jahren.

Bislang ist in der Provinz die Einführung des protestantischen Glaubens am Widerstand der Bevölkerung gescheitert. Nun soll durch die Ansiedlung von Protestanten der katholische Einfluss unterdrückt werden. Mit diesem Siedlungsprojekt wird der Grundstein für den bis heute schwelenden Nordirlandkonflikt gelegt.

1625

Karl (II.) wird nach dem Tod seines Vaters Jakob gekrönt. Als König, so seine Überzeugung, gebühre ihm die absolute, durch kein Parlament beschränkte Macht im Staat. Doch da seine expansive Außenpolitik

nenter oppositioneller Parlamentarier an. Sie finden jedoch in London Unterschlupf und werden kurz darauf von der Londoner Miliz zum Parlament nach Westminster eskortiert. Daraufhin flieht Karl nach Windsor und rüstet zum Krieg. In den Schlachten von Marston Moor (1644) und Naseby (1645) erringt die Armee des Parlaments entscheidende Siege – großen Anteil daran hat die Reiterei unter Oliver Cromwell. Mit der Hinrichtung Karls am 30. Januar 1649 in London ist der Krieg beendet. Das Parlament schafft die Staatskirche, das Oberhaus sowie



Detail der Karte von 1851: Dock-Anlagen (1), Tower (2), Fernbahnhof Fenchurch Street (3), Royal Exchange (4), Bank of England (5), London Bridge (6), Smithfield (7), London Bridge Station (8), Guy's Hospital (9), Southwark Cathedral (10), Southwark Bridge (11), St Paul's Cathedral (12), Old Bailey, Gericht und Gefängnis (13), Blackfriars Bridge (14), Fleet Street (15), St Clement's Church (16), King's College (17)

berechtigt. Die Kurfürstin Sophie von Braunschweig-Lüneburg aus dem Haus Hannover ist die Enkelin Jakobs I.

1707

England (mit Wales) und Schottland bilden eine Union: Großbritannien.

1710–1759

Der in Halle (Saale) geborene Komponist Georg Friedrich Händel wirkt in London. Hier komponiert er das Oratorium „Messias“. In diesen Jahren leben viele bedeutende Künstler in der Metropole: der Maler Joshua Reynolds etwa oder der Dichter Alexander Pope sowie die Schriftsteller Daniel Defoe und Laurence Sterne. Diese Ära wird in Anlehnung an die Blütezeit Roms unter Kaiser Augustus *Augustan Age* genannt.

1714

Königin Anna, die Nachfolgerin Wilhelms III., stirbt. Ihr folgt Kurfürst Georg von Braunschweig-Lüneburg aus dem Haus Hannover als Georg I. auf den Thron. Während des so genannten Geor-

gianischen Zeitalters (das bis zum Tod Georgs III. 1820 andauert) lassen adelige Großgrundbesitzer in Londons West End neue Vorstädte um ihre Residenzen errichten. So entstehen zahlreiche Häuser für wohlhabende Mieter um die Grosvenor, Bedford, Belgrave und Russel Squares. Im East End hingegen wuchert die Stadt planlos entlang der Straßen, die ins Herz der City führen. Dort leben die Armen.

1720

South Sea Bubble. Der Aktienkurs der South Sea Company fällt um fast 88 Prozent; zahlreiche Anleger sind ruiniert. Das 1711 gegründete Unternehmen hat Staatsschulden übernommen und dafür Handelsmonopole in Südamerika erhalten. Die Aussicht auf enorme Gewinne ließ den Kurs auf das Zehnfache des Ausgabepreises steigen. Als Gerüchte aufkommen, Direktoren der Company würden ihre Aktien verkaufen, platzt die Spekulationsblase.

1721

Georg I. ernennt Robert Walpole zum Führer des

Unterhauses, zum Schatzkanzler und Ersten Lord der Treasury. Wegen dieser Machtfülle gilt Walpole als erster Premierminister Großbritanniens, obgleich dieses Amt erst 1905 rechtlich definiert wird.

1750

Die Westminster Bridge wird eingeweiht. Sie ergänzt als zweite steinerne Brücke über die Themse die 1209 fertig gestellte London Bridge.

1754

Britisch-Französischer Kolonialkrieg. Britische Truppen unter dem Befehl von George Washington überfallen französische Stellungen im nordamerikanischen Ohio-Tal, das sowohl von Frankreich als auch von Großbritannien beansprucht wird. Im zwei Jahre später beginnenden „Siebenjährigen Krieg“ unterstützt London Preußen gegen eine österreichisch-französische Koalition. Durch den Pariser Friedensvertrag von 1763 erhält Großbritannien von Frankreich alle kanadischen und indi-

schen Besitzungen (mit Ausnahme einiger Handelsstützpunkte) sowie den Senegal, Grenada, Dominica und Tobago, dazu von Spanien, das auf Seiten Frankreichs gekämpft hat, Honduras und Florida. Doch schon 1776 erklären die nordamerikanischen Kolonien ihre Autonomie. Im sich anschließenden Unabhängigkeitskrieg unterliegt London 1783; in Nordamerika bleibt dem Königreich Kanada. Doch etwa gleichzeitig eröffnen unter anderem die Reisen von James Cook nach Australien und Neuseeland (um 1770) eine zweite Phase der territorialen Expansion – vor allem in Asien und Afrika.

1764

Der britische Ingenieur James Hargreaves stellt der Öffentlichkeit seine neuartige Spinnmaschine *Spinning Jenny* vor; mit ihr können acht Fäden gleichzeitig versponnen werden. In den folgenden Jahren werden immer bessere und schnellere Spinnmaschinen erfunden, etwa die mit Wasserkraft angetriebene *Water frame* von Richard

Arkwright. Doch erst als 1785 Edmund Cartwright den ebenfalls mit Wasserkraft angetriebenen Webstuhl *Power loom* baut, sind die Voraussetzungen für die Industrielle Revolution (die zunächst eine Revolution der Baumwollverarbeitung ist) geschaffen. Ein weiterer Meilenstein auf dem Weg in die Industriegesellschaft ist die 1769 von dem schottischen Ingenieur James Watt zum Patent angemeldete Dampfmaschine; wegen ihrer hohen Herstellungskosten und ihres großen Energieverbrauchs setzt sie sich indes erst im 19. Jahrhundert gegen die Wasserkraft durch.

1780

In London kommt es unter Führung von Lord George Gordon zu Ausschreitungen. Anlass ist eine geringfügige Erweiterung der Bürgerrechte von Katholiken. In den Krawallen äußert sich der Unmut der Armen Londons über die schlechten Lebensbedingungen. Zehn Tage braucht die

Regierung, um die *Gordon Riots* mithilfe von Soldaten niederzukämpfen.

1783

König Georg III. ernennt den 24-jährigen William Pitt d. J. zum Regierungschef. Pitt führt das Land in schwerer Zeit: 1788 erkrankt der König an einer Geistesstörung; 1793 erklärt das revolutionäre Frankreich Großbritannien den Krieg (den London erst im folgenden Jahrhundert für sich entscheiden kann; siehe 1805) und unterstützt den irischen Aufstand 1798. Das Vorbild der Französischen Revolution und eine schwere Wirtschaftskrise Mitte der 1790er Jahre lassen eine radikale republikanische Bewegung anschwellen. 1811 wird der König endgültig für geisteskrank erklärt; sein Sohn Georg (IV.) übernimmt als Prinzregent die Herrschaft.

1799

Die West India Dock Company beginnt mit dem Bau zweier Docks auf der bei London gelegenen Halbinsel Isle of Dogs. Anfang des 19. Jahrhunderts werden

die East India und die Commercial (später Greenland) Docks gebaut. London wird zum größten und bedeutendsten Hafen der Welt.

1800

In London leben rund 960 000 Menschen – knapp 400 000 mehr als 100 Jahre zuvor. Dieses Bevölkerungswachstum ist ausschließlich das Resultat von Zuwanderung, ohne die Londons Bevölkerung geschrumpft wäre: Während des gesamten 18. Jahrhunderts lag die Todes- über der Geburtenrate.

1801

Großbritannien und Irland schließen sich in einer staatlichen Union zum Vereinigten Königreich zusammen. Nach einem erbitterten Bürgerkrieg verlassen 1922 26 irische Grafschaften die Union und bilden den Irischen Freistaat; sechs Grafschaften in der Region Ulster verbleiben bei der Krone.

1805

In den seit 1793 immer wieder aufkeimenden kriegerischen Auseinandersetzungen mit Frankreich fügt die britische Marine unter dem Kommando von Admiral Horatio Nelson der französisch-spanischen Flotte vor dem iberischen Kap Trafalgar am 21. Oktober eine vernichtende Niederlage zu. 8500 Seeleute, darunter Nelson, verlieren ihr Leben. Da das von Napoleon regierte Frankreich Großbritannien militärisch nicht mehr bezwingen kann, beginnt es im Jahr darauf einen Handelskrieg und versucht, den Warenaustausch der kontinental-europäischen Staaten mit England zu unterbinden. 1815 wird Napoleon von dem britischen Herzog von Wellington Arthur Wellesley und dem preußischen Feldmarschall Gebhard Leberecht von Blücher bei Waterloo endgültig besiegt.

1820

Mit dem Tod Georgs III. endet die Regency-Zeit, in der Georgs Sohn für seinen geistig umnachteten Vater die Regentschaft führte. In diese Epoche fällt das größte Projekt der Stadtplanung Londons, die *metropolitan improvements*. Unter der Aufsicht des Architekten John Nash entsteht die Regent Street, eine Prachtstraße, welche Carlton House, die Residenz des Regenten, mit dem neuen Regent's Park verbindet. Außerdem entwirft Nash die Anlage für den St James's Park und den Trafalgar Square.

1829

Innenminister Sir Robert (Bob) Peel begründet die „Metropolitan Police“ für London, deren Angehörige nach ihm „Bobbies“ genannt werden. Die neue Polizei übt ihre Autorität im gesamten Großbereich London (mit Ausnahme der City) aus und ersetzt damit zahlreiche lokale Polizeieinheiten. Die Bobbies sollen einen betont zivilen Eindruck machen, deshalb patrouillieren sie mit Zylinderhut und im eng geschnittenen blauen Mantel.

1831

Die *body snatchers* (Leichendiebe) John Bishop und Thomas Williams werden in London zum Tode verurteilt und hingerichtet, weil sie einen etwa 14-jährigen Jungen ermordet haben, um seine Leiche an ein anatomisches Institut zu verkaufen. Nach dem aufsehenerregenden Prozess gegen Bishop und Williams wird ein neues Gesetz verabschiedet, das den Anatomen erlaubt, auch Verstorbene aus Einrichtungen der staatlichen Armenfürsorge zu sezieren.

1834

Westminster Palace, Sitz beider Kammern des Parlaments, brennt bis auf die Grundmauern nieder. Das erst zwei Jahre zuvor aus neun kleinen Feuerwehren gebildete „London Fire En-

gine Establishment“ kann den Brand nicht löschen, denn es besteht aus nur 80 Männern. Ein neues Armenrecht löst das aus der elisabethanischen Zeit stammende Poor Law ab: Arbeitsfähige Erwerbslose, die auf Unterstützung angewiesen sind, werden nun in Arbeitshäusern kaserniert.

1836

Die London & Greenwich Railway, die erste Dampfeisenbahn im Londoner Raum, verkehrt zwischen London Bridge Station in Southwark und Deptford. Aus dem Zusammenschluss der beiden ersten öffentlichen Hochschulen, dem 1826 gegründete

auf dem Trafalgar Square (1843), die National Portrait Gallery (1859) oder die Tower Bridge (1894). Viktorias Regierungszeit ist auch gekennzeichnet durch eine ausgeprägte Prüderie. So wird etwa der Schriftsteller Oscar Wilde („Das Bildnis des Dorian Gray“) 1895 wegen eines homosexuellen Verhältnisses zu drei Jahren Zuchthaus und Zwangsarbeit verurteilt. Als Viktoria 1901 stirbt, wird ihr Sohn Albert Eduard König (Eduard VII.).

1849

Während der schwersten Cholera-Epidemie sterben 14 000 Londoner; die Seuche bricht insgesamt

1855

Das „Metropolitan Board of Works“, die erste Zentralverwaltung Londons, wird geschaffen. Bislang waren die kommunalen Kompetenzen auf etwa 300 lokale Körperschaften verteilt. Die neue Behörde erhält zwar nur eng begrenzte Kompetenzen, kann aber das wohl wichtigste Projekt, den Bau einer modernen Kanalisation, schon 1868 vollenden. Es dauert aber noch bis 1900, ehe auch die ärmsten Stadtteile mit sauberem Wasser versorgt sind. Bereits 1889 wird das Metropolitan Board wegen finanzieller Unregelmäßigkeiten aufgelöst und durch den

schrieben – denn der ist eine Mixtur aus dem Rauch von einer halben Million Kohlefeuern und den Ausdünstungen von Kanalisation und verschmutzter Themse.

1896

Am 4. Mai erscheint die erste Ausgabe der „Daily Mail“. Das von Alfred Harmsworth (später Lord Northcliffe) konzipierte Blatt ist die erste britische Zeitung, deren tägliche Auflage eine Million Exemplare übersteigt. Das Zeitalter der Massenmedien ist bereits 1814 eingeleitet worden, als die deutschen Ingenieure Friedrich Gottlob König und Andreas Friedrich Bauer die von ihnen erfundene dampfgetriebene Hochgeschwindigkeitsdruckmaschine an die Zeitung „The Times“ verkauft haben.

Bis 1925 bleibt London die größte Stadt des Planeten

ten University College und dem King's College von 1828, geht die Universität von London hervor. Frauen dürfen erst ab 1848 an dem eigens gegründeten Queen's College studieren; 100 Jahre später legt die erste Frau an der Universität Cambridge ihr Examen ab.

1837

Nach dem Tod König Wilhelms IV. wird die Personalunion zwischen britischem und hannoverschem Thron aufgehoben. Denn in Großbritannien, wo – anders als im Königreich Hannover – auch die weibliche Thronfolge vorgesehen ist, steht Wilhelms Nichte Viktoria auf Platz eins der Erbfolgeliste, in Hannover Wilhelms Bruder Ernst August, Herzog von Cumberland. 40 Jahre nach ihrer Krönung nimmt Viktoria auch den Titel *Empress of India*, Kaiserin von Indien, an. Während des viktorianischen Zeitalters wird das Gesicht Londons durch zahlreiche repräsentative Bauwerke verändert, etwa durch die Nelson-Säule

viermal im 19. Jahrhundert aus. Die letzte große Seuche, die Pocken, sucht die Stadt zwischen 1870 und 1873 heim.

1851

Königin Viktoria eröffnet im Londoner Hyde Park die erste Weltausstellung. Initiator dieser Schau der größten technischen Errungenschaften und schönsten Kunstwerke aus 41 Ländern und Kolonien ist ihr Ehemann Prinz Franz August Carl Albert Emmanuel von Sachsen-Coburg-Gotha. Im Crystal Palace genannten Ausstellungsgebäude, einer 563 Meter langen und 124 Meter breiten Konstruktion aus Glas und Stahl, bestaunen sechs Millionen Besucher die Produkte von mehr als 200 000 Ausstellern. London ist um diese Zeit die größte Industriestadt der Erde: 373 000 Industriearbeiter leben und arbeiten dort, mehr als die gesamte Einwohnerschaft Manchesters oder Glasgows.

direkt gewählten Londoner Stadtrat (*London County Council*) ersetzt.

1863

In London wird die erste U-Bahn der Welt eröffnet. Ihr Bau ist notwendig geworden, um einem Verkehrskollaps zu entgehen. Schon im ersten Jahr befördert die mit Dampflokomotiven betriebene Bahn zwölf Millionen Passagiere von Paddington bis in die Innenstadt.

1877

In Wimbledon findet das erste Tennisturnier statt. Drei Jahre zuvor hat der ehemalige Reitermajor Walter Clopton Wingfield die Regeln dieses Ballspiels patentieren lassen.

1880

Im Februar registriert London in einer Woche 3376 Todesfälle. Das ist die höchste Zahl seit Beginn der offiziellen Zählung – mit Ausnahme der Cholera-Epidemien von 1849 und 1854. Die hohe Sterblichkeitsrate wird dem in diesem Monat besonders dichten Londoner Nebel zuge-

1900

London hat mit rund 6,5 Millionen ebenso viele Einwohner wie Paris, Berlin, Wien und St. Petersburg zusammen. Ein Drittel der Londoner sind nicht in der Stadt geboren; viele der Zuwanderer kommen aus dem katholischen Irland oder sind osteuropäische Juden. Auf einem Kongress im Februar in der Londoner Memorial Hall beschließen mehr als 70 Organisationen der Arbeiterbewegung die Gründung des Labour Representation Committee (seit 1906 Labour Party). Die Konservative Partei ist bereits 1834 entstanden, die liberale 1859.

1913

Emmeline Pankhurst, Kämpferin für das Wahlrecht der Frauen und Gründerin der Suffragetten-Bewegung, wird wegen eines Bombenattentats auf das Landhaus des Schatzkanzlers David Lloyd George zu drei Jahren Gefängnis verurteilt.

1914–1918

Erster Weltkrieg. Nachdem deutsche Truppen

auf dem Marsch nach Frankreich die belgische Grenze überschritten haben, erklärt Großbritannien als Garantemacht der Neutralität Belgiens am 4. August dem Deutschen Reich den Krieg. Als im folgenden Mai ein deutscher Zeppelin über London Bomben abwirft, wird die Metropole zur Frontstadt. Weitere Luftangriffe zwingen viele Londoner zum Schutz in die U-Bahn-Schächte. 1917 ändert die königliche Familie den Namen ihrer Dynastie von Hannover bzw. Sachsen-Coburg-Gotha in Windsor. Bis Kriegsende im November 1918 verlieren 670 Menschen in London bei Bombenangriffen ihr Leben. 750 000 britische Soldaten, darunter 124 000 Londoner, fallen auf den Schlachtfeldern.

1920
Das Croydon Aerodrome, der Zivilflughafen Londons, entsteht aus der Zusammenlegung zweier militärischer Flugfelder. Es ist der erste große Zivilflughafen der Welt. Von hier befördern Fluglinien Passagiere und Post nach Paris, Amsterdam, Rotterdam und (seit 1923) Berlin. 1924 wird er Basis der Imperial Airways, Großbritanniens erster großer nationaler Fluglinie. 1928 entsteht hier der erste Flughafen-terminal der Welt.

1922
Die British Broadcasting Company (BBC) sendet in London ihr erstes Radioprogramm. 1926 wird sie zur British Broadcasting Corporation. Zehn Jahre später beginnt sie mit der Ausstrahlung eines Fernsehprogramms, das bei Kriegsbeginn 1939 wieder eingestellt wird.

1924
König Georg V. eröffnet die British Empire Exhibition im Wembley-Stadion. Die Ausstellung zeigt Exponate aus allen Ländern des Empire, darunter ganze Gebäude und eine lebensgroße Statue des Prinzen von Wales aus kanadischer Butter.

1925
New York löst London als größte Stadt der Welt ab.

1926
Elizabeth Alexandra Mary Windsor wird als Tochter des späteren Königs Georg VI. und Elizabeth Bowes-Lyon am 21. April geboren. Nach dem Tod ihres Vaters 1952 besteigt sie als Elisabeth II. den Thron.

1939-1945
Zweiter Weltkrieg. 20 Minuten, nachdem Premierminister Neville Chamberlain dem Deutschen Reich am 3. September 1939 im Unterhaus den Krieg erklärt hat (zwei Tage zuvor hatte Deutschland Polen überfallen), heulen erstmals Londoner Luftschutzsirenen. Noch allerdings ist es ein Fehlalarm, der die Bürger in die privaten Bunker, die öffentlichen Luftschutzräume und U-Bahn-Tunnel treibt. Im August des folgenden Jahres wird die Stadt erstmals von deutschen Bomben getroffen. Am 4. September 1940 kündigt Hitler die gezielte Bombardierung britischer Städte an, noch in der gleichen Nacht erfolgt ein Angriff auf London. 351 Attacken fliegt die Luftwaffe insgesamt, dazu kommen nahezu 3000 Angriffe durch unbemannte Flugkörper (V1 und V2) seit September 1944. Annähernd 30 000 Londoner verlieren während der „Blitz“ genannten Bombenangriffe ihr Leben, 116 000 Häuser werden vollständig zerstört.

1945
Am 8. Mai verkündet Premierminister Winston Churchill (der Chamberlain im Mai 1940 abgelöst hat) vom Balkon des Gesundheitsministeriums einer jubelnden Menge den Sieg der Alliierten in Europa. Die Londoner feiern tagelang auf den Straßen.

Olaf Mischer, Frank Otto

Fotovermerk nach Seiten

Anordnung im Layout: l = links, r = rechts, o = oben, m = Mitte, u = unten;

TITEL: John Anderson/Fine Art Photographic Library/Art Resource

EDITORIAL: Werner Bartsch: 3 o.; Mansell/Time Life Pictures/Getty Images: 3 u.

INHALT: LL/Roger-Viollet: 4 o.; Bridgeman: 4 l. m.; National Gallery, London/Corbis: 4 r. m.; Stapleton Collection/Bridgeman: 4 u.; National Portrait Gallery: 5 o.; Science Museum Library/Science & Society Picture Library: 5 l. m.; Hulton Archive/Getty Images: 5 r. m.; Hulton-Deutsch Collection/Corbis: 5 u.

DAS ZENTRUM DER WELT: AKG-Images: 6/7; LL/Roger-Viollet: 8/9; London Transport Museum: 10/11; Hulton Archive/Getty Images: 12/13, 14/15; Royal Commission on the Historic Monuments of England: 16/17; Topical Press Agency/Getty Images: 18/19; London Metropolitan Archives: 20/21; Reinhold Thiele/Getty Images: 22/23

GEFÄHRLICHE LEIDENSCHAFT: Bridgeman: 26/27, 32, 33, 35, 36, 40; Mary Evans Picture Library: 28; Rafael Valls Gallery, London/Bridgeman: 29, 34; Fitzwilliam Museum, University of Cambridge/Bridgeman: 30; Yale Center for British Art, Paul Mellon Collection/Bridgeman: 31; AKG-Images: 37; National Trust/Art Resource: 38; Stapleton Collection/Bridgeman: 39; Art Resource: 41

DICHTER UND GENTLEMAN: Corbis: 42; National Portrait Gallery: 43; AKG-Images: 44/45, 48/49, 52/53, 56; Mary Evans Picture Library: 46 u.; 51 u.; 55 o.; Mansell/Time Life/Getty Images: 47; New York Public Library/Scala: 50; Hulton Archive/Getty Images: 54; Granger Collection/Ullstein: 58

REVOLUTION AN DER THEMSE: Bridgeman: 60; Hulton Archive/Getty Images: 61

DAS GEHEIME LEBEN DER KAPITALE: Royal Society of Arts, London/Bridgeman: 62; Granger Collection/Ullstein: 63; Scala: 64/65, 67; Bridgeman: 66, 74; National Gallery, London/Corbis: 68/69; Alinari/Reproduced with the permission of Ministero per i Beni e le Attività Culturali: 70, 78; Yale Center for British Art, Paul Mellon Fund/Bridgeman: 71; Ench Lessing/AGK-Images: 72/73; Granger Collection/Ullstein: 75; Courtesy of the Trustees of Sir John Soane's Museum/Bridgeman: 76/77

STURM ÜBER DER STADT: AKG-Images: 80/81; Erich Lessing/Art Resource: 82/83; Tate Gallery Picture Library: 84-89; National Portrait Gallery: 90, 93, 95 u.; The Pierpont Morgan Library/Scala: 91; Art Archive: 92; British Library/Scala: 94; Eileen Tweedy/Art Archive: 95 o.

FINSTERE GESCHÄFTE: Alle Bilder: Gustave Doré, aus: London: A Pilgrimage, London 1872, 96-107

DER BAUMEISTER DER METROPOLE: The Principal & Fellows of Jesus College, Oxford: 108 o.; Stapleton Collection/Bridgeman: 108/109, 110/111, 116/117; aus: Thomas Shepherd, Metropolitan Improvements, London 1829, 110, 112, 113 u.; 115, 116, 117 u.; Granger Collection/Ullstein: 112/113; Guildhall Library/Bridgeman: 114/115, 118/119

TRAUM EINES INGENIEURS: Hulton-Deutsch Collection/Corbis: 120, 121

MODERNE ZEITEN: London Stereoscopic Company/Getty Images: 122/123; Batsford Ltd.: 125 o.; 130 u.; aus: John Thomson, Victorian London Street Life, London 1877: 125 l. u.; National Monuments Record: 125 r. u.; Science Museum Library/Science & Society Picture Library: 126 l.; 130 r. o.; Illustrated London News: 126 r.; London Transport Museum: 126/127; Hulton Archive/Getty Images: 128/129, 133 r. o.; 134/135; Mary Evans Picture Library: 130 l. o.; Hulton-Deutsch Collection/Corbis: 133 l. o.; Corbis: 133 u.

UM DER KUNST WILLEN: Archivio Iconografico/Corbis: 138; Granger Collection/Ullstein: 139

MUTTER DES IMPERIUMS: Hulton Archive/Getty Images: 140/141, 148 u.; Victoria & Albert Museum: 142/143; Royal Geographical Society: 144/145 o.; Otto Harschan/Getty Images: 144/145 u.; British Library: 145; Eileen Tweedy/Art Archive: 146/147; Horace W. Nicholls: 148 o.; 149 o.; Bridgeman: 150/151; Bettmann/Corbis: 152/153 o.; W. & D. Downey/Getty Images: 152 u.; Corbis: 153 l. u.; General Photographic Agency/Getty Images: 153 r. u.

TATEN STATT WORTE: Granger Collection/Ullstein: 154; Bettmann/Corbis: 155

FAIRPLAY: Hulton Archive/Getty Images: 156/157; E. Bacon/Topical Press Agency/Getty Images: 158 l.; Hulton-Deutsch Collection/Corbis: 158 r.; 159

TAGE DER BEDRÄNGNIS: Keystone/Getty Images: 160/161; J. A. Hampton/Topical Press Agency/Getty Images: 162/163; Bettmann/Corbis: 164/165; Harrison/Getty Images: 166/167; Hulton-Deutsch Collection/Corbis: 168/169

ZEITLÄUFE: Historical Picture Archive/Corbis: 171; Guildhall Library/Bridgeman/bearbeitet von Stefanie Peters: 173, 175

VORSCHAU: Massimo Listri/Corbis: 178 o.; Bettmann/Corbis: 178 l. u.; Arte & Immagini/Corbis: 178 r. u.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos übernehmen Verlag und Redaktion keine Haftung.

© GEO 2005, Verlag Gruner + Jahr, Hamburg, für sämtliche Beiträge.

Einem Teil dieser Auflage liegen folgende Beilagen bei: ABZ Verlag Zürich, Katholisches Bibelwerk e. V. und Gruner + Jahr mit GEO Epoche.

GEOEPOCHE

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE

Gruener + Jahr AG & Co KG, Druck- und Verlagshaus, Am Baumwall 11, 20439 Hamburg, Postanschrift für Verlag und Redaktion: 20444 Hamburg, Telefon 040/37 03 00, Telefax 040/37 03 56 48, Telex 21 95 20, E-Mail (Redaktion): briefe@geo.de; Internet: www.GEO.de

HERAUSGEBER

Peter-Matthias Gaebe

CHEF-REDAKTEUR

Michael Schaper

GESCHÄFTSFÜHRENDE REDAKTEURE

Cay Rademacher (Text), Jutta Krüger (Art Direction)

TEXTREDAKTION

Dr. Anja Herold

Freie Mitarbeiter: Jens-Rainer Berg

BILDREDAKTION

Christian Gargler

Freie Mitarbeiter: Susanne Dötting, Marita Kankowski, Roman Rahmacher

ART DIRECTOR

Johannes Dönges

DOKUMENTATION: Olaf Mischer

Freie Mitarbeiter: Dr. Susmita Arp, Dr. Ulrike Schimming, Sebastian Schulien, Andreas Sedlmair, Torsten Terraschke, Petra Wichmann

WISSENSCHAFTLICHE BERATUNG: PD Dr. Frank Otto

MITARBEITER DIESER AUSGABE

Hans Heinrich Ziemann

Freie Mitarbeiter: Ernst Arthur Albaum, Jürg-Uwe Albig, Dr. Ralf Berthorst, Prof. Dr. Christiane Eisenberg, Susanne Fromel, Till Hein, Malte Henk, Royner Klüver, Franz Lenze, Harald Mantschen, André Paul, Christian Schneider, Tobias Schnettler, Kia Vahland, Melanie Wolter

KARTOGRAPHIE: Stefanie Peters

SCHLUSSREDAKTION: Dirk Krümer, Hinnerk Seelhoff, Antje Wischow

Freie Mitarbeiter: Jan Pust; Assistenten: Hamelore Koehl

HONORARE: Petra Schmidt

REDAKTIONSSASISTENZ: Ursula Arens

GEO-BILDARCHIV

Bettina Behrens, Gunda Lerche, Gudrun Lüdemann, Peter Müller

REDAKTIONSBÜRO NEW YORK:

Nadja Masri (Leitung), Brigitte Barkley, Wilma Simon, Anuschka Tomar (Sekretariat), 375 Lexington Avenue, New York, NY 10017-5514, Tel. 001-212-499-8100, Fax 001-212-499-8105, E-Mail: geo@geo-ny.com

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt: Michael Schaper

VERLAGSLEITUNG: Dr. Gerd Brüne, Ove Saffke

ANZEIGENLEITUNG: Anke Wiegell

VERTRIEBSLEITER: Markus Böhrer

MARKETINGLEITER: Jan-Piet Stempels

HERSTELLER: Peter Grimm

ANZEIGENABTEILUNG Anzeigenverkauf: Ute Wangermann,

Tel. 040/37 03 29 32, Fax: 040/37 03 57 73

Anzeigenposition: Wolfgang Rüders,

Tel. 040/37 03 38 24, Fax: 040/37 03 57 73

Es gilt die GEO-Anzeigenpreisliste Nr. 1/2005

HEFTPREIS: 8,00 Euro + ISBN-Nr. 3-570-19557-0 • © 2005 Gruner + Jahr,

Hamburg, Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,

Konto 0322800, BLZ 200 700 00

DRUCK: Gruner + Jahr AG & Co KG,

Geschäftsbereich Druck, Gruner Druck, IZehoe

Printed in Germany

GEO-LESERSERVICE

FRAGEN AN DIE REDAKTION

Telefon: 040/37 03 20 73, Telefax: 040/37 03 56 48

E-Mail: briefe@geo.de

ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG

ABONNEMENT DEUTSCHLAND Jahres-Abonnement: 27,50 €

BESTELLUNGEN:

Gruener + Jahr AG & Co KG

GEO-Kundenservice

20080 Hamburg

Telefon: 01805/861 80 03

(12 Cent/Min.)

Telefax: 01805/861 80 02

(12 Cent/Min.)

E-Mail: geo-service@guj.de

ABONNEMENT ÖSTERREICH

GEO-Kundenservice

Postfach 5, A-5960 Wolfurt

Telefon: 0820/00 10 85

Telefax: 0820/00 10 86

E-Mail: geo@abo-service.at

ABONNEMENT SCHWEIZ

GEO-Kundenservice

Postfach, CH-6002 Luzern

Telefon: 041/329 22 20

Telefax: 041/329 22 04

E-Mail: geo@leserservice.ch

ABONNEMENT ÜBRIGES AUSLAND

GEO-Kundenservice, Postfach, CH-6002 Luzern;

Telefon: 041/329 22 20, Telefax: 041/329 22 04

E-Mail: geo@leserservice.ch

BESTELLADRESSE FÜR GEO-BÜCHER, GEO-KALENDER, SCHUBER ETC.

DEUTSCHLAND

GEO-Versand-Service

Werner-Haas-Straße 5

74172 Neckarsulm

Telefon: 01805/06 20 00

(12 Cent/Min.)

Telefax: 01805/08 20 00

(12 Cent/Min.)

E-Mail: service@guj.com

SCHWEIZ

GEO-Versand-Service 50/001

Postfach 1002

CH-1240 Gené 42

ÖSTERREICH

GEO-Versand-Service 50/001

Postfach 5000

A-1150 Wien

BESTELLUNGEN PER TELEFON UND FAX FÜR ALLE LÄNDER

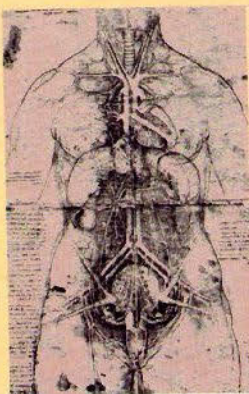
Telefon: 0049-1805/06 20 00, Telefax: 0049-1805/08 20 00

E-Mail: service@guj.com

DIE RENAISSANCE IN ITALIEN 1300–1560

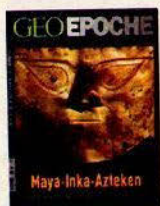


Um das Jahr 1460 lassen die Medici, eine der mächtigsten Familien der Renaissance, ihre Privatkapelle in Florenz mit prächtigen Fresken schmücken (oben), welche die Heiligen Drei Könige zeigen, und fördern die neuen Künste und Wissenschaften. Der Predigermönch Girolamo Savonarola indes verdammt allen Prunk und gotteslästerliche Werke. Zu denen auch die bahnbrechenden Anatomieskizzen gehören, die Leonardo da Vinci heimlich von Leichen anfertigt



Florenz, 26. April 1478: Im Dom gehen während einer Messe Attentäter auf Betende los. Zu den gedungenen Mördern zählen auch zwei Priester. Einer ihrer Hintermänner ist Papst Sixtus IV., der in Rom jene Kapelle hat erbauen lassen, die noch heute nach ihm benannt ist. Ziel des Attentats sind die Medici, die heimlichen Herren der Stadt. Der Anschlag ist ein dramatischer Höhepunkt der Renaissance, jener in Italien im 14. Jahrhundert entstehenden und rund 200 Jahre andauernden kulturellen Blüte. Es ist die Epoche des Übergangs vom Mittelalter in die Neuzeit. In Mailand schmückt Leonardo da Vinci ein Kloster mit einem der berühmtesten Wandgemälde der Welt – und sezziert zugleich im verborgenen Leichen, was die Kirche verbietet. In der kunstsinnigen Stadt Florenz erfinden Brunelleschi und andere Künstler die Perspektive, revolutionieren Malerei, Bildhauerei und Architektur – doch nur sieben Jahrzehnte später lässt der fanatische Mönch Savonarola dort unersetzliche Meisterwerke verbrennen. Aus Konstantinopel fliehen Gelehrte vor den Osmanen nach Italien – und bringen antike Texte mit, die in Westeuropa seit 1000 Jahren verschollen sind. In Mittelitalien rauben die Borgia, die gewissenlosen Kinder eines genussüchtigen Papstes, mit Schwert und Gift ein Reich zusammen – und schrecken auch nicht vor Geschwistermord zurück. Und in Rom treffen die Maler Raffael und Michelangelo aufeinander – die letzten beiden großen Meister der Renaissance. Die neue Ausgabe von GEOEPOCHÉ beschreibt ein schillerndes, rastloses, genialisches Zeitalter.

Zuletzt erschienene Ausgaben (siehe auch Seite 59):



Die folgenden Ausgaben:

- Die Geschichte des Judentums (30. November 2005)
- Das kaiserliche Japan (22. Februar 2006)
- Die Französische Revolution (31. Mai 2006)

Jetzt im Handel



Hier ist einfach alles Spitze: im schönen Bayern.

Erhaben: Auf alten Alpenwegen zu den Steinadlern. **Überlegen:** Die Stellung des Freistaats in Europa. **Himmlich:** Eine Wallfahrt nach Altötting. **Herrlich:** Die verschwenderische Pracht der Fürstenhäuser. **Unerreicht:** Das Glück und die Zufriedenheit der Bayern. **Super:** Bayern mit GEO Special.

Kolle Rebbe

Mit Extraheft:
die schönsten
Touren rund
um München



www.geo.de

Bayern entdecken mit GEO

A woman's face is shown in a close-up, looking out from a classical building interior. The background features a series of arches and columns, bathed in warm, golden light. The overall color palette is dominated by warm, earthy tones like orange, red, and yellow.

1000 Reisen und ein Ziel: Intensiverleben

Studiosus-Reisen erweitern vom ersten Tag an Ihren Blick auf die Welt und schaffen unvergesslich intensive Eindrücke.

Wählen Sie aus dem größten Studienreise-Angebot Europas. Erleben Sie über 100 Länder in ihrer ganzen Vielfalt: Sehenswürdigkeiten und Kultur, Märkte, Strände und die Menschen.

Fordern Sie jetzt kostenlos unsere aktuellen Kataloge an:

Per Telefon **00 800/24 01 24 01**
(Gebührenfrei für D, A und CH)

Oder Internet **www.studiosus.com**

Studiosus